



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

NEDL TRANSFER



HN 3RFR Q



Agr
752
10

KF445



Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

(Class of 1828).

Received 7 Nov. 1888.



Allgemeine
Geschichte
der

Obstkultur

von den Zeiten der Urwelt an
bis auf die gegenwärtigen herab.

ERSTER BAND.

Geschichte der Obstkultur
von den Zeiten der Urwelt bis zu Konstantin dem Großen.

Von

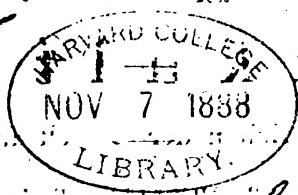
Dr. Fr. Karl Ludwig Sickler.

Nebst einer genetischen Obstcharte und 2 andern Kupfern.

Frankfurt am Main,
in der Jägerschen Buchhandlung
1802.

~~V-3458~~

Apr 7 52.10



Minot fund.

A n z e i g e

für Pomologen, Gartenfreunde, Landwirthe und jeden denkenden Weltbürger.

Die Verlagshandlung des nachstehenden Werks glaubt zu dessen Bekanntwerdung nichts zweckmäßigeres thun zu können, als das freywillige Urtheil des Herrn Oberpfarrer Christ, des würdigen Vaters der neuern Pomologie, hier wörtlich abdrucken zu lassen, damit der Liebhaber durch diese gleichsam gedrängte Darstellung des Ganzen, eine schnelle Uebersicht des wichtigen Werks erlange, und solches um so leichter und mit eigener Ueberzeugung beurtheilen könne.

In der Jägerschen Buchhandlung in Frankfurt am Main ist neu herausgekommen:

Allgemeine Geschichte der Obstkultur, von den Zeiten der Urwelt an bis auf die gegenwärtige herab. — Iter Band. Geschichte der Obstkultur von den Zeiten der Urwelt bis zu Konstantin dem Großen; von D^r. F. C. L. Sickler. — Nebst einer genetischen Obstcharte, und 2 andern Kupfern. 8. 1802.

Dieses fürtreffliche Buch ist eine ganz neue Erscheinung, die einem wahren Bedürfnis unserer Zeit abhilft, da wir bisher noch gar nichts von einer Obstkulturgeschichte haben, deren sich doch sonst eine jede auch geringe Wissenschaft zu erfreuen hat. Nicht nur dem Pomologen, dem Gartenfreund, dem Landwirth, sondern auch jedem denkenden Weltbürger muß es willkommen und höchst interessant seyn, da es zugleich ein wichtiger Beytrag zur Geschichte der allgemeinen Kultur des Erdbodens und folglich der Kulturgeschichte der Menschheit selbst ist, deren Bildung mit jener so genau zusammenhängt. Die Materialien zu einer Obstkulturgeschichte von dem grauen Alterthum an, waren in den ältesten ebräischen, griechischen und römischen Schriftstellern, Dichtern etc. so zerstreuet, versteckt und in Mythen verhüllet, daß nur ein eiserner Fleiß und eine feine Kritik dazu erfordert wurde, sie zu sammeln, zu beurtheilen und zu ordnen. Das hat nun aber der Hr. Verf. rühmlich gethan; er hat die härteste Bahn gebrochen, und ein sehr interessantes Werk geliefert, das er mit größtem Fleiß ausgearbeitet, und zugleich in einer sehr unterhaltenden und angenehmen Schreibart empfehlend gemacht hat. Die Hauptmomente seines Gegenstandes hat er auf ihren rechten Punkt gestellt. Diese sind: eine Darlegung und möglichst vollständige Beschreibung der Obstarten und Sorten, welche die Alten gekannt und verzeichnet haben: — wer jene Alten, jene Völker im Alterthum waren, von denen die Obstkultur betrieben worden: — eine historische Untersuchung des Ueberganges der mehresten und bekannten Obstsorten aus den Mutterländern in andere zunächst gelegene, bis zu uns nach Teutschland: — eine Aufzählung und Würdigung der wichtigsten Menschen, die sich um die Obstkultur verdient gemacht: — eine geschichtliche Angabe der vornehmsten Erfindungen in dieser Wissenschaft, die so viel Nutzen und Vergnügen gewährt. — Ueber alles das findet man in diesem schönen Buch eine gründliche Belehrung, die dem Gelehrten und Ungelehrten ganz neu und höchst interessant ist, auch sind zugleich die Hauptmomente mit sehr vielen wissenschaftlichen und angenehm unterhaltenden Merkwürdigkeiten

und Nachrichten begleitet. — Der Verf. giebt uns voraus eine *Uebersicht* dieses ersten und denn auch der noch folgenden zweien Theile, denen man mit Vergnügen entgegen sehen muß.

Dieser erste Theil enthält die *Urgeschichte* in zweyen Zeiträumen: erstlich von der Zeit des Paradieses an, oder von der Erschaffung der Welt nach der Aera der Juden, den Mosaischen Urkunden zufolge, bis zur Zeit des Homer, oder bis zu Salomoh in Jerusalem, 2900 Jahre. — Hiebey wird mit reiner Kritik die älteste Urkunde von dem Mutterland der Obstbäume, von dem ersten Obstgarten Gan Eden oder dem sogenannten Paradies; welchen Garten nach der Dichtung Jehovah Elohim pflanzte, untersucht und durch die genaue Bezeichnung der Gegend durch Namen und namentlich angeführte Flüsse, welche dieselbe bewässern sollten, bewiesen, daß es keine bloße Dichtung seye, sondern unter der den Morgenländern gewöhnlichen mahlerischen Vorstellung ein Länderstrich gegen Morgen hin angedeutet werde, der der schönste und fruchtreichste war, nemlich die Länder um das Caspische Meer herum etc. Was ferner für eine vulkanische Revolution sich daselbst ereignet, welche die Vorstellung erläutern: "Jehovah trieb den Menschen aus, und lagerte seinen Donnerwagen und die Flamme des gesenkten Schwerdts auf die Morgenseite des Garten Eden." — Es wird ferner gezeigt, wie die Menschen über anderthalbtausend Jahre nachher durch Noah vermittelt einer großen Erdrevolution durch Wasser, (durch die sogenannte Sündfluth,) wieder in jene ursprüngliche freundliche Gegenden gekommen. —

Der zweyte Zeitraum von der *Urgeschichte* der Obstkultur gehet von der Zeit des Homer oder Salomoh bis zu Alexander den Großen, von 2900 bis 3650, oder 750 Jahr. — Dann folgt die *alte Geschichte* von Alexander dem Großen an bis zum Kaiser August und von da bis zu Verlegung der kaiserlichen Residenz von Rom nach Konstantinopel, von 3650 bis 320 nach Christi Geburt, oder 620 Jahre. — Eine schön gestochene ansehnliche *Charte* macht theils die Mutterländer der verschiedenen Obstarten anschaulich, theils zeigt sie durch verschieden gezeichnete Punkte den Weg, den sie von dem ursprünglichen Mutterland auch in andere Länder genommen. Der Druck des Buchs ist mit schönen lateinischen Lettern, und alles entspricht einem vortreflichen Werk, das man mit aller Zuverlässigkeit empfehlen kann.

Christ.

• Nachstehende Druckfehler wolle der Leser noch entschuldigen und verbessern.

Dedication.

Statt Epiginesis lies Epigenesis.

Vorrede.

Seite XXII Zeile 20 statt er, lies sie.

— XXXV — 11 fällt das Komma hinter Enkeln weg.

Schrift selbst.

Seite 87 steht: in der Zeitrechnung von 2900 — 360 und sollte heißen von 2900 — 3660.

— 420 Zeile 1 statt nich lies nicht.

— 430 — 16 statt Aegytschen lies Aegyptischen.

— 431 — 23 statt Chelidomar lies Chelidoniae.

— 497 — 23 statt tactischen lies factischen.

In der *Charte* ist in Lucanien, in dem untern Ende Italiens, der Garten des Lucullus anzugeben vergessen worden.

Sr. Wohlgebohrnen

dem

Herrn Hofrath Blumenbach

in Göttingen,

**seinem verehrungswürdigen ehemaligen Lehrer
und Freunde,**

widmet

diesen Ersten Band

der

Geschichte der Obstkultur

der Verfasser.

Erlauben Sie, verehrungswürdiger Mann, daß ich durch diese Ihnen gewidmete Schrift meinen Namen, nach mehreren Jahren der Entfernung aus Ihrem Kreise, in Ihr Gedächtniß wieder zurück zu rufen wage! Nehmen Sie dieselbe theils als einen öffentlichen Beweis meiner Dankbarkeit an; zu der ich mich durch Ihre unverdiente Güte und Freundschaft, mit der Sie mich während meines Aufenthalts in Göttingen unterstützten, verpflichtet fühle! Nehmen Sie dieselbe theils auch als ein Zeugniß an, welches Ihnen beweise, daß ich Ihre Vorträge über die Naturgeschichte nicht ohne Nutzen für mich besuchte! —

Sie werden in diesem ersten Bande, welches sich vorzüglich mit der Aufsuchung der Urarten aller unserer jetzt noch vorhandenen in so viele Abarten getheilten Obstfrüchte beschäftigt, eine auf diese Weise vielleicht noch nicht versuchte historische Bestätigung Ihrer Theorie der Epigenesis finden. Jede einzelne Obstart wird Ihnen den Beweis in die Hände liefern, wie die Natur von den ältesten Zeiten an, welche die Geschichte nur zu erreichen vermag, durch alle Zeiträume hindurch im Zu- und Nach- Erzeugen der Abarten derselben begriffen war. Und dieser Beweis wird Ihnen nicht auf dem schlüpfrigen Boden der bloßen Muthmaßung,

sondern auf dem festern Grunde der historischen Treue der alten Klassiker aufgestellt werden. Die zwey andern noch folgenden Bände werden diesem Beweise noch eine höhere Evidenz zusichern. — So wie also die Theorie der Epigenesis durch diesen historisch kritischen Versuch eine vielleicht nicht unbedeutende Bestätigung erhält; eben so war es doch auch nur diese Theorie, die mir das erste Licht dabey ertheilte, mir als leitendes Princip diente, und die mich mit Zuversicht arbeiten liefs.

Dürfte Ihnen also, als dem Urheber dieser in der Naturgeschichte so vieles Licht verbreitenden Theorie, diese hier versuchte Anwen-

dung und Bestätigung derselben nicht gleichgültig seyn; so ist es nun mein Wunsch: daß sie von Ihnen besonders, einem vollkommen competenten Richter, ohne Rücksicht auf mich, als Ihren ehemaligen Zuhörer und begünstigten Freund, mit der Liebe zur Wahrheit, die Ihnen so eigen ist, eine strenge und öffentliche Berichtigung und Zurechtweisung erfahren möge.

Mit der größten Hochachtung verharrend

Ew. Wohlgebohrnen

ergebenster

Fr. K. L. Siehler.

V o r r e d e.

Schon seit einigen Jahren mit der Ausarbeitung einer Geschichte der Obstpfl ege von den ältesten Zeiten an bis auf die gegenwärtigen herab beschäftigt, wage ich es endlich, mit derselben in dem vorliegenden ersten Bande vor dem Publikum zu erscheinen. Darf ich die Hoffnung hegen, daß der in ihr behandelte Gegenstand an und für sich selbst schon die Aufmerksamkeit eines großen Theils des Publikums rege zu machen vermöge; so wird die nächstfolgende Erklärung über diese meine Unternehmung, zur genauern Würdigung derselben, hoffentlich hier auch an ihrem rechten Platze stehen?

Ich hatte in dem *Teutschen Obstgärtner* gleich von den ersten Jahrgängen desselben an, nach einem, dem Herausgeber desselben, meinem Vater, von mir mitgetheilten und von demselben genehmigten Vorschlage: das, was die ältern Obstpfl eger unter den Griechen und Römern behauptet haben möchten, in seinem Journale gemeinnützig zu machen; aus den ältern griechischen und römischen Schriftstellern über den Landbau Auszüge geliefert, welche die Grundsätze der Alten in Betreff der Obstkultur darstellen sollten. — Diese Idee war von mehrern einsichtsvollen Rezensenten bey Gelegenheit der Beurtheilung des ersten Jahrgangs des T.

O. G., als z. B. in der Allg. Litt. Zeitung, gebilligt worden, und hatte auch den Beyfall vieler Leser gefunden, welche es in Zuschriften an den Herausgeber des Journals nicht an Aufforderungen fehlen ließen, diese Idee immer weiter auszuführen. Dem zu Folge war in dem T. O. G. auch das Versprechen gethan worden: *„eine wirkliche Kulturgeschichte des Obstbaues zu liefern, welche alle in jeder Klasse von Schriftstellern aufgefundenen Nachrichten über die Entstehung, die Wanderungen, und die Pflege des Obstbaums sammeln, diese in chronologischen Zusammenhang bringen, und also eine fortlaufende Darstellung der ursprünglichen Beschaffenheit der gesammten Obstpflege, nebst deren Wachsthum und dem Fortgange derselben geben sollte.“*

Hatte aber jene erstere Idee; nemlich die — bloß Auszüge aus einer beschränkten Klasse von Schriftstellern (über den Landbau) aus dem Alterthum zu gewähren — schon eine günstige Aufnahme gefunden; so erhielt nun diese neuere einen ungleich größern Beyfall, sogleich bey der ersten Bekanntmachung derselben. Und dieser Beyfall wurde ihr nicht bloß von denen zu Theil, welche, als besondere Liebhaber und Pfleger des Obstbaues, eine Geschichte ihrer Lieblingswissenschaft wünschen durften; sondern sie erhielt ihn auch von mehreren Männern, die der Geschichte der Wissenschaften und Künste überhaupt ihre besondere

Aufmerksamkeit zu schenken pflegen; indem diese wahrscheinlich glaubten: daß durch eine solche Geschichte vielleicht irgend ein Beytrag zur allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit sowohl als des Bodens, den diese bewohnt, gewonnen werden könne.

Allein — so ermunternd auch dieser Beyfall für mich war; so gestehe ich doch, daß ich nicht selten von den Schwierigkeiten des Unternehmens zurückgeschreckt wurde; weil ich es meinen Kräften nicht zutrauen konnte, sie, der Erwartung gemäß, alle zu überwinden, und etwas möglichst Vollkommnes zu geben. — Bey dem gänzlichen Mangel aller tauglichen Vorarbeiten dazu fand ich nemlich fast auch nicht ein einziges Hülfsmittel, welches mir diese Arbeit hätte erleichtern können. Niemand noch hatte nur den Gedanken zu einer allgemeinen Geschichte der Obstpflege, so wie ich ihn mit mir trug, angegeben; vielweniger, daß ein Versuch zu einer Ausführung desselben gemacht worden wäre! denn, die im vorigen Jahre bey Guilhanmann in Frankfurt als Uebersetzung erschienene Geschichte der Obstkultur Frankreichs ist ein Auszug aus des Le Grand d'Aussy grösserem Werke, *) und enthält, ausser einigen sehr trivialen, die ältere Geschichte betreffenden Nachrichten, nur eine sehr magere und unvollständige

*) Histoire de la vie privée des François, depuis l'origine de la nation jusqu'à nos jours. Par Mr. le Grand d'Aussy. à Paris, 1787. 8vo III. Vol.

Uebrigens glaube ich aber doch mit Recht überzeugt seyn zu dürfen, daß das *Merkwürdigste* wenigstens nicht von mir übergangen, und daß das Publikum durch den Titel meiner Schrift nicht getäuscht worden sey. Bewußt bin ich es mir, alle mir nur mögliche Sorgfalt bey der Ausarbeitung derselben angewendet zu haben; indem ich vorerst mehrere Jahre hindurch mit dem Excerptiren alles dessen, was ich in den alten Klassikern vorfand, beschäftigt war, ehe ich die Hand an die Zusammenstellung und die Ordnung der gesammelten Excerpte legte. — Sollte daher das, was ich geliefert habe, auch nicht möglichst vollständig seyn: sollten sich auch manche von dem Litterator leicht zu entdeckende Unrichtigkeiten sogar in meinem Werke finden, die bey solchen Unternehmungen immer so schwer zu vermeiden sind, wo zuerst die Bahn gebrochen wird; so darf ich doch wohl auch im Gegentheile nicht befürchten, eine gänzlich unvollkommne Arbeit und überhaupt nur bekannte Sachen geliefert zu haben. —

Vielleicht dürfte auch der Litterator, so wage ich es zu vermuthen, manchen *Neuen* in ihr finden, welches seiner nähern Prüfung nicht unwerth wäre? — Diesem empfehle ich daher insbesondere die geographischen Untersuchungen über die Erdkunde des alten Verfassers der Urk. Joh. Elohim in dem ersten Buch Mosi, welche in der *theologia*

schen Monatschrift. *) des Herrn Professor Augusti in Jena eine weitere Ausführung erhalten haben: so wie auch die Vermuthungen über den östlichen Atlas der Urwelt. — Ich bin in diesen Untersuchungen von allgemein angenommenen Vorstellungsarten berühmter grosser Gelehrten abgegangen, und muß deshalb, aus Liebe zur Wahrheit, eine nähere Prüfung derselben, zur Berichtigung der Unrichtigkeiten in ihnen, aufrichtig wünschen.

Der vorliegende erste Band, welcher bis zu *Konstantin* dem Grossen geht, hat eine Charte erhalten, die eine instruktive Vorstellung des Entstehens, des Wachsthums und der Wanderungen des Obstbaues in der alten Welt ertheilen soll. Man hat sie nur gegen die geschichtliche Darstellung in der Schrift selbst zu halten, um zu bemerken, wie sich jede Angabe in derselben bewähre. Jeder nachfolgende Band wird ebenfalls von einer ähnlichen begleitet seyn. Die Charte des dritten und letzten Bandes wird alle jetzt bestehenden berühmten Obstbaumschulen Frankreichs, Englands und Deutschlands enthalten: um hierdurch dem Freunde der Obstkultur als eine Art von Führer dienen zu können.

Indem ich nun diese Schrift, was das Sachliche in ihr anbelangt, der billigen Nachsicht der Beurtheiler derselben, in Rücksicht meiner, eben so wie als einer strengen Berichtigung jedes Irr-

*) Erster Jahrgang I. u. IItes Stück 1801.

thums in ihr, in Hinsicht auf sie, empfehle: indem ich mir diese Nachsicht ebenfalls für den in ihr gebrauchten Vortrag erbitte, der unmöglich so anziehend und fließend, als wie bey andern geschichtlichen Arbeiten geliefert werden konnte; so halte ich es noch für nöthig, der Aufmunterungen und Winke, die mir, während daß ich an ihr arbeitete, von mehrern unsrer geschätztesten Gelehrten, als dem Herrn Hofrath *Schütz* in Jena, Herrn Generalsuperintendent *Löffler* und Herrn Professor *Galletti* in Gotha, so wie auch von meinem Vater ertheilt wurden, mich dankbarlichst zu erinnern; da ohne sie diese Unternehmung von mir vielleicht nicht zur Ausführung gebracht worden wäre.

Da ich für die Korrektheit des Drucks, wegen der zu weiten Entfernung des Druckorts von mir, nicht selber sorgen konnte, sondern mich lediglich auf den Korrektor desselben verlassen mußte; so bitte ich die Berichtigungen und Zusätze bey vorkommenden bedeutenden Inkorrektheiten gütigst nachzusehen, welche dem Schlusse dieses Bandes beygedruckt werden sollen.

Gotha im Febr. 1801.

d. V.

Der Fruchthain

eine Idylle.

Auf Siciliens hohen Gebürge, wo einst, in
der Vorzeit
Unsrer Welt, Theocrits, des Lieblichen, ländli-
che Lieder
Sanft zu der Flöte des Schäfers dem friedlichen
Landmann ertönten,
Weidete Damon, der Alte, zur Ruhe die blü-
ckende Heerde.
Glühend versank jetzt Phöbos im Meere; ein
kühlender Westwind
Flog nun vom Gipfel des Berg's, und spielt' mit
den silbernen Locken,
Welche dem Scheitel des Greisen entflossen; die
Düfte des Thales
Schwebten in spiegelnden Nebeln empor; dem
freundlichen Abend
Bot der scheidende Stral noch den Gruß aus
dem goldenen Westen;
Einzeln flöteten nur noch die Sänger im düstern
Gebürgshain;
Und es stand jetzt sinnend der Greis auf dem
bräunlichen Felsen,
Dessen Gewölbe die Heerde nun deckte. Sein
treuer Philalkes
Hatte sich ihm zu den Füßen gelagert. Er blickt'
in die Tiefe
Freundlich hatte der Abend zu großen und schö-
nen Gefühlen
Ihm, dem traulichen Alten, den männlichen Bu-
sen geöffnet. —

••

Weit in der Ferne bekränzte den bläulichen Bo-
gen des Meeres

Leise mit Purpur der Saum an dem deckenden Him-
melsgewölbe.

Einzelne Inseln des Jonischen Meer's, Kälabriens
Küsten,

Libyens Felsengestade entstiegen den schillernden
Fluthen.

Näher den Blicken vertoos'te die Fluth; auf dem
schwankenden Rücken

Ihres azurnen und grünen Gewandes segelten
Schiffe,

Ruderten Barken, und spielten die Kähne be-
schäftigter Fischer.

Eilend flogen sie her an Siciliens grünende
Ufer. —

Kehrte noch näher der Blick vom großen Gewäs-
ser zum Lande,

Da erhoben sich tief in weitverbreiteten Eb-
nen

Woogende Felder, mit Korn und andern Früch-
ten besäet,

Welche dem Greise, gesä't in die Fluthen, ein
Meer auch erschienen.

Dort entstiegen den Ebenen Hügel, bewachsen
mit Reben,

Wie ein Eiland dem Meere. Und näher dem Fel-
sengebürg

Ragten viel einzelne Berge empor aus den dam-
pfenden Thälern,

Hoch von dem Gipfel bis hin zu dem Fuß, in
den Gründen, bekleidet

Reich mit des Fruchthains milden Gewächsen aus
allerley Zonen.

Glänzend, der Abendsonne entgegen, erhoben
der Kirschbaum,

Nebst der Pfirsch und Granate, die lieblichen
saftigen Früchte:

Kräftig trug die Kastanie ihr Haupt an der Schwester, dem Nufsbaum:

Tief in dem Laube versteckte bescheiden die Früchte die Feige:

Gelbliche Birnen und Aepfel, mit purpurröthlichen Pflaumen

Blickten häufig hervor aus dem Laube belasteter Zweige.

Weiter hinauf am Gebürge, da reiften Kornelinskirschen,

Brom- und Himbeer in Menge. — Das heitere Auge des Alten

Trank in zufriedenen Blicken Trinacriens Fluren-gepränge,

Und von dem Saume des Meeres erhob sich's dankend zum Himmel.

Plötzlich horchte Philalkes jetzt auf — es tönte ein Fußtritt

Hinter dem Felsen — es lauschte der Alte. — Ein schüchterner Fremdling

Stieg vom Gebürge ermattet herab. Jetzt trat er zum Alten. —

„Freundlicher Schäfer, o sey mir gegrüßet! wie dank ich dem Himmel,

„Der mich zu dir geführt! — Ich irrte die Hälfte des Tages

„Schon im Gebürge herum, die sichern Wege verfehlend.

„Ach die Hitze verbrannte mich sehr; es lechzet mein Gaumen

„Nach dem erquickenden Trank, auch bin ich der Speise bedürftig;

„Einzelne Beeren stillten mir nicht das heft'ge Bedürfnis.

„Gieb mir, was du vermagst, ich werd's mit Freuden dir lohnen,

** *

„Und voll Danks mich deiner erinnern:“ — so sprach er, der Fremdling.

Aber voll Güte versetzte der Alte: „O sey mir willkommen!

„Sey mir willkommen! — nicht Goldes noch Dankes bedarf es, wir Schäfer

„Theilen ein dürftiges Labsal umsonst dem irrenden Fremdling,

„Nur ein zufriedner Blick ist genügend. — Nur harre ein wenig;

„Dafs aus der Hütte dort nah' im Gebüsch', das Erwünschte ich hole.“

Drauf so gieng er voll Eile, um bald das Verlangen zu stillen;

Und schon kehrt er zurück. — Auf blühendem Teppich' des Rasens

Breitet ein Ziegenfell er, mit nährendem Käse von Schaafen,

Fettiger, durstvertreibender Milch, und würzige Aepfeln,

Birnen, und Pflaumen besetzt; auch fehlt' im geglätteten Bockshorn

Nicht der liebliche Wein, Syrakusischer Art. In der Berghöh'

Ward dieß Mahl aus dem Schlauche des Hirten das köstlichste Labsal,

Welches der Fremdling nur je noch genossen. Das hohe Gebürge

Schien ihm die leckerste Tafel, zu welcher die Fluren spendet.

Bald entschwand sein Blick in den Wolken, und bald in den Tiefen

Rauschender Fluthen, und bald in den Thälern senkt' er sich nieder.

Als nun des Tranks und der Speise Bedürfnis im Fremdling gestillt war,

Und er dem Alten erzähl't, von wannen er komme, wohin er

Noch zu gehen gedenke, daß von Kaukasiens
Bergen.

Er Kleinasiens Fluren, und Joniens Inseln be-
reiset,

Und nun wieder zu kehren zur Heimath, ferne
von hinnen,

Im Hesperischen Lande, Germanien, jetzt ge-
sinnt sey;

Da nun erhob der Alte zu ihm die forschenden
Worte.

„Fremdling — und vielgewandeter Mann! wohl
sähest und kennst du

„Viele der Länder, in ihnen die Menschen,
desgleichen die Früchte,

„Welche die Ebenen und Hügel erzeugen; auch
scheinst du trefflich

„Mir zu wissen was sonst und wie es zur Vor-
zeit gewesen; —

„Sage mir doch, dich labten ja sehr die gelbli-
che Birnen,

„Ist die Sage wohl wahr, daß diese vor Alters
aus Osten

„Zu uns gekommen; daß dort ein Land mit
Früchten bedeckt

„Ohne der Menschen Bemühen sich finde; daß
unsere Insel,

„Gleich den Ländern im Westen, die Früchte
von dort her erhalten?

„Nie noch traut' ich der Sage: doch wollen gar
viele sie loben.

„Drum so sag' und verhele mir nicht des Gei-
stes Gesinnung!“

Drauf so entgegnete dieser: „O Lieber, wa-
rum dieß verhehlen?

„Gerne theil' ich mit dir die Schätze des grös-
seren Wissens:

„Was ist erfreulicher wohl, als belohrende Worte
zu tauschen!

„O wohl war der Gan Eden ein Garten von
Göttern gepflanzt!

„Aber — wie wandelt sich oft nicht das Licht
in trauriges Dunkel! —

„Siehe — es hüllte auf einmal in nebliges Dun-
kel im Osten

• „Sich der glänzende 'Himmel' — ein Bleigrau
deckt' das Gewölbe;

„Blutroth stieg die Sonne empor, und barg sie
sich wieder;

„Es verstummten die Sänger des Hains im ver-
welkenden Laube.

„Plötzlich rollte ein Donner herab aus dem Wol-
kengetümmel

„Hoch aus der Luft — ein feuriges Schwerdt vor
ihm her; — es zertheilte

„Zischend den Gipfel des Felsengebürgs; — es
erbebe die Erde. —

„Flammen entsprüh'ten den Schlünden der halb-
zerschmetterten Berge; —

„Dummpfies Krachen zerborst' in den felsigen Hö-
len des Bodens.

„Jetzo versanken die Hügel — die Ebenen zer-
rissen; es tobte

„Lautaufheulend der Sturm; er durchbrach die
gespaltenen Felsen. —

„In den geöffneten Küsten vertoos'ten die Woo-
gen der Ströme. —

„Ach! — der Gan Eden verschwand in dem
Grau'n der wilden Zerstörung:

„Seine Bewohner entflohn in dem nächtlichen
Dunkel gen Westen,

„Und es versagte der Cherub noch lange mit
flammendem Schwerdt

„Wieder zu kehren von da zu den Fluren des
lieblichen Fruchthains! “ —

- „Ein Jahrtausend — mit ihm noch die Hälfte
des zweiten, verrollte,
„Und in Syriens Boden bemühten sich emsig die
Menschen.
„Siehe da kam vom Lande aus Westen ein gros-
ses Gewässer
„Theils vom Regen des Himmels, und theils
von den Fluthen der Meere
„Ueber die Berge gedrängt; es scheuchte die
emsigen Menschen.
„Aber sie alle begruben die Fluthen, den einzi-
gen Noah
„Trug mit Weibern, Kindern und Enkeln ein
Schiff aus den Fluthen.
„Ostwärts trieb sie der Strom, Armeniens Ber-
gen entgegen;
„Bis nun diese, der Woogen und Fluthen erho-
bene Mauer,
„Hemmten die Fahrt. Mit Preis und mit Dank
zu dem Höchsten entstiegen
„Sie nun dem Schiffe. Sie fanden ein mildge-
segnetes Fruchthland,
„Reich mit Oliven besetzt, und erfüllt vom köst-
lichen Weinstock;
„Welcher dem Menschengeschlechte das trefflichste
Labsal zur Speise,
„Wie zum Getränke, doch wild und ungebaut
hier erwachsen.
„O wie freute nicht Noah sich seiner! Ein gött-
lich Geschieke
„Führte ihn wieder zum Lande der erstgeschaf-
fenen Menschen!
„Führte ihn wieder zur Gränze Gan Edens, zum
göttlichen Fruchthain!
„Nicht mehr schwang nun der Cherub das bliz-
zende Schwerdt an dem Eingang;
„Nicht mehr tobte der Sturm; und nicht mehr
behte die Erde.

- „Dass ihm dieser zum Danke dafür den trefflichen
Rath gab:
- „Ueber den himmeltragenden Atlas, das große Ge-
bürge,
- „Welches im Osten, vom Kaspischen See in die
Wolken
- „Stolz sich erheb't, jetzt heisst es der Ural, zu zie-
hen; denn jenseits
- „Würde den Garten erfinden. — Er folgte der
trefflichen Weisung;
- „Und in dem Lande der späteren Scythen, die nur
von den Früchten
- „Obstfruchttragender Bäume sich nährten; da fand
er den Garten. „
- „Griechenlands Fluren empfingen von ihm die
herrlichen Früchte.
- „Moor und Sümpfe verschwanden, auf ihnen erhob
sich der Fruchthain.
- „Ueber das stürmische Meer trug ihn der schiffende
Mensch hin;
- „Und auf die Klippen der Inseln des Meeres, dass
da um die Wette
- „Volk mit Volk um ihn sich bemühe. — Im Land'
der Phäaker,
- „Welche, dort blinkt sie, die Insel, die langge-
dehnte, bewohnten,
- „Corcyra hiefs sie vor Alters; erbaute den treff-
lichsten Garten
- „Sich Alcinous einst, mit Birnen, Aepfeln, und
Weinen
- „Reichlich besetz't: auch pflanzte in Ithaka's Eben
Laertes,
- „König, und erster der Pflanze im Volk, mit Eifer
den Fruchthain,
- „Als ihn Ulysses, der Sohn, überraschte. — Ulys-
ses, der kluge
- „Vielgewanderte Mann, der einst, verschlagen von
Stürmen,

- „Hier Siciliens Ufer betrat, das Land der Cyclo-
pen,
„Welche, gesetzlos und wild, nie bau'ten den herr-
lichen Boden;
„Welche die bittern Früchte der Wildniß hungrig
genossen:
„Denn noch nährten die Fluren hier nicht die mil-
deren Früchte.
„Nur das Gewimmel der Inseln im großen Aegäi-
schen Meere
„Trug Dionysens Geschenk noch allein; und Wei-
ne aus Andros,
„Chios, Lesbos, und Cos, aus Thasos, Creta, und
Kypros
„Füllten die stattlichen Becher beym Trunkgelage
der Helden,
„Während die göttlichen Sänger die Thaten der
wackeren Väter
„Sangen zum Klänge der Lyra, und daß im frohen
Gesange
„Bey dem Schalle der Cymbeln und Flöten fröhliche
Weiber,
„Knaben und Jünglinge folgten dem Zuge des
griechischen Bachus,
„Haltend den Thyrsus, und Evoë rufend zur
Feyer des Festes:
„Denn so ehrte der Enkel auf Griechenlands blü-
hendem Boden
„Seiner Väter Bemühen, die Erde mit Früchten
zu füllen.
„Ha — wie jauchzten nicht alle die feiernden
wandernden Schaaren
„Auf dem Weg' von Athen nach Eleusis, wenn
an der Ceres
„Heiligem Feste des Herkules Korb, gefüll't mit
des Obstbaum's
„Labenden Früchten, umwunden vom Drachen, dem
Hüter des Gartens,

- „Den der Alcide erschlagen, gebracht ward! —
Alle erhoben
„Dankend die Hände zum Sohne des Zeus, dem
Stifter des Obstbau's,
„Der in Griechenlands Flur die emsigen Menschen
beglückte.“
„Ja — von der Zeit des Homer, bis hin zu
der Zeit des Pericles,
„Und noch tiefer hinab, als noch auf griechi-
schem Boden
„Während der Künste Gedeih'n der Freiheit Ge-
nius schwebte,
„Pflegten die Helden des Volks, die Weisen,
die Dichter des Obstbaums.
„Von ihm sangen die Sänger, und von ihm
lehrten die Weisen, —
„Wär's Aristoteles nicht — und nicht Thopha-
stus von Lesbos
„Welche von ihm die Künste der Wartung und
Pflege gelehret? —
„Denn Hetruriens Göttin, Pomona, die holde,
empfäng erst
„Aus den Händen der Griechen die Gaben des
schattigen Fruchthains;
„Nur nach manchem Jahrhunderte erstlich erho-
ben in Menge
„In Italien sich die Kinder des weisen Ver-
rumus.“
„Griechenland sank; das hohe und stolze; es
hatte den Nacken
„Endlich dem Sieger gebeugt, den Roma, die
mächt'ge, gesendet.
„Auf Thessaliens Tempeln, die Lustgesilden um
Elis,
„Macedoniens Fluren, Böotien, Attica's Hü-
geln,
„So wie im Peloponnesus, den Inseln des grie-
chischen Meeres

- „Zog nun Italiens Ritter, die herrlichen Früchte
beschauend
„Und vom Genusse derselben erfreut, voll Eifer,
sie weiter
„Westwärts im heimischen Boden zu pflanzen. —
Der Sieger Lucullus,
„Aus Kleinasiens Ländern, dem Pontus, die Menge
von guten
„Schönerwachsenen Früchten entführend, brachte
die Kirschen
„Birnen und Nüsse, Armenische Aepfel, genannt
Apricosen,
„In Campaniens Ebenen. — Der Sieger von Syrien
führte
„Aus Damascus die saftigen Pflaumen, so wie die
Granaten
„Aus Judäa. — Aegyptens Erobrer verpflanzte die
Pferschen
„Von dem Gestade des Nil in den Italienischen
Boden.
„All der treffliche Wein von den Inseln bedeckte
die Hügel
„Von Kalabriens Küsten, gebracht von den keh-
renden Kriegern.
„Gärten, wo Kunst mit Natur sich vereinte, ent-
hielten die Früchte
„Aus den mancherley Ländern, wohin nur der Rö-
mer gedrungen.
„Dort, an Latiums Küsten im Adriatischen
Meere,
„Pflanzte Carthago's Vertilger, der rauhe Cato, den
Fruchthain.
„Hier, um Neapel entblühten die Gärten Virgils,
des geliebten
„Sängers der nährenden Heerden, des Land-, des
Wein- und des Obstbau's.
„Dort, in Hettrurien, hgte und pflegte im Thus-
zischen Irrpark

- „Plinius emsig den Wein und den Obstbaum. —
 Latium deckten
 „Wohl vom Norden zum Süden in großer unzähl-
 barer Menge,
 „Da in der Mitte des Landes, und dort an dem
 Ufer des Meeres;
 „Hier von Saaten umwoogt, und dort von Wäl-
 dern umzogen,
 „Ueber und unter den Hügeln, die Gärten der
 Römischen Edeln.
 „Gärten — wo an der Platane, der Ulme, das Ae-
 bengewinde
 „Schwerbelastet mit Trauben sich wand, wo hin-
 ter der Pappel
 „Und der Cypresse, die Birne, der Apfel, die
 Pflaume, die Feige
 „Sich bescheiden verbarg. — O glücklicher Boden,
 in welchem
 „Könige, Konsuls, Cäsars, und Dichter und Red-
 ner und Weise
 „Einst in der friedlichen Toga, befreit vom lasten-
 den Purpur
 „Und dem Geräusche der Stadt, im Haine der lieb-
 lichen Villen
 „Gerne des Obstbaums pflegten! — Die selbst aus
 dem Kern' in dem Boden
 „Mühsam entlockten das Reis; die selbst mit dem
 Messer zum Stamme,
 „Und zum kräftigen Baum es erzogen; die, ru-
 hend im Schatten
 „Seiner belasteten Zweige, die Früchte selber sich
 brachen,
 „Sie beym ländlichen Mahle mit lächelnden Enkeln
 verzehrten,
 „Und des Weines genossen aus selbstgekelterten
 Trauben! —

Glück-

- „Glücklicher Boden! — in dem; auf den Höhen
 „Präneste's und Tiburs,
 „Und in den Thälern von Bajä der schattige Fruchthain,
 „Strotzend von herrlichen Früchten, dem nährenden Schoosse entstiegen.
 „Deine Gefilde bedeckte der hebliche Frühling der Erde,
 „Herrlich prangten in ihnen die würzigen Gaben Pomonens;
 „In dich kehrte durch sie die goldene Zeit des Saturnus! —
 „Ward Italien nun vom Obstbaum reichlich bedeckt,
 „Also mehrt' er sich auch in Siciliens Boden: denn Griechen
 „Nebst Carthago's Bewohnern, und drauf die siegenden Römer,
 „Bauten und hegten ihn da. Die Hügel voll Reben, den Fruchthain,
 „Welchen am Fuß des Gebürg's du, traulicher Alter! erblickest,
 „Sind ein Beweis der pflegenden Hand der ältern Bewohner,
 „Deren Gebein wohl seit Jahrtausenden schon in dem Boden
 „Dieser Gefilde vermodert, und längst zerfallen in Asche
 „Durch die Gewalt der Mutter Natur die nährenden Kräfte
 „Zu dem Gedeih'n und Erwasen der fröhlichen Saaten und Früchte
 „Noch der Erde ertheilt, daß sie in dem Schoosse der Verwesung
 „Selbst dem Boden noch nützen, den einst ihr Fleiß schon gebauet.

- „Seyd mir verehrt, ehrwürdige Alten! —
durch euer Bemühen
- „Kam in Germanischen Boden, den Wälder von
Eichen und Tannen
- „Deckten bisher in ewiger Nacht, die liebliche Hei-
math,
- „Einst der Fruchtbaum auch mit dem zarten Ge-
wächse der Reben.
- „Mit ihm zogen die Künste, die Sitten, und un-
sere Väter
- „Bauten den Boden, verlassend die Hölen der dü-
steren Wälder.
- „O — wie segnet der Enkel der rauhen und alten
Germanen
- „Euch, die trefflichen Römer! die einst, vom Cä-
sar geführt
- „Zu dem Gestade des Rheins, verachtend die To-
desgefahren,
- „Welche die Söhne der Jagd, des Krieges gewoh-
net, euch drohten,
- „Hier den köstlichen Wein, die Birne, den Apfel
zu pflanzen
- „Emsig gelehret: — die ihr den Belgen, den Brit-
ten, den Franken,
- „Nebst den Pfirschen, die Kirschen, die Pflaumen
gebracht. — Sie belohnen
- „Euer erhabnes Verdienst durch ewig dankenden
Nachruhm.
- „Möge — o möge für ewige Zeit die lastende
Fülle
- „Aller der Früchte, die jetzt Hesperiens Fluren be-
decken,
- „Immer sich mehren, vom freundlichen Himmel
und nährenden Boden
- „Ferner begünstigt! — Möge ihr Schutzgeist über
sie walten! —
- „Mögen die Väter des Volks, die edlern Fürsten
der Länder,

„Denen das heil'ge Geschäfte der Leitung des Menschen vertraut ist,
„Sich der Werke Laertens und Cato's des Großen
erinnernd,
„Immer beflügeln die Hand des Obstbaums Saamen
zu streuen!
„Möge die Nachwelt nimmer vergessen der Väter
Bemühung!
„Mög' sie durch Pflege und Kunst des Fruchthains
edle Geschlechter
„Immer erhalten! den spätesten Enkeln, das herrliche Erbtheil! “ —

Also sprach zu dem Hirten der Fremde in freundlicher Dämm'ung.
Silbern blinkte der Mond vom unendlichen Himmelsgewölbe
Schon auf die Beyden herab. — Sie suchten das
Lager der Hütte,
Sanken zum Schlummer darauf, und liebliche
Träume umfloh'n sie.

Verzeichniss.

der vorzüglichsten Schriftsteller, welche zu diesem ersten Bande als Quellen dienten.

A. *Klassiker.*

- A**pollodori Atheniensis Bibliothecae L. III. herausgegeb. von Chr. Gottl. Heyne 1782.
- Aristoteles L. physicorum L. III. de plantis. herausgegeb. von Is. Kasaubonus.
- Athenaei Deipnosophistarum L. XV. herausgegeb. von Is. Kasaubonus.
- Apollonii Rhodii Argonauticorum L. III. herausgegeb. von Brunk 1780.
- Biblia sacra V. T.
- Catonis de re rustica L. I. herausgegeb. von Gesner und Schneider.
- Columellae de re rustica L. XIII. herausgegeb. von Gesner und Schneider.
- Diodori Siculi Bibliothecae historicae libri qui supersunt. herausgegeb. von Wesseling. 1745.
- Dioscoridis Anabarzei de medicinali materia L. VIII. zu Paris 1549.
- Galen de materia medica, zu Venedig 1597.
- Homeri Ilias et Odyssea. herausgegeb. von Wolf.
- Hesiodi opera et dies, herausgegeb. von Robinson. 1737.
- Herodoti historiarum L. IX. herausgegeb. von Stephanus 1570.
- Josephi opp. omn. herausgegeb. von Haverkamp 1726.
- Macrobiani Saturnaliorum L. VII. herausgegeb. von Camerarius 1535.
- Plinii Secundi historiae naturalis L. XXXVII. herausgegeb. von Hardouin. Paris 1685.
- Plinii Caecilii Secundi epistolae. herausgegeb. von Barth. 1675.

- Plutarchi symposion und vitae parallelae. herausgeb. von Wyttenbach.
- Pausanji Graeciae descriptio accurata. herausgeb. von Kuhn 1696.
- Palladii de re rustica L. XIV. herausgeb. von Gesner. 1735.
- Strabonis rerum geographicarum L. XVII. herausgeb. von Is. Kasaubonus.
- Theophrasti Eresii de causis plantarum L. VI. und histor. plantarum L. X. herausgeb. von Scaliger 1644.
- Varronis de re rustica L. III. herausgeb. von Gesner und Schneider.
- Virgilii Maronis Georgicon. Uebersetzt und herausgeb. von Vofs.

B. Neuere Schriftsteller.

- Barhelemy (Jean Jaques) Voyage du jeune Anacharsis en Grece, dans le milieu du quatrième siècle, avant l'ère vulgaire. Tom. IV. à Paris 1788.
- Bochart Geographia hebraica T. II.
- Böttiger Erklärungen griechischer Vasengemälde B. I. Heft I. II. III. So wie auch desselben Razemationen über die Gartenkunst der Alten im N. T. M. Jahr 1800 und Abhandlung über die Wachsfrüchte der Alten im Journal des Luxus und der Moden Jahrg. 1796. Febr.
- Chardin voyage en Perse T. I — IV. Amsterd. 1735.
- Ferrand voyage de Krimée en Circassie par le pays de Tartares Nogais. Band 10 der Voyages au Nord 450.
- Göldenstäds Reisen durch Rußland und im Kaukasischen Gebirge. Theil I. Petersburg 1787. 4.
- Lamberti Histoire de la Colchide, et Mingrelie. Band 7 der Voyages au Nord.
- Mannert Geographie der Griechen und Römer. Nürnberg 1788 — 99. 5 Theile.
- Meiners Betrachtungen über die Fruchtbarkeit, oder Unfruchtbarkeit, über den vormaligen und gegenwärtigen Zustand der vornehmsten Länder in Asien. Band I — II. 1795. u. 96. Ein vorzügliches Werk, durch dessen Gebrauch in mehreren Fällen mir meine Arbeit sehr erleichtert ward.

Otter Voyages en Turquie et en Perse. II. Tome. Paris 1718.

Pallas Reisen durch verschiedene Provinzen des Russischen Reichs. Petersburg 1771. 3 Bände.

Reineggs Allgemeine topographische Beschreibung des Kaukasus. Th. I. II. Hildesheim und Petersburg 1796—97.

Tavernier Reisebeschreibung. Genf. 1681.

Tournefort Relation d'un Voyage du Levant. II. Tome Amsterdam 1718.

Dieses ist das Verzeichniß der vorzüglichsten von mir am meisten benutzten Quellen. Die Angabe der unzähligen andern Nebenquellen wird man mir hoffentlich erlassen.



Plan und Uebersicht des ganzen Werks.

A. Uebersicht des ersten Theils.

Urgeschichte.

Erster Zeitraum.

Von der Zeit des Paradieses an, oder von der Erschaffung der Welt, nach der Aera der Juden, den Mosaischen Urkunden zu Folge, bis zur Zeit des Homer; oder bis zu Salomoh in Jerusalem.
2900 J.

Zweiter Zeitraum.

Von der Zeit des Homer, oder Salomohs, bis zu Alexandern den Großen.

2900 — 3650

750 J.

Alte Geschichte.

Erster Zeitraum.

Von Alexander des Großen Zeiten an, bis zum Anfang des zweiten Punischen Krieges, oder bis zu Kato, den Verringer Karthago's.

3650 — 3830.

180 J.

Zweiter Zeitraum.

Von dem Anfange des zweiten Punischen Krieges, oder von Markus Priskus Porzius Kato, bis zum August, oder Virgil, den Dichter des Landbaues.

3830 — 3950.

120 J.

Dritter Zeitraum.

Von August bis zur Verlegung der Kaiserlichen Residenz von Rom nach Konstantinopel; oder bis zu den Neugriechen.

3950 — 320 J. nach Ch. G.

334. J.

B. Uebersicht des zweiten Theils.

Mittlere Geschichte,

Erster Zeitraum.

Von der Verlegung der Kaiserlichen Residenz von Rom nach
Konstantinopel bis zu Karl des Großen Zeiten,

320 — 800.

480 J.

Zweiter Zeitraum.

Von Karl des Großen Zeiten, bis in die Zeiten der neuern
Geschichte, zu Quintinye.

800 — 1700.

900 J.

C. Uebersicht des dritten Theils.

Neueste Geschichte.

Erster Zeitraum.

Von Quintinye bis zu Mayer, oder Hirschfeld.

1700 — 1760,

60 J.

Zweiter Zeitraum.

Von Mayer bis an das Ende des Achtzehnden Jahrh., oder bis
zu den Bemühungen Christ's, und des T. O. Gärtners von Sickler.

1760 — 1800.

40 J.

Einleitung.

Fast jede Wissenschaft und Kunst hat ihre Geschichte, oder eine entwickelnde Darstellung ihrer Entstehung, sowohl als ihres Fortganges, aus den ältesten und einfachsten Anfangsgründen her, erhalten, und vorzüglich in den neuern Zeiten ist der Untersuchungsgeist scharfsinniger Männer auf diese Beschäftigung geleitet worden: Man findet solche Kultur und Kunstgeschichten theils besonders behandelt, theils aber auch in Encyklopädieen nur summarisch angegeben, oder ganz kurz ausgearbeitet, und sie dienen dann als Beiträge zur allgemeinen Kulturgeschichte.

Leider haben aber nur wenige Zweige unsrer gesammten Kultur das Glück gehabt sich in dem erstern Falle zu befinden! Bloß dasjenige, was in dem Range von eigentlich so genannten Wissenschaften und Künsten anerkannt war, wurde einer genauern geschichtlichen Untersuchung gewürdiget: der zweite Fall hingegen trifft immer noch alles, dem der Geist unsers Zeitalters entweder noch keinen Geschmack hat abgewinnen können, oder dessen Nützlichkeit er entweder noch nicht genug eingesehen, oder doch noch nicht gehörig geschätzt hat. Alles dieses muß sich bis jetzt noch mit mageren Abspeisungen befriedigen lassen, und hat es für genug zu halten, wenn man es nur eines leinen Seitenblickes für werth achtet. Und zu diesem

gehört denn auch die Geschichte der Obstkultur oder der Pomologie. Ja sie ist es fast allein, die unter allen noch am dürftigsten weggekommen ist.

Die Ursache einer solchen flüchtigen Behandlung scheint aber vorzüglich in der Beschaffenheit der Urtheile zu liegen, welche bisher über den Werth und den Nutzen der Obstkultur selbst in dem Publikum umzulaufen pflegten. Man dachte nemlich über dieselbe entweder zu geringschätzend, indem man sie nur für den kleinsten und unwerthesten Theil des Landbaues gehalten hatte; oder man glaubte sie wohl gar einer größern Ausbildung gar nicht für fähig, weil man sie nicht kannte. Allein das, was bisher gewissermaassen verachtet war, ist nun förmlich zum Bedürfnis geworden! Der jetzige betriebsame Obstplanzer legt wahrhaftig die Hand nicht mehr an seine Bäume, um mit ihnen sich einen unschuldigen Zeitvertreib zu machen, oder um von ihnen sich nur einige Früchte zur Befriedigung des Gaumens zu erziehen: nein — ihre Pflege ist ihm ein Gegenstand der Spekulation, der seinem und aller Menschen Bedürfnissen, bey der immer höher steigenden Bevölkerung, abhelfen soll und kann. Es ist durch die vereinigten Bemühungen mehrerer patriotisch gesinnten Männer möglich geworden, daß die Obstkultur nicht mehr bloß als Zeitvertreib des unwissenden Landmanns, nicht mehr bloß als Kunst des mechanischen Gärtners; sondern als wirkliche Wissenschaft in der Reihe mit andern Wissenschaften aufzutreten beginnt. Sie soll und wird durch diese Bemühungen zu einer Wissenschaft erhoben werden, zu

der nicht bloße Handgriffe genug sind; sondern die auf gewisse feste Prinzipien, auf lange Erfahrung in ihr, und noch auf gar mancherley andere Kenntnisse sich stützt: die nicht bloß in der Kenntniß einzelner Obstsorten, sondern in der vollständigen Wissenschaft der Anpflanzung und Benutzung derselben besteht. Zu einer Wissenschaft, durch welche der Natur dasjenige künstlich abgewonnen werden soll, was sie ehemals, da der Obstbaum sich fast allein überlassen gewesen war, nur kärglich gegeben hatte. —

Aber — kann es sich wohl erwarten lassen, daß die Wissenschaft zur Vollendung kommen werde, wenn die Geschichte derselben hinter ihren neuesten Entdeckungen zurück bleibt? — wird sie wohl sicher bauen können, wenn sie den alten Boden nicht kennt, auf dem sie doch ihr Gebäude erhebt? — Ich sollte meynen, so bald als die Obstkultur Wissenschaft wird, so bald müsse auch untersucht werden, wo, wie, und zu welcher Zeit sie begonnen, wie sie sich verbreitet, und bis zu unsern Zeiten erhalten habe: denn nur dann erst dürfte es sich urtheilen lassen, was von uns gethan worden ist, und in wie weit wir vor den Untersuchungen der Alten voraus oder hinter dieselben zurückgekommen seyn mögen.

Wir gesehn jetzt in Deutschland die mannigfaltigsten Sorten der schönsten und lieblichsten Baumfrüchte; nicht bloß auf den Tafeln der Großen und Reichen prangt ein schönes wohlschmeckendes Obst als Seltenheit; sondern es würzt dasselbe auch hier und da das frugale Mahl des betriebsamen Landmannes.

Die ländliche freie Pomona hat sich von dem Zwange künstlich angelegter Gärten losgemacht, in den freien Feldern des Landes, auf Agern, und um Dörfer herum, auf öde liegenden Triften, und ehemals unbenutzten Rasenreihen hat sie ihre Pfleglinge eingesenkt, um von ihnen herab ihre köstlichen Gaben zu spenden. Durch sie sind sie einheimisch bey uns geworden die so sehr verschiedenen Geschlechter der Aprikosen, Pfirschen, Pflaumen, Kirschen, Aepfel Birnen und Nüsse. Das eine Jahrzehnd hat dem andern immer bessere Sorten zugebracht; und, sollte das so nützliche Studium der Obstkultur mit gleichem Eifer fortgesetzt werden, so ist es gar wohl zu hoffen, daß nur noch einige der zunächstkommenden nöthig sind, um aus Deutschlands Ebenen und Hügeln einen fortlaufenden großen fruchtreichen Obstgarten zu bilden.

Jedoch — dieses obstreiche Deutschland, wie es jetzt ist, wie es vor einigen Jahrzehnden und noch zu Anfange dieses Jahrhunderts war, befand sich dasselbe in einem ähnlichen blühenden Zustande schon zu des Tacitus Zeiten? Hat es jene gewürzreichen und schmackhaften Obstsorten, die uns jetzt so sehr erfreuen, schon damals besessen? — Eine Frage, welche sich am besten aus dem Tacitus selbst beantworten läßt, wenn man seine Nachrichten von dem wilden mit großen Wäldern besetzten Boden, und von dem rauhen Himmel Germaniens, nebst den Beschreibungen der unkultivirten Lebensart seiner Bewohner vernimmt. Kleine wilde Holzäpfel waren es allein,

welche nicht die Hand des Menschen, sondern die Natur in jenen rauhen Wüsteneien, ja und dieß nicht einmal im nördlichen sondern im südlichen Deutschland, an der Gränze Steiermarks, nach dem milden Himmelsstriche von Italien zu, erzog. Und diese Aepfel mochten wohl eben nicht von einem besondern Geschmacke seyn: denn die Römer ließen sie nur um deswillen nach Italien kommen, um von ihnen einen besonders scharfen Essig zu gewinnen. — Wenn es demnach nicht wohl möglich wäre, anzunehmen, daß Deutschland selbst die schönen Früchte, die jetzt seine Felder zieren, erzeugte; wenn die Geschichte die Ankunfts derselben nachweisen könnte: welches ist nun wohl das Land; oder welches sind die Länder, von welchen jene Ankömmlinge zu uns herüber gewandert sind?

Die gemeine Sage nennt Frankreich, und giebt daher allen bessern Obstsorten den Namen der Französischen. Und wirklich, sie that dieß auch nicht mit Unrecht, in so ferne sie, besonders unter andern Ländern Europa's, Frankreich als das vorzüglichste nennt: denn weit früher, als bey uns, und weit vorzüglicher und vollkommner als in Italien und in England blühte in demselben von je her die Obstkultur. Die Kultivirung desselben durch die in den frühesten Zeiten schon in dasselbe eingewanderten Phocæer aus Griechenland, welche den Oelbaum in die südlichen Provinzen brachten, und durch die Römer, welche es politisch leichter als unser Deutschland behandeln konnten; die gute Einrichtung, welche es unter Karl dem Großen,

einem so vorzüglichen Beförderer der Obstkultur, erhielt; das vorzügliche Interesse desselben an den Kreuzzügen in den Orient, wo die besten Obstsorten einheimisch sind; der unternehmende freie Geist ihrer Bewohner, der so gerne an dem Angenehmen einen Gegenstand seiner Beschäftigung findet; und endlich die Bemühungen ausgezeichneten Köpfe, die mit Interesse für die Wissenschaft arbeiteten: nemlich die Arbeiten eines Tournefort, eines Du Hamel du Moncpau, eines Quintinye und so vieler anderer, haben frühe schon die Wissenschaft der Obstbaumpflege in Frankreich auf einen hohen Standpunkt erhoben, zu einer Zeit erhoben, da in Deutschland hierinnen noch alles dunkel und Nacht war. Einige Obstsorten haben wir dann unmittelbar aus Italien, und andere aus England erhalten. Allein alle diese Länder, Frankreich sowohl als England und Italien, haben die mehrsten der Obstsorten, welche sie uns gaben, nicht selbst erzeugt, am wenigsten stammen die Urgeschlechter aus denselben her.

In dem abendländischen Europa ist also das Mutterland durchaus nicht zu suchen, von wo aus die Geschichte von Europa's Obstkultur anheben könnte; ihr Fingerzeig weist uns in die Gegend nach dem Orient hin: sie zeigt uns hier, als das erste Land, welches sich mit der Obstpflge befaßte, das unter den Alten in jeder Art von Wissenschaften so sehr glänzende und auch unter den Neuern noch so berühmte Griechenland. Hier war es, wo der für die Beförderung des physischen Wohls der Menschheit so sorgfältige

Genius die noch dürftigen Bewohner jener Länder mit einem neuen Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse versorgte, und wo er aus Asiens fruchtreichen Gegenden, aus den Ebenen und Thälern am Kaspischen Meere die schmackhaftesten Früchte, die Luft und Sonne am Baume schon zum süßen Genuß bereiten, zuerst nach Europa verpflanzte. Dieses Anfangs zwar kleine aber im Verfolg der Zeit wichtige Geschenk wurde mit Eifer und Fleiß von den talentvollen für jede Sache offenen Griechen aufgefaßt, und bald darauf, kaum nach einigen Jahrhunderten, war nicht nur das feste Land damit überdeckt, sondern es war auch zu den so verschiedenen Inseln des Archipelagus, selbst über das Meer hin, gegangen, und hatte dort seinen Segen verbreitet. Der Bewohner jener Länder, zum Theil noch bloßer Jäger, der sich von dem Fleische des erlegten Wildes nährte; zum Theil noch Nomade, dem seine Heerde für alle seine Bedürfnisse genug war; und zum Theil schon Ackermann, da er kaum erst die Brodfruchtstauden kennen und zu behandeln gelernt hatte, hing nun gar sehr an der Pflege jener herrlichen Früchte. Urbar wurden sodann gemacht alle kahlen und wüsten Berge: Wüsteneien und Wälder verschwanden, und jeder tragbare Acker wurde benutzt; es erhob sich, in langen schönen Reihen in verschlossenen Gärten gepflanzt, der fruchtreiche Obstbaum. Denn so findet sich schon der Zustand der Obstkultur zu Homers und Hesiodus Zeiten.

Hieraus ergibt sich dann eine gewiß höchst merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der gesamten

Kultur der Menschheit, in so ferne als dieselbe an der Kultivirung des Bodens, den sie bewohnt, den wesentlichsten Antheil hat! — Vor nicht viel über drei tausend Jahren liegt ganz Europa noch wüst und öde; nur der unfruchtbare Korkbaum, die Eiche, die Tanne, und ein Gesträuch mit ungenießbaren unverdaulichen Früchten bedecken in seiner ganzen Ausdehnung dessen Höhen und Tiefen: wo nicht Stoppen, wo nicht Moos und Haide oder Sümpfe sich befinden, da erwächst nur eine Staudte mit unbedeutendem Saamen. Seine Bewohner, welche früher da waren, als für ihre Bedürfnisse gesorgt war, sind wild, leben nur von dem Zufall des Tages, und kennen den Boden nicht, den sie betreten. Nur allmählig, wahrscheinlich mit den Zügen östlicher Völker aus dem Asien am schwarzen Meere her, die mächtige Nationen abendwärts drängten, von den Gegenden des Ural, kömmt erst die Brodfrucht, die Kornstaude, welche sogar das nördliche Sibirien, nach Pallas, zu seinem Mutterlande haben soll; und dann, von eben dieser Seite her, aber durch die kultivirten Römer, welche die griechische Kultur schon längst in ihr Land aufgenommen hatten, der Obstbaum in seinen mannigfaltigen Geschlechtern in das Innere dieses Erdtheils; nach Frankreich, Spanien, Deutschland und England. Und nun ist dann, vorzüglich seit Cäsars Zeiten, dessen Gallische und Deutsche Kriege den großen Vorthell der weiter verbreiteten Kultur mit sich brachten, ganz Europa zu einem großen schönen Länderstriche gediehen, welcher von Lissabon an bis fast nach Moskau;

oder

oder von Edimburg bis nach Neapel so viele nährende Kornfelder, die der unermüdliche Fleiß des Menschen von Jahrhunderten bis zu Jahrhunderten hin immer vermehrte und besser anbauen lernte, so viele fruchtreiche Obstgärten, die jetzt das Geschenk fremder Zonen enthalten und pflegen, dem Auge des Beobachters darbietet. — Dieß alles that Menschen-Hand; es fragt sich aber nur noch — wie that sie dieses?

Die Geschichte der Obstkultur wird demnach zu allererst und zu allernächst zu ihrem Zwecke haben:

A.

Eine Darlegung und möglichst vollständige systematische Beschreibung aller einzelnen Obstsorten, welche die Alten gekannt und verzeichnet haben.

Es ist nemlich die Frage: woher kömmt die so große Summe aller der jetzt vorhandenen Obstfrüchte? — Gewiß ist es nun, aus unserm Boden sind sie nicht entsprossen, sie sind nicht einheimisch, sondern fremd. Haben wir sie also alle von den Alten, aus den Zeiten des grauen Alterthums, erhalten, oder sind sie durch sich selbst nach und nach vermehrt worden? Es ist die Frage: war die gegenwärtige Menge aller unsrer Obstsorten von Anfang an, zu Folge einer sonst allgemein angenommenen Theorie, der Evolution, bey der ersten Formation der Welt prästabiliert, so, daß Genera und Species damals schon vorhanden waren; oder hat auch hier der Bildungstrieb gewirkt, und von Zeit zu Zeit aus dem Mutterstamme nur nachgebildet? — Das, was die

— L —

Vernunft a priori und nach der Analogie uns sagt, diese soll nun die Geschichte zu erweisen suchen.

Unter allen seiner organisirten Produkten des grossen Gewächsreiches ist ohnstreitig eines der feinsten der Obstbaum. Er, der edelste Theil desselben, der den doppelten Nutzen und doppelten Vortheil durch die Frucht sowohl als das Holz zu gewähren vermag, hat eine Organisation erhalten, welche vorzüglich zum Ansatz weicher, saftreicher und lockerer Früchte bestimmt ist. Seine Faser ist entweder locker, oder dehnbar, oder fest, und daher in dem ersten Falle, eben so weit entfernt von der Rigidität der Faser vieler Holzsorten, als sie, in dem zweiten Falle, nichts von der Weichheit oder Schlaffheit der Staudengewächse an sich hat. Wegen dieser Eigenschaft ist sie aber auch reizbar zugleich, und für jeden äussern Eindruck empfindlich. Luft, Sonne, Erde und Wasser haben einen weit nachdrücklicheren Einfluss auf sie, als auf alle andere grösseren Bäume. Indem sie diese Eindrücke leicht und willig in sich aufnimmt, so lässt sie sich in jedem Klima, in jedem Boden bilden: denn sie hat weniger Widerstrebendes, sie fügt sich nach der Einwirkung von Aussen.

Eben deshalb kann aber auch der Baum selbst, seiner äussern Form nach, mehrere Gestalten annehmen. Er erwächst eben sowohl als Strauch, dann als hochstämmiger Baum. Wird keine Pflege angewendet, indem man ihn seinem eigenen Triebe überlässt, oder will man es wohl gar mit allem Fleiss, so erwächst er als Strauch; seine Aeste laufen dann entweder sehr nahe über der Erde oder auch gar von den Wurzeln unmittelbar schon aus. Einen Beleg zu dieser Behauptung giebt der Zwerg- und Franzbaum, der öf-

ters mehr einem Strauche, als einem Baume ähnlich sieht: ferner der Doucin-Apfel des Du Hamel, und die von Pallas in seinen Reisen angeführte Kirschenstaude (*cerasus pumila*) die in Sibirien wild erwächst. Zwingt man ihn aber durch Kunst, so bildet er sich allmählich auch wieder zu einem Stamme, er erwächst schlank, gerade, und macht seine Kronen.

Der Obstbaum ist eines von denjenigen Gewächsen, welche gleich dem feingebauten, fein empfindenden Menschen, der eben sowohl an dem Nordpol als unter dem Aequator lebt, in jeder Zone, wenn sie nur derselben allmählig einheimisch gemacht worden, gedeihen. Plötzlich darf dies freilich nicht geschehen, sondern die Zeit muß hier das beste thun: und hierdurch ist es dann gekommen, daß ziemlich hoch in Schweden hinauf, der Birn- und Apfelbaum jetzt schon fast eben so gut als in den untersten Theilen Italiens, in Sizilien und Cypern gedeiht.

Aber, indem der Obstbaum, seiner ursprünglichen Konstitution nach, so leicht in andre Zonen übergehen kann, so mag es wohl doch nicht fehlen, daß, gleich wie er selbst wesentliche Veränderungen in seiner äussern Form erleidet, auch seine Früchte sich gänzlich verändern müssen. Denn, gesetzt auch, daß ein gewisser Stamm von einer bestimmten Obstsorte, mit Reisern anderer Obstarten nicht in Verbindung gebracht werde, wenn er in ein anderes Klima verpflanzt wird; so ist doch die Einwirkung desselben auf ihn selbst zu stark, als daß nicht seine Früchte von ihrer ehemaligen Beschaffenheit abweichen sollten. Sie werden entweder in ihrer Form verändert; ihre Gestalt verengt oder vergrößert sich; ihre Farbe wird verschönert oder verschlechtert; oder sie erhalten in Rücksicht

auf ihre innere Beschaffenheit wesentliche Abänderungen: sie werden süßer oder sauer; saftig oder hart. Mit einem Worte, eben so wie der Mensch in jeder Zone, die er bewohnt, den Gesetzen derselben unterliegt und von seiner Urgestalt abweicht; wie seine Farbe schwarz oder braun wird in der heißen, und weiß in der gemäßigten; wie seine Gestalt sich zusammendrückt je weiter er sich von der letztern entfernt; wie die Rauheit des Landes ihm den Charakter der Wildheit, die Milde desselben hingegen ihm das Siegel der Sanftheit aufdrückt: eben so ist auch der Obstbaum, der wohlthätige Gefährte des Menschen zur Stillung seiner Bedürfnisse, ähnlichen Veränderungen unterworfen. — Ja die Veränderungen, die mit ihm vorgehen, müssen wohl oft noch weit merklicher seyn! denn jedes unvollkommen organisirte Produkt ist derselben am mehresten fähig. Seine Gesetze sind nicht so gebunden, ihr Zusammenhang wird nicht zu sehr gestöhrt, und so ist denn ein größerer Wechsel bey ihnen möglich. Und eben dieser Leichtigkeit, aus seinen ursprünglichen Gesetzen heraus gehen zu können, ist es nun beyzumessen, daß von Zeit zu Zeit, bey eintretenden günstigen Umständen, immer mehrere neue Geschlechter und Abarten bey ihnen entstehen.

Die einzelne Erfahrung einiger Menschen während der kurzen Periode ihres Lebens vermag schon allein dieses zu bezeugen; noch mehr aber bewährt dieses die Geschichte, oder die fortgesetzte Erfahrung mehrerer Menschen. Sie bewährt aber dieses nur in so weit, als sie jede einzelne Sorten im Alterthume, so weit als sie es vermag, aufsucht, nur in so ferne, als sie alle diese verschiedenen Sorten charakteristisch genau angiebt und darstellt, und dann von Periode bis zu Pe-

riode herab bis auf die neuere Zeiten begleitet. Sie muß angeben: welches waren die ältesten Obstsorten; wie sind diese in den kommenden Zeitaltern geblieben; was für neue sind aus denselben entsprossen? — Dieß und nichts anders ist mit einer der vorzüglichsten Zwecke der allgemeinen Kulturgeschichte des Obstanbaus.

Die Geschichte der Obstkultur hat nun, bei diesem ihrem ersten Zwecke, nemlich den „einer Darlegung und möglichst vollständigen Beschreibung aller einzelnen Obstsorten, welche die Alten gekannt und verzeichnet haben“ zweitens folgenden:

B.

„Sie muß angeben, wer jene Alten, jene Völker im Alterthume, waren, von denen die Obstkultur vollkommen oder unvollkommen betrieben wurde.“

Von dieser Angabe darf kein Volk, sey es so barbarisch und in allen übrigen Theilen der Kultur so ungebildet als es nur wolle, ausgeschlossen werden; daferne sich nur etwas dieser Absicht unsrer Geschichte entsprechendes bey ihm findet. Der kriegerische, handelnde, und an einen steinigten mit asphaltischen Sümpfen durchzogenen Boden gefesselte Israelit sowohl als der, wegen seiner Granatäpfel (deren verschiedene Arten gar wohl noch einer geschichtlichen Untersuchung und Enthüllung bedürfen) bekannte Mauritanier, der ganz nördliche Hyberboreer und Scythe mit dem entfernten Indier, dem Bewohner der Ufer des Ganges, dièse alle verdienen eine genaue Behandlung und ernsthafte Würdigung der bey ihnen sich vorfindenden Nachrichten. Der Geschichte der Obstkultur ist es nemlich nicht bloß darum zu thun, daß

sie blofs ein Volk auffinden, von dem an sie den Gång ihrer Wissenschaft beginnen ~~lastet~~ ^{will} — sie will dieselbe in ihrem ganzen Umfang ergreifen, und jede kleine Spur wird ihr willkommen seyn müssen, um alles Einzelne sodann zu einem wohlgeordneten Ganzen verbinden zu können. Sie geht von keiner vorgefaßten Meynung aus, und darf, natürlich, nicht von einer solchen ausgehen. Sie will nicht, daß man ein besonderes Land zum Mutterlande für alle Obstsorten schon zum voraus bestimme; sondern ihr Wille ist, daß man, auf Chronologie und andere historische Merkmale gestützt, dasselbe unter den Völkern des Alterthums ernstlich suche. Um dieses zu erreichen, darf also kein Volk, das sich nur etwas um den Obstbau bekümmerte, das ihn nur auf seinem Boden hatte, und das auf irgend eine Weise seine Früchte zuzubereiten wufste, darf auch die kleinste Nachricht von demselben nicht übergangen werden.

Diese Nachrichten sind nun in mündlichen Ueberlieferungen größtentheils, wo nicht ganz, schon verloren gegangen; wir finden sie nur in einigen Werken einiger Alten verzeichnet. Sie finden sich eben auch nicht häufig, sondern ziemlich sparsam, und sie sind meistentheils nur beyläufig angebracht. Eigne Arbeiten darüber waren in dem Alterthume, so viel mir bekannt ist, eben so wenig vorhanden, als bis jetzt welche erschienen sind. Und daher sind es nur Philosophen, Dichter, politische Geschichtschreiber, Geographen, und einige Aerzte, welche hierzu etwas zu geben vermögen.

Aber auch nicht blofs um der besondern Geschichte der Obstkultur halber muß jedes Volk, welches sich mit derselben nur etwas beschäftigte, angegeben wer-

den es mit diese Angabe auch noch einen andern Nutzen. Indem wir nämlich alle Nachrichten von jedem Volke sammeln, welches sich mit dem Obstbau beschäftigte, so werden wir darauf hingewiesen, diese Nachrichten genau zu untersuchen, und sie von jeder Seite zu beleuchten. Diefes aber führt nun natürlich zu einer genauern Kenntniß des gesammten Kulturzustandes eben derselben Völker. Und so erwächst dann aus dieser Untersuchung ein Beytrag zur Bestimmung des Grades der allgemeinen Kultur zu jener Zeit. Denn gewifs, jedes Volk, welches den Fruchtbaum kannte und pflegte, war nicht mehr ganz roh, und je gröfser die Kunst bey dieser Pflege war, desto höher war dann auch bey ihnen die Kultur im Ganzen gerückt.

Allein bey der möglichen Ausführung dieses zweiten Zweckes der Geschichte der Obstkultur steht dieselbe immer noch verlassen da und isolirt: — wir hätten denn zwar Nachrichten von einzelnen Völkern des Alterthums, welche den Obstbaum pflegten, und es ist möglich, dafs wir diese so vollkommen, als sie sich nur sammeln lassen, haben können; aber es fehlt ihr doch immer an Zusammenhang: denn sie hat dann noch nicht angegeben, weder die Verbindung der neuern Obstkultur mit der ältern selbst, noch die Art und Weise, wie diese Verbindung bewürkt worden ist? Ihr dritter Hauptzweck wird also seyn.

C.

Eine historische Untersuchung des Ueberganges der mehrsten uns bekannten Obstsorten aus den Mutterländern in andere zunächst gelegene bis zu uns nach Deutschland.

Die Luft enthält nicht, nach, der irrigen Vorstellungsart alter griechischen Naturkündiger, und unter

diesen vorzüglich des Anaximanders, die Keime zu allen Dingen, und es bedarf daher nicht bloß eines guten sonnenreichen Klimas und eines glücklichen Bodens, um diese Keime, die zu allen Gattungen und Arten schon vorhanden seyn sollten, aufzufassen und zum Wachsthum zu bringen. Sie trägt ferner auch den Saamen der Obstsorten nicht auf eine solche Weise, durch die Kraft ihrer Winde, mit sich fort, wie sie dieß mit dem Saamen mancher Staudengewächse und dem geflügelten Saamen mancher wilden Bäume zu thun pflegt. Der Uebergang der Obstsorten aus dem einen Lande in ein anderes muß also andere Ursachen und Mittel zum Grunde haben.

Im Ganzen lassen sich nur drei Hauptarten dieses Ueberganges denken.

Die erste ist die spontanee, welche ganz sukzessiv, und mit Hülfe der Zeit vollbracht wurde. Sie fand statt, wenn die in einer fruchtreichen Gegend erwachsenen Obstbäume durch Wurzeln oder Kerne, die von dem Stamme mit den Früchten auf den Boden fielen, und von da wegröhlten, sich sehr stark vermehrten, das Terrain des von ihnen gebildeten Waldes immer erweiterten, und so, von Zeit zu Zeit, lange Striche fruchtreicher Wälder bis in ganz entfernte Länder hin bildeten. Man lese über solche große weit sich erstreckende Striche fruchtreicher Wälder den Strabo über Persien, nebst Gölidenstädt und Reineggs und andere über die Cirkassischen Länder; wo eigentlich das Ganze weiter nichts als ein großer ungeheurer Fruchtgarten ist, an den Bergen wie in den Thälern und Ebenen nur mit Obstbäumen bedeckt. — Jedoch — dieß mag wohl die langsamste Art der Verbreitung seyn, welche ferner auch nur in einem solchen Länderstriche

statt findet, wo keine Eisgebürge, keine Flüsse, keine Seen, keine Meere, den Strich des Landes unterbrechen. Wo diese letztern Verhältnisse eintreten, da haben sicherlich noch andere Ursachen zur Beförderung ihres Ueberganges gewürkt.

Zu diesem zähle man daher zweitens diejenige Art des Ueberganges, welche durch Thiere bewürkt wurde, und zwar unter diesen vorzüglich durch Vögel. Man weiß es als eine ziemlich bekannte Sache, daß es sehr viele Vogel-giebt, welche das Obst, und besonders das gute, zum grossen Schaden der Obstfreunde, stark an-gehen. Wie leicht könnte nun nicht von diesen, indem sie die dem Baume geraubte süsse Beute verzehrten, der Saame oder der Kern aus demselben an Oerter getragen werden, wo kein Fruchtbaum sich befand. Der vom Vogel weit hinweg verschleppte Kern fiel in Moos, oder lockere Erde, er schlug Wurzeln, stieg als Reis empor, und gedieh endlich zum fruchtbaren Baum. Flüsse und kleine Seen machten hier kein Hinderniß: der schnelle Fittig eines nur etwas starken Vogels schwang sich leicht über Flüsse und Seen hinweg, und trug den Saamen zur Menschennährenden Frucht in entfernte Gegenden. Auch von Affen konnte dieses geschehen.

Die dritte, aber bey weitem die merkwürdigste, ist endlich die, welche durch den Menschen selbst geschah; und diese hat dann auch für uns das grösste Interesse. Nur diese und ihre Darstellung macht eigentlich einen Gegenstand unsrer Geschichte aus, da man hier doch zum wenigsten mit einigen historischen Nachrichten nachzukommen im Stande ist, indem man bey den andern Arten des Uebergangs nur auf Vermuthungen sich zu stützen vermag. Menschen, besonders

aber die Menschen des grauen Alterthums, verzeichnen gewöhnlich nur die Geschichte des politischen Menschen; sie erzählen nur die merkwürdigsten Vorfälle aus dieser Geschichte: daher kommt es denn auch, daß ihre Geschichten nur von Kriegen und dergleichen Expeditionen wimmeln. Die Geschichte der Kultur des Bodens, den sie bewohnen, in so ferne dieselbe durch andre Ursachen bewürkt wurde, liegt hingegen bey ihnen gar sehr im Hintergrunde, und die Ursachen davon sind daher auch von ihnen weder aufgesucht, noch entwickelt worden. Wir können uns aus diesem Grunde auch nur auf die Nachrichten verlassen, welche uns über die dritte Art des Uebergangs der Obstsorten, als nemlich derjenigen, die durch Menschenhände geschah, einiges Licht geben.

Dem Zwecke der in unsrer Geschichte anzustellen den historischen Unterstichung des Uebergangs der mehrsten uns bekannten Obstsorten aus den Mutterländern in andre zunächst gelegne, bis zu uns nach Deutschland, wird also schon dadurch genug entsprochen werden können, indem wir angeben, wie der Mensch diesen Uebergang besorgte. Hierbey wird dann Rücksicht genommen werden, theils auf absichtliche Reisen nach solchen Mutterländern des Obstes, und theils auf den Zufall dabey. Es werden zugleich auch alle solche Einrichtungen bemerkt werden, welche entweder zur Beförderung eines solchen Uebergangs etwas beytrugen, oder wodurch die Obstkultur im Ganzen erhöht und verfeinert wurde. In dem ersten Falle wird man nicht unterlassen, Kriege in entfernte Gegenden, (als Alexanders Zug nach Indien, Cäsars Kriege nach Gallien und an den Rhein, die Kreuzzüge in den Orient, und mehrere andere gleichfalls

nicht unwichtige gerüstete Expeditionen) nebst kaufmännischen Reisen mit ihren Folgen für die Obstkultur genau anzugeben. Und in dem zweiten Falle muß eine Untersuchung über mehrere alte Götterfeste, besonders in Griechenland, (als über die Eleusinischen Mysterien u. s. w.) statt finden: denn diese machen vorzüglich die Epochen aus, bey denen, so wie alle übrigen Wissenschaften, auch die unsrige einen vorzüglichen Stofs bekam.

Da wir nun bey der Darstellung des Ueberganges der Obstkultur aus den Mutterländern in andere zunächst gelegenes vorzüglich mit einzelnen Menschen zu thun bekommen, welche diesen Uebergang besorgten; so wird viertens, in diesem Werke auch noch vorkommen müssen.

D.

„Eine Aufzählung und Würdigung der wichtigsten Menschen, welche sich um die Obstkultur verdient machten.“

Jede Kunst, jede Wissenschaft, jedes Gewerbe, und überhaupt jede Art der Kultur hat ihre Erfinder und Pfleger gehabt; und so hat auch die Obstkultur sich derselben zu erfreuen. Sie alle haben aber auch bisher mehrentheils ihren Pflegern die Ehre angethan, dieselbe zu nennen, und, nach Verdiensten, zu rühmen; also wird auch die Geschichte der Obstkultur nicht hinter jenen zurückbleiben, sondern auch sie wird das Verdienst ihrer Pfleger von den ältesten Zeiten an bis auf die neuesten zu würdigen wissen.

Was würde aus dem Obstbau geworden seyn, wenn er theils nur dem Triebe und der Sorgfalt der Natur, theils aber auch bloß genießenden trägen Menschen überlassen worden wäre? Wenn nicht Reisende sich

gefunden hätten, welche die bessern Obstsorten mit vieler Mühe und Kostenaufwand in das Vaterland verpflanzten? wenn nicht thätige und denkende Köpfe mit Anstrengung denselben ausgebildet hätten?

Aber nicht jede Wissenschaft hat das Glück in ihrer Geschichte bis zu ihrem allerersten Anfang, oder bis zu ihren ältesten Spuren aufsteigen zu können; besonders pflegt die Geschichte ihrer ersten oder vorzüglichsten Erfinder fast immer mit einem Schleier verhüllt zu seyn, welcher öfters in einem ganz undurchdringlichen Gewebe von Mythen besteht. Nur je mehr die Wissenschaft gebildet wurde, je näher sie nach unsern Zeiten zu rückte; desto bekannter werden auch ihre Pfleger. Die Geschichte der Obstkultur befindet sich, in dieser Rücksicht, in einem ähnlichen Falle. Ihre Urgeschichte ist zum Theil eben so mit Mythen umhüllt, wie jede andre. Ihre ersten Erfinder und Pfleger sind eben so unsicher, wie die ersten Erfinder anderer Wissenschaften: denn über die Nützlichkeit der Sache selbst hatte man alles Historische dabey, hatte man ihre Beförderer, wo nicht ganz vergessen, doch zum wenigsten nicht hinlänglich erwähnt! Von dem Weinbauer Noah an, bis zum Theophrast sind alle Pfleger der Obstkultur nur noch Söhne der Mythe oder der Fabel. Nur mit diesem letztern erst beginnt die offne unverdeckte Aussicht über das Feld unsrer Geschichte,

Indessen deshalb werden die Untersuchungen über jene entferntere Menschen durchaus nicht von der Hand gewiesen. Ihre Geschichte ist zwar durch Mythen verdunkelt; allein, wie es hoffentlich von jedem Litterator angenommen ist, so liegt jedem Mythos etwas Wahres zum Grunde, und daher wird es nur einer genauen Entwicklung eines jeden dieser Mythen be-

dürfen, um das Wahre aus demselben herausziehen.

Bey allen den Männern, von welchen die Geschichte genauer spricht, soll die Sache aber nicht bloß mit einer kurzen historischen Bemerkung abgethan werden, nemlich mit einer bloßen Angabe, was sie um die Wissenschaft gethan haben u. s. w.; sondern es soll eine kleine Biographie, welche auch einiges andere nicht zu unserm Zwecke unmittelbar Gehör aus ihrem Leben berührt, geliefert werden. Jedem dabey wird man alles Weitschweifige, alles, was sehr ausserhalb unsrer Sphäre liegt, zu vermeiden rathen: Nur so viel als nöthig ist, um durch jede einzelne Lebensbeschreibung den Mann kennen zu lernen, welcher sich um das Lieblingsfach und den Erwerbszweck mancher Menschen so sehr verdient machte: das nicht bloß der Trieb zum Nützlichen, sondern auch die Wissbegierde mancher Leser will befriedigt seyn.

Der lebensweise Theophrast, der, eingeweiht in die höhern Speculationen der erhabenen Aristotelischen Philosophie, doch nie die Beschäftigungen gemeinen Lebens vergaß; der philosophischen Tugend mit lebensklugem Scharfsinn verband, und dadurch der völligen Gesundheit seines Geistes und Körpers versicherte; Der republikanische Kato, streng, gegen alle andere Menschen von freien Bürgern, streng gegen sich selbst, sein Feld selbst bauend mit seinen Sklaven arbeitete, mit ihnen dieselbe Mühe theilend, und durch diese unermüdliche Thätigkeit, eine Befriedigung seiner Begierden zum Ziele habend; Der Stifter eines vorzüglichen Feld- und Obstbaues in Italien wurde; Der Dichter Virgil, ein Mensch dem feinsten Geiste und einer leicht erregbaren

pfindung, der den Land- und Obstbau besang; Der Kaiser Konstantin auf dem griechischen Throne, durch dessen Specialbefehle so sehr für den Obstbau gesorgt wurde: diese und noch mehrere andere Altväter in der Pomologie sind höchst merkwürdige Menschen; so merkwürdig, daß, so viele Lebensbeschreibungen von ihnen auch vorhanden seyn mögen, die Leser dieser Geschichte es doch gar wohl verlangen können, daß auch hier von ihrem Leben, ihren Handlungen und Charakter, eine neue Ansicht gegeben werde. Ueberhaupt erfordert es die Natur und der Plan des Ganzen, daß dieses geschehe.

Der fünfte und letzte Zweck, mit dem unsere Geschichte sich zu beschäftigen hat, ist endlich

E.

»Eine geschichtliche Angabe der vornehmsten Erfindungen in unsrer Wissenschaft.«

Die Pomologie; als Wissenschaft, besteht nicht in der bloßen Kenntniß mehrerer Obstsorten, als Aepfel, Birnen, Pflaumen, Pfirschen, Aprikosen etc., so wenig als die Theologie in dem einzigen Satze: »es ist ein Gott« und die Jurisprudenz in dem »es giebt ein Recht« umfaßt und vollendet wird. Eine solche Kenntniß kann sich das Thier auch erwerben. Das Eichhorn versteht es gar wohl unter den Nüssen eine genaue Auswahl mit denen zu treffen, die ihm am besten behagen, und so der diebische Sperling unter den Kirschen. Eine solche bloße Kenntniß der Obstsorten als Wissenschaft gedacht, wie dieß doch von kleinen und großen Herren, Gelehrten und Ungelehrten, bis jetzt geschah, ist — aufs gelindeste gesagt — eine wahre Lächerlichkeit und Abgeschmacktheit.

Sie besteht ferner nicht in einer bloßen Charakteristik der Bäume und Gesträuche, auf welchen sie erwachsen, um sie doch noch etwas weitläufiger zu kennen: denn dieß wäre ohngefähr nur noch als ein Gegenstand der bloßen Beschäftigung zum Zeitvertreib anzusehen. Die Pomologie, als Wissenschaft, hat ein sehr weites, bis jetzt nur sparsam angebautes und nur aus einzelnen Bruchstücken bestehendes Feld. Die Hauptzweige ihrer Beschäftigung sind:

Erstlich: Eine Darstellung der Obstsorten mit den Gewächsen, auf denen sie erwachsen, so wie sie sind.

Zweitens: Eine Angabe der Art und Weise, wie man sie fortpflanzt, vermehrt und erhält.

Drittens: Eine Aufzählung der Methoden, durch deren Hülfe man sie am zweckmässigsten und am mannigfaltigsten zum Gebrauche des Menschen benutzt.

Jeder dieser Hauptzweige theilt sich wieder in unzählbare Nebenzweige ab, von denen jeder für das Künftige eine weitläufigere Behandlung noch gar wohl zuläßt.

Die Geschichte der Pomologie hat also den Zweck, alles, was bisher hierinnen geschehen ist, kurz und gedrängt, jedoch ohne Vernachlässigung des Hauptsächlichsten, mit chronologischen Hinsichten, anzugeben. Nicht allein also jede Obstart, sondern jede Erfindung in dem gesammten Felde der Obstkultur; sie betreffe nun den Baum und seine Frucht entweder selbst, oder sie erstrecke sich nur auf den Boden, auf Instrumente u. s. w.; alles das, was nur in einem Bezug auf den Obstbau sich befindet, muß durchaus mit angegeben werden. Vorzüglich nöthig wird dieß aus der alten Geschichte seyn: denn hier ist bisher so wenig gesucht worden, und doch finden sich in derselben so manche vortreffliche Sachen. Die neuere Geschichte

ist bis auf Quintinye's Zeiten an neuen eigenthümlichen Erfindungen ziemlich arm: was man bis dahin gehabt hat, das stammte theils aus der Volkssage, theils aus dem Lesen der Alten nur von den Römern her. Erst seit dieses Mannes Auftritt fängt die Obstbaumzucht an in einer wahrhaft erfreulichen Gestalt aufzutreten, und nur von ihm an ist an neuen und bessern Erfindungen kein Mangel.

Diese Erfindungen alle, bis auf die neuesten zu unsern Zeiten, dürfen nun, der Vollständigkeit der Geschichte wegen, durchaus nicht übergangen werden. Allein eben so wenig werden sie in ihrer ganzen Ausdehnung angezeigt werden können: eine kleine Nachricht davon wird schon hinreichend und für unsern Zweck befriedigend seyn.

Und so wäre hiermit die Auseinandersetzung der fünf vorzüglichsten Punkte, auf welche bey einer Geschichte der Obstkultur, nach meiner Einsicht, Rücksicht genommen werden mußte, vollendet. In der versuchten Geschichte selbst, zu der diese Worte nur als Einleitung haben dienen sollen, sind sie immer berücksichtigt, und in den Faden des Vortrags mit eingewebt worden: wo es sich aber nicht anders thun liefs, da haben sie eine besondere Ausführung, einen besondern Platz und Stelle erhalten.

Urge-

U r g e s c h i c h t e.

Erster Zeitraum.

Von der Zeit des Paradieses an, oder von der Erschaffung der Welt nach der Aera der Juden, den Mosaischen Urkunden zu Folge, bis zur Zeit des Homer; oder bis zu Salomoh in Jerusalem.

2900 J.

Inhalt.

Das Paradies. Der Weinbau Noah's auf dem Gebirge Ararat. Der Garten der Semiramis in Babylon. Der Weinbau in Palästina zu Abrahams und Melchisedechs Zeit. Der Weinbau in Aegypten zu Josephs Zeit. Moses Gesetze über den Obst- und Weinbau für Palästina. Der Zug des Bacchus nach Indien. Die Reise des Herkules nach dem Garten der Hesperiden. Die grösseren und kleineren Eleusinischen Mysterien: beyde von den Eumolpiden gestiftet; in ihrer höhern Ausbildung.

O fortunata nimium, sua si bona noris,
Agricolae: quibus ipsa, praecal discordibus armis,
Fundit humo facilem victum justissima tellus!

VIRGILIUS Georgic. L. II. v. 458 etc.

Das Paradies, oder der erste Obstgarten.

Die älteste Nachricht über den Obstbau, oder doch zum wenigsten über den Obstbaum, über dessen Daseyn und Benutzung von dem Menschen, findet sich in dem ältesten geschichtlichen Werke, welches wir besitzen, in der Bibel. Eine alte, entweder von Moses selbst, oder doch sonst von irgend einem andern Sammler in das erste Buch der zu diesem Werke gehörenden sogenannten fünf Bücher Mosis aufgenommene, Urkunde thut eines Gartens Erwähnung, der in einer gewissen Gegend unserer Erde sich befand, in dem alle Früchte von freien Stücken erwachsen, der mit der Erde zugleich vollkommen ausgebildet worden, und vor der Erschaffung des ersten Menschen schon entstanden war. Die alte Urkunde nennt ihn nicht anders als einen Garten; eine spätere Nachricht hingegen giebt ihm erstlich den Namen des Paradieses.

Es ist zwar bisher viel darüber gesagt und gestritten worden: ob wohl dieser Garten auch wirklich vorhanden gewesen sey, oder ob er nicht vielmehr sein Daseyn nur in der Einbildung des dichtenden Verfassers jener alten Urkunde gehabt habe? Allein bey allem dem scheint die Annahme des erstern Falles doch die wahrscheinlichere zu seyn, und es ist wohl so ziemlich gewiß, daß dieser Fruchtgarten keine bloß dichterische Vorstellung irgend eines alten Dichters war, sondern daß das Menschengeschlecht ihn in den ältesten Zeiten wirklich irgendwo vorfand, und daß die mündliche Ueberlieferung uns von seinem ehemaligen Daseyn eine nach und nach immer verschönerte.

und ausgeschmücktere Nachricht gegeben hat. Eine Gegend, wo die Obstbaumfrüchte, welche der Mensch gleich roh geniessen konnte, in grosser Menge erwachsen, war in der alten Welt sicher vorhanden: der Mensch, der entweder in ihr gebohren war, oder den das Glück zuerst in dieselbe führte, nannte sie aber einen Garten, einen Gan Eden*). Es setzt, auf jeden Fall, wenig Bekanntschaft mit der Dichtungsfähigkeit und mit der Erzählungsart des rohen ungebildeten Menschen, wie wir ihn z. B. in der Urkunde noch finden, voraus, wenn man ihn zum Dichter macht, der den Stoff seiner Erzählung nicht anders woher nehme, sondern sich selbst gebe, oder selbst erfinde. Denn die Phantasie des Menschen, der noch

*) Mit dieser Vorstellungsart treffen auch die Behauptungen mehrerer neuerer Gelehrten, z. B. die eines Eichhorn, in seiner allg. Weltgeschichte Th. I. und Bergers, in seiner praktischen Einleitung ins Alte Testament, glücklich zusammen. In diesem schätzbaren Werke sagt dieser letztere Gelehrte hierüber S. 40 des ersten Theils desselben folgendes: „Die genaue Bezeichnung der Gegend (Gan Eden) durch Namen und namentlich angeführte Flüsse, welche dieselbe bewässern sollen, welche sogar mit der Angabe einiger Produkte derselben verbunden ist, macht es allerdings wahrscheinlich, daß der Erzähler wirklich dabey eine bestimmte Gegend im Sinne gehabt habe. Denn alles dieses würde in einer blossen Dichtung höchst überflüssig gewesen seyn, da die leeren Namen zum Effekt des Ganzen gar nichts beytragen. Es ist also wahrscheinlich, daß der Erzähler eine wirkliche, ihm und seinen Zeitgenossen vermittelt dieser Namen erkennbare, Gegend im Sinne hatte. Er konnte dadurch, daß er den Schauplatz seiner Erzählung in einen solchen bekannten, und wahrscheinlich seiner Vortreflichkeit wegen gepriesenen Ort versetzte, ihr mehr Leben und Interesse geben wollen. Es kann aber auch wirklich in einer alten Familientradition der Grund der Wahl dieses Orts gelegen haben, wie wir weiter sehen werden.“

auf den ersten Stufen der Kultur sich befindet, ist noch ganz genau an den Stoff gebunden, den die Wirklichkeit ihm giebt; nur je gebildeter er wird, desto mehr erweitert sich sein Dichtungsvermögen, und desto eher wird er dann im Stande seyn, sich eine Vorstellung zu bilden, die in der Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Wir nehmen also an, daß jene Fruchtgegend wirklich war, und daß sie nicht bloß das Spiel der Einbildungskraft eines alten Dichters sey.

Von dieser Fruchtgegend, Fruchtgarten oder auch Paradies, erzählt nun die alte Urkunde Folgendes:

„Und es pflanzte Jehovah Elohim einen Garten in
 „der schönen Gegend gegen Morgen (Gan Eden
 „Miketem) und setzte den Menschen in ihn, den
 „er geschaffen hatte. Und Jehovah Elohim ließ
 „aufwachsen aus der Erde allerlei Arten Bäume,
 „mit schönen und lieblichen Früchten, und den
 „Baum des Lebens mitten in den Garten, und den
 „Baum des Erkenntnisses des Guten und des Bösen.

„Und es floss von der schönen Gegend her ein
 „Strom, um den Garten zu wässern, und dieser
 „theilte sich daselbst wieder in vier Hauptströme.

„Der erste heist Phischon, der um das ganze
 „Land Chavilah fließt, in welchem man Gold fin-
 „det. Das Gold dieses Landes aber ist vortreflich;
 „auch findet man den Bedellion, und den Edelstein
 „Onyx daselbst.

„Der zweite heist Gihon, der um das ge-
 „samte Mohrenland fließt.

„Der dritte heist Chidekel, welcher durch
 „Assyrien fließt,

„Der vierte Strom heist Phrath.

„Und Jehovah Elohim nahm den Menschen,
 „und setzte ihn in den Garten in der schönen Ge-

»gend, auf das er ihn anbauen und erhalten
»möchte.

»Und Jehovah Elohim gebot dem Menschen und
»sprach: Du sollst essen von allerlei Bäumen in
»dem Garten,« u. s. w.

Dieser Erzählung des Verfassers der Urkunde zufolge, fand sich also ein Obstfrucht-Garten in einer schönen gegen Morgen hin liegenden Gegend. Jehovah, oder Gott, hatte ihn selbst gepflanzt; und so war er denn, nach der kindischen Vorstellungsart des damaligen Zeitalters, ein Gottes-Garten, so wie in der Dichtung der Griechen der Garten der Hesperiden auch als ein solcher erscheint: denn nur die Götter vermögen es ja, nach dieser Denkungsart, etwas vorzüglich Schönes hervorzubringen! Sie pflanzen ihn, sie pflegen ihn, so wie Menschen, als Besitzer desselben nur thun können. Daher ist auch in demselben alles in der schönsten Ordnung angelegt. Man trifft in demselben nicht bloß einerley, sondern vielerley Sorten von Bäumen, welche alle schöne genießbare Früchte tragen. Da aber dieser Garten nicht für sie selbst, — denn was könnten die Unsterblichen von irdischen Dingen für einen Genuß ziehen! — sondern für den Menschen bestimmt ist; so setzten sie endlich auch diesen in denselben, damit er sich an diesen Früchten ergötze, sie weiter anbaue, und den Garten erhalte.

Man sieht übrigens aus dieser Erzählung, die ohne alle Kunst und so einfach, als möglich, genommen ist; daß dem Urheber derselben, der mit den mythischen Dichtern der Griechen über den Garten der Hesperiden vielleicht aus einer Quelle der mündlichen Ueberlieferung schöpfte *), erstens wirklich ein Land be-

*) Man sehe hierüber Böttiger in seinen Vasenmählden, dessen Ideen in Betreff der Aehnlichkeit mythischer Vorstel-

kannt, gewesen seyn muß, wo es Obstbäume gab, daß er zweitens von dem Anbau und der Pflege derselben durch Menschenhände schon etwas gewußt hat, und drittens endlich, daß zu seiner Zeit schon mehrere Obstsorten vorhanden waren. Ueber diesen letztern Punkt hat er uns nun freilich weiter keine nähere Bestimmungen hinterlassen; er hat uns die verschiedenen Obstsorten nicht genannt, welche er vielleicht damals kannte, und in dieser Hinsicht hätten wir denn aus dieser Urkunde wenig tröstliches für die Geschichte des Obstbaues in dieser Zeit erhalten. Allein die Geschichte der Obstkultur untersucht und behandelt ja nicht bloß die verschiedenen Arten der Obstfrüchte, welche bis auf unsere Zeiten herab gezogen worden sind; sondern sie forscht, in dem entferntern Alterthume besonders, nach den Mutterländern, oder vielmehr nach dem Mutterlande, von welchem aus alle die so sehr verschiedenen Obstarten über alle Länder der Erde hin sich in der Folgezeit, nach und nach, verbreitet haben. Ja vorzüglich in dieser Hinsicht nur trägt sie mit Recht den Namen einer Geschichte.

Für diesen Zweck lassen sich nun aber auch mehrere wichtige Nachrichten aus dieser Urkunde ziehen. Sie ist fast allein nur im Stande, durch die in ihr enthaltene Angabe des Paradieses, uns das ursprüngliche Mutterland der Obstfrüchte zu bestimmen. Eine Sache, die jedem, der an der Kulturgeschichte des Bo-

lungen bei den Orientalern und Griechen dieselben sind. Nach seiner Vorstellung kamen diese Mythen durch Kunstwerke, durch Figuren und Vorstellungen auf gewürkten Tapeten, im Handel nach Griechenland. Damit vergleiche man die so höchst ähnliche mythische Vorstellung über den Ursprung des Uebels durch das Weib: beym Moses durch Eva; beym Hesiodus *εὔρα καὶ ἡμέτε*. I. v. 47. durch Pandora, und Apollodorus Lib. I. 7. 2.

dens sowohl im Allgemeinen, als des Obstbaues insbesondere, einen lebhaften Antheil nimmt, von grosser Wichtigkeit seyn muß. Wir werden sehen, wie die von ihr, zwar nicht ganz unbestimmt, aber doch auch nicht vollkommen dazu gelieferten Nachrichten, mit Hilfe einer ungezwungenen, und so viel, als möglich, natürlichen Erklärung, zu benutzen sind.

Es fragt sich also: wo lag das Paradies, oder der Gan Eden der alten Urkunde, der so viele Obstfrucht bäume von so mancherley Arten enthielt? *)

*) In Hinsicht auf diesen Punkt führt Berger in der von uns oben schon angeführten Stelle, weiter fort: „Wenn aber auch der Erzähler eine wirkliche Gegend beschreibt, so ist es doch eine sehr vergebliche Arbeit, sie nach dieser Beschreibung aufzudecken zu wollen, weil wir ja nicht wissen, in wiefern dieselbe treu und richtig abgefaßt ist, und ob der Erzähler sie, als Augenzeuge, oder, wie es immer wahrscheinlicher ist, nur von Hörensagen, kannte. Und wäre jenes auch der Fall, so wissen wir ja nicht, ob wir den Park nach Schritten oder nach Meilen zu messen haben, ob die Länder, welche genannt worden, große Erdrariche oder kleine Thäler waren, ob die angeführten Flüsse die Grösse der Donau oder der Leine hatten, oder, welches zu einem Garten wohl am besten passen würde, nur kleine Bäche waren?“ — Mit diesen Behauptungen kann ich nicht einverstanden seyn, und ihr Urheber scheint mir hier mehrere Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten, wirklich ohne Noth, gehäuft zu haben. Warum sollte es denn nicht möglich seyn, daß das Land, oder vielmehr der Länderstrich, den der Erzähler bey seinem Gan Eden im Sinne gehabt hätte, aufgefunden werden könnte? Es kommt ja nur auf die Ansicht an, aus der man diese Urkunde betrachtet. Sucht man freilich in ihr die Angabe einer bestimmten Gegend, eines kleinen Landes; so dürfte wohl darauf passen, was er einwirft. Allein, nach meiner Ansicht, giebt der Erzähler eine Darstellung der gesamten

Das erste, was hier vor allen Dingen ausgemittelt werden muß, um desto sicherer gehen zu können, wäre nun aber dies: von welchem Standpunkte aus schrieb der Verfasser der Urkunde. Der wahrscheinlicheren Meynung zufolge, war dieser entweder in Palästina oder in Aegypten. Er sagt nemlich, erstlich, daß der Chidekel, der Tigris, nach Osten zu Assyrien durchfiele; und zweitens, daß der Gan Eden gegen Morgen hin liege. Dieses beydes konnte er nur dann sagen, wenn er gegen Abend zu vom Tigris aus wohnte.

Nach dieser vorläufigen Erörterung, die übrigens auch anderer Rücksichten halber, keinem Zweifel unterworfen seyn kann, ergibt es sich dann, daß die Lage des Paradieses, von Palästina aus, nach Osten hin gesucht werden müsse, und, wenn sie aufzufinden ist, nur in in dieser Weltgegend gefunden werden könne. Wir stoßen aber hier zuerst auf einen großen Strom, der sich wieder in vier Hauptströme theilt: Welcher war dieser Strom?

Es wird von diesem Strome zuerst gesagt: er sey von Eden ausgegangen, um den Garten zu wässern. Dies sind die Worte der Urkunde selbst. Das Land Eden, von dem aus er strömte, lag aber gegen Osten, „Miketem“: es befand sich also derselbe vollkommen östlich. Es wird ferner zweitens von ihm gesagt; „er theilte sich daselbst (im Lande Eden), und wurde zu vier Hauptströmen, aus welcher wörtlichen Beschreibung hervorgeht, daß er ein sehr großer Strom gewesen seyn muß.

Erdkunde der damaligen Zeit von seinem Lande aus, das in der Nähe des Tigris, des Eu-Phrath, wie er den Fluß nennt, oder des Euphrates, des Nils und des Phasis lag. Und das, was er hieüber sagt, enthält Winke genug für uns, um nun die Lage des Paradieses bestimmen zu können.

Wenn man nun beydes vereinigt: erstlich, daß der Strom sehr groß war, und daß er zweitens sehr östlich lag — ganz östlich von Palästina oder wohl gar von Aegypten aus; so bietet sich die Vermuthung, ohne viele Schwürigkeiten, uns dar, daß es wohl gar das Kaspische Meer gewesen seyn könne, welches von dem Verfasser der Urkunde für einen Strom gehalten ward. Gründe genug für dieselbe giebt uns nicht bloß die Urkunde selbst, sondern wir erhalten sie auch aus Nachrichten von alten griechischer Schriftstellern.

Sie hat erstlich den Grund vor sich, daß jener Strom in eine überaus angenehme und fruchtreiche Gegend gesetzt wird; denn eine solche bezeichnet der Name Eden. Und überdies noch soll sich dieser da, wo er am fruchtreichsten ist, theilen. Diese Beschreibung paßt aber vollkommen auf das Kaspische Meer. Auf seiner östlichen Seite sowohl, als auf seinen westlichen Ufern ist es von den reizendsten Landschaften umgeben, die von den neuern Reisenden eben sowohl als von den ältesten das allgemeine Lob einer allgemeinen Fruchtbarkeit erhalten haben, welche durch die Natur, und nicht durch Menschenhände, befördert wird *). Sie hat zweitens den Grund vor sich: daß man unter den Griechen sogar ehemals glaubte, daß das Kaspische Meer sich in verschiedene Flüsse theile; woher bey zwei alten Geographen, dem Strabo so-

*) So lange, bis mir nicht irgend jemand historisch bewiesen haben wird, daß es in den ältesten Zeiten fruchtreichere Gegenden als in den Ländern um das Kaspische Meer herum gegeben habe, sehe ich keinen Grund von dieser meiner Vorstellung abzugehen. Von der Bibel, Herodot und Strabo an bis zu Gildensiedt und Tavernier haben nur die Länder Asiens, die zunächst um jenes Meer lagen, das Lob der allgemeinsten und natürlichsten Fruchtbarkeit erhalten. Man sehe übrigens auch Eichhorn am angeführten Orte darüber.

wohl als bey dem Ptolomäus, noch der Ausdruck stammt, die Oefnungen des Hyrkanischen Meeres; obgleich der letztere dieses Meer dazumal schon als ein eingeschlossenes Meer kannte. Für sie streitet ferner drittens der Grund, daß nach der Vorstellungsart des Strabo *), Pomponius Mela, Plinius und Dionysius Afer, das Kaspische Meer eine Einströmung oder ein Busen aus dem Kronischen oder nördlichen Ozean war, ebenso als wie der Persische Meerbusen aus dem südlichen Ozean herabstieg. Diese alte Vorstellungsart, welche sich, trotz der Richtigern von Herodot schon, Aristoteles und Diodor von Sizilien angeführten, in den spätern Zeiten noch erhalten hat, ist der Beschränktheit der geographischen Kenntnisse des Alterthums zuzuschreiben. Man kannte in jenen alten Zeiten nur noch das südliche Ende desselben, und höchstens nur einen kleinen Theil seiner östlichen Ufer, kaum bis zu dem alten Kolchis hinauf, da die vielen Beschwerlichkeiten, die mit einer weitem Reise in den tiefern Norden hinauf verbunden waren, es verhindert hatten, sein nördliches Ende kennen zu lernen. Theils hohe, unzugängliche Gebirgsketten, als die des Kaukasus und des Ural; theils aber auch wilde, rauhe Völker, hatten den wissenschaftlichen Reisenden von einem weitem Vordringen abgeschreckt. Wo man also mit der Erfahrung nicht ausreichte, da suchte man sich mit der Phantasie auszuhelfen. Und wie hätte man es sich auch denken können, daß eine so ungeheuere Wassermenge, als die Kaspische See enthält, ein eigenes von dem festen Lande eingeschlossenes Meer bilden könne! Zu dieser Annahme bot dazumal keine Erfahrung einen hinreichenden Grund dar: denn man kannte keinen See von ähnlichem Umfange. So sagt z. B. Strabo darüber folgendes:

*) Buch 11. p. 507. der Kas. Ausg.

„Es ist dieses Meer ein Busen des Ozeans, der sich nach Mittag zu erstreckt. Im Anfang ist er ziemlich enge, wird aber immer breiter, je weiter er fortgeht: in seiner mittlern Gegend mag sich seine Breite immer auf fünftausend Stadien belaufen. Von seinem Einflusse an bis gegen die Mitte hin, wird er nach und nach gröfser, indem er bis hieher immer an unbewohnten Ländern hinweggeht. Eratosthenes behauptet, dafs der Umfang dieses Meeres, so wie es den Griechen bekannt war, bey den Abanern und Kadusiern gegen fünftausend vierhundert, bey Anariaka, von den Marden und Hyrkanern an bis zu den Mündungen des Oxus viertausend achthundert, und von da bis zum Jaxartes zweitausend vierhundert Stadien betrage. So wie man rechts in dieses Meer (nämlich aus dem Ozeanus her) einschifft, so hat man die Scythen, die Nachbarn der Europäer, und die Sarmaten, welche zwischen dem Tanais und diesem Meere sich befinden, aber keine bestimmten Wohnsitze haben, zur Seite. Zur linken Hand finden sich die Nomadischen Scythen, die, gegen Morgen hin, bis an das östliche Meer nach Indien zu sich erstrecken.“

Diefs ist das Hauptsächlichste von dem, wie Strabo das Kaspische Meer sich dachte. Pomponius Mela kommt aber der ältern Vorstellungsart in der alten Urkunde, noch weit näher, als Strabo, wie dieses folgende Worte von ihm bezeugen, wo er sagt: „Das Kaspische Meer stürzt sich in einem engen, folglich auch langen, Kanal, wie ein Strom, bey seinem Anfang durch die Länder“ *). In diesen Worten findet man deutlich noch die Ueberbleibsel der allgemeinen, bekannten, alten Vorstellung, dafs das Kaspische Meer ein Strom gewesen sey.

*) *Mare Caspium ut angusto, ita longo etiam freto, primum terras quasi fluvius irrumpit.*

Hätten wir nun auf diese Weise den grossen Strom in dem Kaspischen Meere gefunden, der aus dem Lande Eden Miketem kam und sich in dem Gan Eden, dem eigentlichen Fruchtpark, theilte; so wäre denn hierdurch auch die Lage des Paradieses bestimmt, und es fände sich dasselbe in Albanien, Imirette und Irak. Allein es theilt sich dieser Strom in vier andere Ströme, und der Name des ersten ist der Phischon. Eine genauere Bestimmung dieser Ströme wird uns gleichfalls zur Auffindung der Lage des Paradieses, oder des ältesten bekannten Mutterlandes der Obstbäume, sicher zu leiten vermögen.

Die Urkunde hat hierüber folgende Worte: „Der Name des ersten Stromes ist Phischon, der das gesammte Land Chavilah umströmt, in welchem sich Gold findet.“ Hier sind also zwei Aufgaben zu lösen: erstlich die: was für ein Strom war der Phischon? und zweitens: was für ein Land ist unter Chavilah zu verstehen?

Die erste Aufgabe zuerst. Der Name Phischon, der, seiner Etymologie zufolge, von dem Zeitworte phusch abzuleiten ist, heisst ein Strom mit vielem anschwellenden Gewässer. Doch noch besser, als der Hebräer, hat der Araber die eigenthümliche umfassende Bedeutung dieses Wortes in dem Wurzelworte phatsa erhalten: denn dieses Wort bedeutet nicht bloß überfließen, sondern schnell reissend strömen. Und so hieß denn der Phischon ein schnell oder reissend strömender Fluß; in welchem Falle er dem griechischen, und nicht phönizischen, Worte Ozeanus *) entspräche.

Spätere arabische Schriftsteller und Sprachforscher, haben den Nil Aegyptens mit diesem Namen belegt: sie nennen ihn Alphischon. Es sind diese Gieuh-

*) Von *αυγος* reissend, schnell.

ris und Kamusus. Dieser Name des Flusses schreibt sich aber sicher noch aus den Zeiten her, wo man glaubte, daß der Nil mit dem Ozean in Verbindung stehe, und wo man ihn auch noch für einen Theil des Ozeans hielt. Gewährsmänner für diese Behauptung sind Herodot (*), Diodor von Sizilien, **) und Theophrast ***). Denn so erzählt Herodot, daß er, als er in Aegypten gewesen sey, die dortigen Priester gefragt habe: woher es doch komme, daß der Nil seine jährlichen Ueberschwemmungen erhalte? er habe aber von keinem derselben belehrt werden können. Er wollte also, fährt er fort, die Meynungen der Griechen anführen, von denen sich drey über dieses Eräugniss vorfinden. Die erstere Meynung behaupte: die Etesischen Winde wären Ursache, daß der Nil anschwelle, indem sie verhindern, daß er sein Wasser nicht ins Meer ergießen könne. Die zweite gebe an: das Uebertreten des Nils komme vom Ozeanus, weil der Nil mit dem Ozeanus in Verbindung stehe, der Ozeanus aber die ganze Erde umströme. Nach der dritten, sollte das Anwachsen des Nils durch das Schmelzen des im innern Afrika gefallenen Schnees bewürkt werden. Wir finden hier also, daß die Griechen annahmen, der Ozeanus stehe in Verbindung mit dem Nil. Indessen, nach Diodor von Sizilien, hielten die Aegypter ihren Nil selbst für den Ozeanus: denn seine ausdrücklichen Worte sind: „Die Aegypter glauben, daß ihr Fluß Nil der Ozeanus sey.“ Und mit dieser Behauptung ganz übereinstimmend, sagt er an einem andern Orte: die Aegyptischen Priester behaupteten: der Nil habe seinen Ursprung aus dem Ozean, der die Erde umströme. Die trefflichste Stelle

*) Buch II. K. 19. 20. 21.

**) B. I. K. 12. und K. 37. 96.

***) Buch VII. der oekumenischen Gesch. K. 17.

aber, welche beweist, daß Gieuhari und Kamusus den Nil mit Recht Alphischon nennen, und daß die Vermuthung über die Aehnlichkeit der Wörter Phischon und Ozeanus vollkommen richtig sey, ist die, wo er sagt: »daß der Nil hier Ozeanus genannt wird, dieses kommt daher, weil die Aegypter in ihrer Sprache den Nil Ozeanus (also Phischon) nennen. *) «

Ich übergehe hier des Theophylact's und Demokrit's des Physikers Zeugnisse, welche letztere bey einem Scholiasten zum Apollonius von Rhodus sich befinden, und welche weiter nichts sagen, als daß diese Idee noch über Herodot's Zeitalter hinausgieng. Vielleicht war sie nicht lange vorher erst aus Aegypten gekommen: denn eben in dieser frühern Zeit, in dem Vor-Pythagoräischen Zeitalter, wanderten die Kenntnisse Aegyptens vorzüglich nach Griechenland.

Aus den hier angeführten Untersuchungen aber kann nun kein anderes Resultat hervorgehen, als dieses: Der Phischon des alten Urkundenschreibers ist einerley mit dem Alphischon der Aegypter, der mit dem Meere, das um Indien und Arabien herumgeht, und welches mit ihm gleiches Namens ist, in Verbindung steht. Dieser Phischon strömt von dem Kaspischen Meere, in der Gegend der nördlichen Spitze des Gari Eden, aus; fast eben da, wo Strabo das Kaspische Meer, als einen Meerbusen, mit dem großen Ozean durch eine Meerenge sich verbinden läßt, und ist ein Theil des Ozeanus der alten Griechen.

Nun die zweite Aufgabe: was für ein Land war das in der Urkunde angegebene Land Chavilah? —

*) Da diese Stelle sehr wichtig ist, so führe ich sie hier selbst im Originale an. Ωκεανον μὲν οὐ καλεῖν τοῦ ποταμοῦ, διὰ τοὺς Αἰγυπτίους κατὰ τὴν ἰδίαν διαλεκτὸν Ωκεανὸν λεγόντων Νεῖλον. Sie befindet sich am angegebenen Orte.

Nach den Worten der Urkunde war es ein sehr reiches Land *). In ihm befand sich ein vorzügliches Gold, gab es Onyx, und waren sonst noch viele edle Steine. — Man hat dieses Land in allen Erklärungen in der Gegend um die Mündung des Euphrat in dem Persischen Meerbusen angenommen. Einige, als Calvin, haben dasselbe sich weit nach Indien hinein erstrecken lassen. Und diese ihre Vermuthung mag auth vollkommen gegründet seyn, denn es ist hierbey gewiss nur ein großes reiches Land, und kein kleines Ländchen, wie doch mehrere andere Ausleger gewollt haben, zu verstehen. Auf jeden Fall passte aber hierzu kein Land besser als Indien, das noch heutiges Tages durch seinen Reichthum an Gold und Edelgesteinen für sich, als das ehemalige Land Chavilah, die sichersten Beweise giebt. Sieht man die, nach Strabo, von Mannert **) verfasste Charte an; so wird man nun deutlich bemerken, wie der Ozeanus oder Phischon aus dem Kaspischen Meere östlich hervorbrechend, nur dieses goldreiche Indien, von der äussersten Spitze Thina an bis nach dem Nil hin, und um Arabien hin, umströmt.

*) Unter Alexanders Nachfolgern, welche das entferntere Indien noch genauer kennen lernten, erhielt das an Gold so reiche Bengalen, unter welchem gewiss das Land Chavilah vorzüglich verstanden wird, den Namen Chrysa: oder Goldland, Man sehe Mannert Geogr. der Gr. u. Röm. Th. 5. Eine Stelle, die Mannert nicht hat, und meine Meynung sehr unterstutzt, führe ich noch an aus Josephus Antiq. VIII. 6. 2. *εις την παλαι μιν Σωφισραν, νυν δε Χρυσην γην καλουμένην.* Dieses Ophir und spätere Chrysa war nun das älteste Chavilah: Denn Josephus setzt dazu *της Ινδικης εστιν αυτη.* Es lag dieses Ophir in Indien.

**) Geographie der Griechen und Römer. Th. 1. S. 114.

Der Name des zweiten Stromes, der aus dem grossen Strome in Eden hervorgeht, ist Gihon. Dieser kann nur mit Hälfte der Länder, die er, nach der Angabe der Urkunde, umfliessen soll, bestimmt werden, Diese Länder heissen Kusch, und es wird davon gesagt: „Er umgab alle Länder Kusch.“

Ueber die Auffindung dieser Länder haben sich die Ausleger ganz besonders bemüht. Man hielt sie gewöhnlich für ein einziges Land, indem man mehr auf den Ausdruck „Kusch“ als „Kol Aeret“ Rücksicht nahm: und daher setzten sie einige nach Afrika in Aethiopien; andere nach Arabien; Michaëlis endlich an die Ostseite des Kaspischen Meeres, an den Abi Amu. Wahrscheinlich dürfte aber nur diejenige Meynung, welche die Resultate beyder vereinigt, die richtigere seyn. In der Urkunde selbst ist nemlich durch den schon erwähnten Ausdruck „Kol Aeret“ nicht bloß ein einziges, sondern es sind mehrere Länder, die den Namen Kusch führen, angegeben worden. Das eine Land Kusch befand sich in der Gegend des Griechischen Kolchis, und an dem Kaspischen Meere herunter, bis an den Abi Amu hin. Dieses bezeugen auf das bestimmteste der Kirchenvater Hieronymus *) in seinem Katalog des Apostels Matthias; wo er von diesem sagt: „er predigte das Evangelium in dem andern Aethiopien, da wo die Häfen Apsarus und Hyssus sich finden.“ Welches vollkommen die Angabe des alten Kolchis ist. Nicht so deutlich erklären sich Herodotus **) und Diodor ***) von Sizilien darüber; indessen sagen

*) Kat. d. Ap. Matth. „In altera Aethiopia, ubi est irruptio Apsari et Hyssi portus, praedicavit evangelium.

**) Buch II. S. 104. Die Kolcher nennt er hier schwarze Menschen, *μελανοχρῶες*; und sagt von ihnen: „*Φαινονται μὲν γὰρ ὄντες Κολχῶι Αἰγύπτωι.*“

***) B. I. S. 35. *Φασὶ τῶν Αἰγυπτίων τινας καταλειφθέντας περὶ τὴν Μαίωτιν λίμνην συνησθῆναι, τὸ τῶν Κολχῶν ἔθνος.*

doch beyde: »die Kolcher wären Aegyptischen oder vielmehr Aethiopischen Ursprungs, hätten eine schwarze Farbe und krauses Haar, wodurch sie sich von den übrigen Scythischen Völkern gar sehr unterschieden.« Und eben dasselbe sagt auch Dionysius Periegetes *).

Wahrscheinlich waren diese Aethiopier in Kolchis die östlichen Aethiopier des Homer **), und diese bewohnten das eine Land Kusch am Kaspischen Meere. Das andere Land Kusch hingegen lag von Aegypten hinauf nach Süden zu, in Afrika: da, wo die schwarzen Menschen eigentlich zu Hause waren, und dieses sind dann die westlichen Aethiopier des Homer.

Beyde Länder Kusch umfloss aber der Gihon auf folgende Weise, zufolge jener alten Vorstellungsart. Der Fluß Phasis machte den Ausfluß des Kaspischen Meeres, des Stromes aus Eden, in den Pontus Euxinus. Dieser verband sich durch den Propontis und Archipelagus mit dem mittelländischen Meere, und dieses sich nun wieder mit dem Atlantischen, das um Afrika herum gieng, und an den Nil stiefs; der, wie

*) V. 689. *παρ τον μυχον παντοιο μετα χθονα Τυνδαριδων
κολχοι ναιεταουσιν, μετηλυδες Αιγυπτοιο.*

**) Bekanntlich hat man sich bis hieher öfters über die Wohnsitze der östlichen sowohl als der westlichen Aethiopier des Homer sehr gestritten. Da nun Aethiops, von Völkern gebraucht, in dieser alten Sprache immer auf die schwarzbraune Farbe der Haut derselben sich bezieht, so läßt es sich sehr gut denken, daß, wenn man die westlichen Aethiopier in Aegypten und überhaupt in Afrika wohnen läßt, wie dieß doch von allen Gelehrten angenommen worden ist, zu den östlichen nicht bloß die Araber, sondern überhaupt jede schwarze Völkerschaft Asiens gerechnet werden müsse. Man sehe hierüber die von Voss seiner neuesten Ausgabe der Iliade beygegebene Chartę.

bekannt, nach Aegyptischer Vorstellungsart, mit dem Ozean in Verbindung war. Der Gihon ist also, das Atlantische, Mittelländische, schwarze Meer, und der Phasis zusammengekommen. Auf diese Weise umströmte er sowohl die westlichen (afrikanischen) als östlichen (asiatischen) Aethiopien.

Nach der Angabe dieser beyden Hauptströme in der Urkunde, von denen der eine rechts, der andere links herumgieng, wird nun von dem Flusse Chideckel gesagt, daß er östlich durch Assyrien ströme. Ohne weitere Erörterung, sieht man hier ein, daß dieser Strom der Tigris sey. Des Huphrath, oder Euphraths, als eines, in Vergleich mit den oben angegebenen so großen Strömen, unbedeutenden Flusses, wird, ausser den Namen, faßt gar nicht gedacht. Der Verf. der Urkunde liefs diese Flüsse ebenfalls auch von dem Kaspischen Meere ausgehen, weil sie wirklich dem, der von Palästina kömmt, ihres gekrümmten Laufes halber, davon herzukommen scheinen, ob sie gleich sich hernach wieder ostwärts wenden. Eine solche irrige Vorstellung konnte, bey so vieler Täuschung, in dem Alterthume gar wohl entstehen; in dem Alterthume, welches faßt nicht eine einzige geographische Vorstellung richtig gehabt hat.

Nach dieser Erklärung der alten Urkunde, steht nun die Erdkunde derselben folgendermaassen in Kurzem da: „Ein großer ungeheurer Strom kömmt aus Osten: dieser theilt sich in einem schönen Lande in vier Hauptströme. Die zwei ersten und vorzüglichsten sind der Phischon und Gihon. Der erste umströmt den einen Theil der ganzen damals bekannten Erde von Osten aus bis an den Nil hin; der zweite umfloss den andern Theil der ganzen damals bekannten Erde von Westen aus ebenfalls bis an den Nil: denn Europa war damals noch gar nicht gekannt. — Die Urkunde

enthält also nicht eine kleine geographische, oder wohl gar blos topographische Angabe eines kleinen Ländchens, sondern vielmehr die Darstellung der Kenntniss der ganzen Erde in der damaligen Zeit, und der Gan Eden, in welchem die mancherley Obstfruchtbäume sich befanden, ist kein Garten, sondern eine weit ausgedehnte Gegend, die in Asien um das Kaspische Meer herum lag. Denn das Alterthum nannte jede schöne grösse Gegend einen Garten, oder einen Park. Und so wäre dann, auf diese Weise, das ursprüngliche Mütterland der Obstsorten gefunden.

Ist nun aber auch dieses Mutterland der Obstbäume immer dasselbe und im steten, unveränderten Zustande geblieben? Die alte Urkunde setzt das Gegentheil davon. Sie sagt:

„Und er (Jeh. Eloh.) trieb den Menschen aus, und
 „lagerte vor den Garten Eden den Cherubim,
 „mit einem bloßen hauenden Schwerdt, zu be-
 „wahren den Weg zu dem Baum des Lebens.“

Ohne weitere Erinnerung bemerkt man hier, dass dieses Alles mythische Darstellung ist. Der Verf. der Urkunde hatte nemlich im Sinne, und wollte sagen: Als der Mensch eine Zeitlang im Garten Eden gewesen war, eräugnete sich eine fürchterliche Naturbegebenheit, welche ihn aus diesen schönen, fruchtreichen Gegenden vertrieb. Vulkane mit Erdbeben verschlangen und zerrütteten dieselbe. Und diese Revolution kam von Morgen her; so, dass sie vom Kaspischen Meere ausgieng, bis nach Armenien streifte, und die Menschen sodann nach Syrien verscheuchte. Denn die Urkunde sagt nach der Michaelischen Uebersetzung: „Er (Jehovah) trieb den Menschen aus, und lagerte seinen Donnerwagen und die Flamme des gesenkten Schwerdtes auf die Morgenseite des Gartens Eden.“

Dafs dergleichen vulkanische Eruptionen von der Morgenseite her gekommen sind, dieß bezeugt noch eine Stelle im Strabo. Hier sagt dieser Geograph, dafs, nach des Posidonius Bericht, der Name Rhagis (Brüche) von den vielen Erdbeben herkomme, denen Parthien, das am südlichen Ende des Kaspischen Meeres lag, unterworfen gewesen sey. Man zählte, fährt er fort, seit Parthien bewohnt war, bey zweytausend Dörfer, und mehrere Städte, die in jenem Erdbeben ihren Untergang gefunden hätten.

Diese Nachricht beweist wenigstens, dafs einst vulkanische Revolutionen in diesen Gegenden vorzüglich wütheten, und stimmt ganz mit den Nachrichten von Reineggs und andern Reisenden zusammen, nach welchen sich wirklich dort alles als vulkanisch zeigt. Es beweisen übrigens auch die von Reineggs selbst in einigen Kupfern vorgestellte Basalt-Felsen, dafs die Vulkanisirung des dortigen Bodens nicht allmählig oder gelinde, sondern jedesmal mit vieler Heftigkeit und Gewalt vor sich gieng. Allein jetzt ruhen dort alle Vulkane, und dieses zeugt wieder von dem hohen Alter derselben.

Der Weinbau Noah's auf dem Gebürge Ararat.

1656.

Von dem Zeitpunkte der Vertreibung des ersten Menschen aus dem Paradiese, wie die Urkunde Jehovah Elohim uns erzählt, giebt uns aber die Bibel nun weiter keine andere Nachricht über den Anbau des Obstbaumes, als bis auf Noah's Ankunft auf dem Armenischen Gebürge Ararat, welches einen Zeitraum von 1656 Jahren umfaßt. Und diese Nachricht betrifft nicht einmal den eigentlichen Obst- sondern den Weinbau. Indessen ist es doch bemerkenswerth, dafs, so wie eine Erdrevolution durch das Feuer es war, welche die Menschen aus den schönen freundlichen Gegenden des

Mutterlandes der Obstfrüchte einst verjagte; eine Erdrevolution durch das Wasser die Nachkommen jener Menschen, über anderthalbtausend Jahre nachher, wieder in jene ursprüngliche Gegenden zurückgeführt hat.

Es hatte nemlich nicht lange gewährt, daß jene erste Revolution vorüber war, als wieder eine andere kam: denn wie kurz ist nicht ein Zeitraum von anderthalbtausend Jahren für die Bildung der Erde! Zahllose Wasserfluthen stürmten auf die Länder ein, wohin die Menschen sich kaum gerettet hatten. Sie bedeckten Palästina, Syrien, Persien und Armenien; und viele tausend Menschen fanden in denselben ihren Untergang. Nur eine einzige Familie hatte das Glück, sich aus denselben mit mehreren Thieren auf einem Schiffe zu retten. Der Stoß der Gewässer trieb sie nach den Armenischen Gebürge und den Kaukasischen Ländern hin, die bekanntlich sehr hoch liegen, und wo deshalb auch die Wasserfluth einen Damm gefunden hatte. Hier, auf dem Gebürge Ararat, stiegen sie aus, und ließen sich daselbst wohnhaft nieder.

Die alte Urkunde erzählt nun weiter: Noah habe sich hier zum Landbau bequemt, und dabey angefangen, einen Weinberg zu pflanzen. Sie sagt *):

„Noah aber fieng an, und ward ein Ackermann,
„und pflanzte Weinberge. Und da er des Weins
„trank, ward er trunken, und lag in der Hütten
„aufgedeckt.“

In seinem Schiffe konnte er den Weinstock nicht mitgebracht haben: denn erstlich findet man gar keine Nachricht davon, daß er den ersten Menschen und dem Noah vor der Sündfluth bekannt gewesen sey, zweitens nähm er, laut den ausdrücklichen Worten der Urkunde, nur dasjenige in seine Arche auf, was

*) 1. B. M. K. 9. V. 20. 21.

lebendigen Odem hatte *): Also durchaus keine Gewächse, als wozu er auch keinen Platz gehabt haben würde. Er fand ihn daher wahrscheinlich, so wie mehrere zum Landbau dienlichen Fruchtarten, wie die Taube den Olivenbaum, von dem sie ein Blatt in die Arche brachte **), in jenen Gegenden, die jenseits des Gebirges Ararat lagen, schon vorhanden. Aus dieser Bemerkung, welche jedoch aus der natürlichsten Ansicht der Sache erfolgt, ergeben sich aber folgende merkwürdige Winke.

Zuerst dieser: Die Wasserfluth hat nur bis an das Gebürge Ararat, oder höchstens, an die Gebürge des mittleren Kaukasiens gestossen, und daselbst gewendet: denn wenn sie sich auch über diese Gebürge hinüber erstreckt hätte, so würde Noah schwerlich den Weinstock daselbst vorgefunden, kennen gelernt und angebaut haben. Eine so mächtige Erdüberschwemmung, wie die in der Urkunde angegebene war, würde auf jeden Fall allen Obstbau vernichtet haben, wenn sie bis über jene Gebürge hinüber gedrunge wäre.

Zweitens der: Jene Länder, wo Noah sich niederliefs, sind als das eigentliche Vaterland des Weinstockes anzusehen: denn hier nur wird seiner in der Geschichte zuerst ausdrücklich Meldung gethan. Uebrigens versichern uns auch noch ältere und neuere Reisende und Geographen von ihm eben dasselbe. Von jenen Ländern, besonders aber von Albanien, das nach Abend zu zwischen Iberien, gegen Mittag nach Armenien zu lag, erzählt uns z.B. Strabo folgendes ***):

„Die Bewohner Albaniens brauchen auch wahrscheinlich das Meer nicht, da sie nicht einmal den Boden gehörig zu nutzen wissen, der

*) 1 B. M. K. 7. V. 2. 3.

**) 1 B. M. K. 8. V. 11.

***) B. XI. S. 501. 2.

„alle Arten von Früchten und Gewächsen, auch
 „die feinsten und edelsten, erzeugt. Und alle
 „diese Früchte und Gewächse bringt zwar die Erde
 „freiwillig, und ohne alle Arbeit der Menschen
 „hervor; so wie Homer von der Insel Sizilien,
 „dem Lande der Cyklopen, spricht,

*) Und an das Land der Cyklopen, der Frevler
 wild und gesetzlos

Kamen wir, welche nur den unsterblichen
 Göttern vertrauend

Nirgend haun mit Händen, zu Pflanzungen
 oder zu Feldfrucht,

Ohne des Pflanzers Sorg' und der Ackerer steigt
 das Gewächs auf,

Alles, Waizen und Gerst', und edle Reben
 beladet.

Mit großtraubigem Wein, und Kronions
 Regen ernährt ihn,

„Mich haben zum wenigsten“ fährt Strabo fort
 alle diejenigen so berichtet, welche in diesen Provin-
 zen im Dienste unserer Regierung sich aufhielten, und
 die von einem wahren Cyklopen-Leben sprachen,
 das man daselbst führe. Wenn man die Erde dort
 baut, und ihren Schoos mit einem schlechten hölzer-
 nen Pfluge nur einmal öfnet, und Saamen daselbst ein-
 streuet; so giebt sie das Empfangene nicht Einmal,
 sondern zwei und dreimal funfzigfältig wieder. Al-
 banien wird noch mehr als Aegypten und Mesopota-
 mien durch Flüsse und Bäche getränkt. Eben daher
 bleibt es auch das ganze Jahr grünend und blühend,
 und gewährt beständig die trefflichste Weide. Die Luft
 ist in Albanien viel gesünder, als in den eben genann-
 ten Ländern. Die Rebstöcke werden nie behackt,
 und höchstens alle fünf Jahre beschnitten. Junge
 Reben tragen schon im zweiten Jahre, und vollkom-

*) Homer Odyssee Ges. IX, v. 106.

mene Stöcke geben so viel Früchte, daß man immer einen großen Theil daran hängen lassen muß." u. s. w. Von der Provinz Margiana sagt eben dieser Schriftsteller; »Man sagt, daß öfters daselbst Weinstöcke gefunden wurden, deren Stamm so dick ist, daß zwei Männer ihn nur umklastern können, und die Weintrauben an ihm wären gegen zwei Ellen lang." Unter den neuern Reisebeschreibern sagt Chardin von Armenien; »Armenien ist eins der schönsten und fruchtbarsten Länder auf der ganzen Erde. Der Wein, der an den Armenischen Hügeln wächst, giebt dem besten Georgischen und Mingrelischen nichts nach; und in Erivan sind alle Lebensmittel so gut und so wohlfeil, als in Tefflis. Sieben beträchtliche Flüsse wässern die Armenischen Thäler, und darinnen liegt vermuthlich der Hauptgrund, warum die Meisten das Paradies in Armeniengesucht haben. — Fast alle morgenländische Sagen setzen das Paradies in die Gegend des Klosters Dreikirchen, nahe bey Erivan: welche Gegend Chardin, Tavernier und Tournefort für eine der schönsten auf der ganzen Erde erklären.«

Also in dieser Gegend befand sich, der Nachricht der Urkunde zu Folge, das ursprüngliche Mutterland des Weinstockes. Noah war aber übrigens nicht bloß Weinbauer, sondern auch der erste, der den Wein auszupressen lehrte; wozu es denn freilich eben keines großen Kopfes bedurfte. Eine Frucht, die, wenn sie recht reif ist, nur bey dem gelindesten Anfassen in der Hand sich zusammen giebt, und ihren Saft in Strömen von sich laufen läßt, die durchaus mehr saftig als fleischig ist, die daher mehr für den Trank als zur Speise geeignet zu seyn scheint, diese mußte, auf jeden Fall, bey dem ersten, der sie kennen lernte, schon den Gedanken erwecken, sie zum Getränke zuzubereiten. Ob aber Noah den Wein wirklich schon erfunden, oder ob er eigentlich nur den Saft der Trauben ausgepreßt und es also nur bis zur Bereitung

des Mostes gebracht habe, diese läßt sich jedoch so genau nicht bestimmen: wahrscheinlich war nur das Letztere der Fall.

Sogenannter schwebender Garten der Semiramis bey Babylon.

von 1656 – 1900.

Der hängende oder schwebende Garten der Semiramis zu Babylon ist mehrere Jahrhunderte hindurch der Gegenstand der Neugierde, Nachforschung und Bewunderung vieler Menschen gewesen. Man hat sich von ihm die sonderbarsten Vorstellungen gemacht, und ihn eben deshalb mit zu den sieben Wunderwerken der alten Welt gerechnet. Ueberraschend aber ist es auf jeden Fall, die feine und wirklich sehr mechanische Gartenkunst in jener frühen Zeit, aus welcher leider nur zu wenig Merkwürdiges bis auf unsere Zeiten gekommen ist, schon zu erblicken. Es setzt dieses schon eine lange Kultur der Gartenfrüchte und so viele Kenntniß in der Baukunst voraus, wie man sie nur von den Babyloniern, die nicht weit von dem Mutterlande der Obstfrüchte entfernt waren, und die von den frühesten Zeiten her sich mit Mechanik und Baukunst beschäftigten, zu erwarten vermag.

Es sind zwar mehrere Zweifel dagegen erhoben worden: ob wohl auch dieser Garten seinen Ursprung wirklich der Semiramis zu verdanken haben möchte? Mehrere alte Schriftsteller haben dieses schon geläugnet, und seine Entstehung in spätere Zeiten hin verwiesen. Indessen fallen sie auch dann noch muthmaßlich in diese Periode, und deshalb ist es wohlnothig, ihm auch hier einen Platz anzuweisen. Man findet nemlich auch in ihm einige Spuren von Veredlung der Obstfrüchte, und durch seine Darstellung wird es uns möglich, einen Uebergang des Obstbaues aus Asien nach Griechenland zu finden.

Zwei Schriftsteller geben eine ausführliche Beschreibung dieses Gartens: Der eine ist Philo von Byzanz, und der zweite Diodor von Sizilien. Der erste, der am ausführlichsten ist, sagt: *)

„Der Garten, welchen man den hängenden nannte, war in einer ziemlichen Erhöhung über der Erde angelegt. Den Grund oder die Basis desselben machte ein festes Gewebe von Wurzeln aus, unter welchen steinerne Pfeiler hin liefen, welche Balken von Palmenholz stützten, von denen das ganze Werk getragen wurde. Diese Gattung von Holz wird nie von der Nässe faul, noch biegt es sich, oder bricht es. Es biegt sich vielmehraufwärts, und treibt selbst kleine Wurzelfasern, oder läst in den Hölungen, die sich zufälliger Weise in den Balken befinden, fremde Gewächse ihre Wurzeln einschlagen. Ueber ihnen ist die Erde sehr hoch aufgebaut, welche vorzüglich blätterreiche Bäume, insbesondere aber sehr viele Obstbäume, wie sie in Gärten gezogen werden, und die mannigfaltigsten Sorten von Blumen, die mit einem Worte, alles trägt, was sowohl dem Auge als dem Gaum die höchste Annehmlichkeit des Genusses darbietet. Der Umfang dieses Gartens ist groß, so wie der, eines breiten Feldes: und läst sich auf alle mögliche Art bebauen und benutzen. Der Grund desselben schwebt über den Köpfen aller derer, die unter den Pfeilern herumwandeln, ist aber mit Kalk überzogen, um alles desto fester zusammen zu halten. Wasserleitungen, die sich auf der rechten Seite des Gartens befinden, und jäh in die Höhe aufsteigen, treiben ihr Wasser mit Hülfe sehr künstlicher Maschinen, in tausend verschiedenen größern und kleinern Röhren durch den Garten, und erhalten dem Boden eine immerwährende Feuchtigkeit, indem sie ihr Wasser um alle Wurzeln verbreiten. Daher kömmt

*) In der Schrift von den sieben Wunderwerken der alten Welt.

Allein da selbst das Alterthum über sein Alter schon ungewiß war, so halte ich es für besser, bey der gewöhnlichen Vorstellungsart zu bleiben, und seine Entstehung in die Zeiten der Semiramis zu setzen. Uebrigens ist es ja von der Semiramis bekannt, daß sie dergleichen ungeheure Unternehmungen mehr begünstigte, als weder Kyrus noch Nebukadnezar; weshalb auch die grössere Wahrscheinlichkeit immer noch für sie bleiben wird *). Das Auffallendste bey dieser ganzen Sache ist aber doch dieß: daß Herodot von diesem Garten so gänzlich schweigt: Er hatte doch Babylon sorgfältig besucht, und alle Seltenheiten der Stadt ausführlich beschrieben; warum sagt er von dem hängenden Garten auch nicht ein Wort? Nur Schriftsteller reden davon, die viel jünger sind als er. Vielleicht war dieser Garten nichts als mehrere übereinander erhabene Hügel, die mit Fruchtbäumen besetzt, die vielleicht von der Semiramis mit ausländischen nützlichen Gewächsen zuerst bepflanzt worden waren, und die hernach die spätere Zeit ins Wunderbare ausmahlte? oder es lag vielleicht dieser Garten zu Herodots Zeit schon in Ruinen, und Herodot wollte die Erzählung davon, die etwas Fabelhaftes durch die Ueberlieferung erhalten hatte, in seine Geschichte nicht aufnehmen? Ueber alles dieses läßt sich nichts Gewisses entscheiden.

*) Dazu kommt noch, daß Diodor von Sizilien in eben dem zweiten Buche seiner Geschichte K. 100 erzählt, daß die Semiramis, nachdem sie in ihrem Lande ihre Unternehmungen zu Ende gebracht hatte, nach Medien mit einer ansehnlichen Armee aufgebrochen sey; und in diesem Lande an einem Gebirge, das Bagystus hieß, einen Garten angelegt habe. Dieser soll zwölf Stadien groß gewesen seyn, und eine so große Quelle gehabt haben, daß von ihr der ganze Garten mit Wasser versehen wurde.

Der Weinbau in Palästina zu Abrahams und Melchisedechs Zeit.

von 1900 - 2056.

Abraham, einer der Nachkommen Noah's, dessen Familie nach den Zeiten der Sündfluth sich in den Gegenden Armeniens und aller der andern angränzenden Länder sehr ausgebreitet hatte, war nach einem Zeitraum von vierhundert Jahren, als sein Anherr Noah auf dem Gebürge Ararat angekommen war, wieder von Osten gegen Westen gezogen, und hatte sich aus Chaldäa nach Palästina begeben. Er war ein Nomade, und seine Züge waren von ihm theils durch Kanaan, theils durch Aegypten von ihm in Gesellschaft seines Brudersohnes Loth gethan worden. Einst hatte er sich von diesem getrennt, da beyder Heerden zu groß geworden waren, als daß sie beyde neben einander hätten ziehen können, und dieser hatte das Unglück gehabt, von Kedor Laomer, einem König von Edom, zu eben der Zeit, als er zu Sodom wohnte, als Gefangener mit weggeführt zu werden. So bald als Abraham dieses erfuhr, so rüstete er seine Knechte, deren Anzahl sich auf dreihundert und achtzehn belief, jagte dem Kedor Laomer nach, überfiel ihn in seinem Lager bey Dan, und trieb ihn bis in die Gegend von Damaskus.

Als er nun so siegreich und als Befreier seines Brudersohnes und so vieler Einwohner von Palästina, bey Jerusalem vorbeyzog, so kam Melchisedech, der König von dieser Stadt, heraus, um ihn zu bewillkommen. Hier wird nun gesagt: *)

„Aber Melchisedech, der König von Salem, trug
„Brod und Wein herfür.“

Es ist ungewiß, ob dieser Wein des Melchisedechs wirklich schon ausgegohrner Wein, oder ob er noch

*) 1. B. M. K. 14. v. 18.

Most gewesen sey. Indessen leidet es, doch keinen Zweifel, daß Melchisedech nicht selbst gebauten Wein gehabt habe. Man könnte nemlich auf die Vermuthung gerathen, als ob dieser Wein nicht vielleicht fremder Wein gewesen wäre? Allein in den damaligen Zeiten war der Handel, besonders der Landhandel, bey weitem noch nicht auf dem Punkte, daß Wein hätte versendet werden können. Man zog und baute also damals schon Wein in Palästina, der in einem Zeitraum von vierhundert Jahren von den Armenischen Gebürgen aus nach Syrien und Palästina hin verbreitet worden war. Welches sich auch, theils wegen der Länge dieses Zeitraums, theils wegen der besondern Fähigkeit des Bodens in diesen Ländern, sehr gut denken läßt. Die Gegend um Jerusalem besonders bot dem Weinbau durch ihre Hügel und Berge die beste Gelegenheit dar. Es läßt sich übrigens auch der Anbau des Weinstockes zu dieser Zeit durch eine Nachricht erweisen, die sich im ersten Buche Mosis im 19. Kap. noch findet, und in welcher gesagt wird: daß die Töchter des Loth, um ihren Vater zu berauschen, damit er zu ihrem schändlichen Vorhaben zu brauchen sey, ihm Wein zu trinken gegeben hätten. Diesen hatten sie, bey der Eilfertigkeit, mit der sie aus Sodom flohen, wahrscheinlich nicht mit aus Sodom genommen, sondern entweder in den Städten, durch welche sie zogen, erkaufte, oder auf dem Berge bey Zoar, der vielleicht ein Weinberg war, gewonnen. Auf jeden Fall beweiset aber doch diese Nachricht, daß es Wein in jenen Gegenden um jene Zeit gegeben hat.

Weinbau in Aegypten zu Josephs Zeit.

von 2050 - 2200.

Daß der Weinstock seit der Zeit der wahrscheinlich vom Nil in Aegypten ausgegangenen Noah'schen Fluth von den Armenischen und Kaukasischen Gebürgen

bürgen hier, wo das ursprüngliche Mutterland, des Weinstocks, der Geschichte zu Folge, ist, bis nach Aegypten hin verpflanzt worden war, darüber findet sich eine entscheidende Nachricht in dem ersten Buche Mosis; da, wo der Oberschenk des Pharao seinen Traum erzählt.

Joseph hatte nemlich im Dienste Potiphar's, des ersten Ministers des Pharao, das Unglück gehabt, in das Gefängniß geworfen zu werden; nur der menschenfreundliche Gefängnißwärter hatte ihm dasselbe zu erleichtern gesucht, und ihn zum Aufseher und Diener von zwei Aegyptischen Gefangenen, des Obermundschenken und Oberbeckers des Königes, bestellt. Einst kam er zu diesen eines Morgens, und fand sie beyde sehr traurig. Als er sich nach der Ursache ihrer Traurigkeit bey ihnen erkundigte, so erklärten sie ihm, daß sie beyde in der letztvergangenen Nacht einen sehr bedeutungsvollen Traum gehabt hätten, dessen Lösung sie gerne wünschten. Hierüber heist es denn nun, wie folgt: *)

„Da erzählete der oberste Schenke seinen Traum dem Joseph; und sprach zu ihm: mir hat geträumet, daß ein Weinstock vor mir stünde, der hatte drei Reben, und er grünete, wuchs und blühetete, und seine Trauben wurden reif. Und ich hatte den Becher des Pharao in meiner Hand, und nahm die Beere und zerdrückt sie in den Becher, und gab den Becher dem Pharao in die Hand.“

Da jedermann gewöhnlich über dasjenige am bestimtesten und lebhaftesten zu träumen pflegt, mit dem er sich im wachenden Zustande am mehresten beschäftigt, so läßt es sich leichtlich annehmen, daß der Traum des Oberschenken nichts bloß Eingebildetes enthalte, sondern daß er wirklich einen Theil seiner

*) 1. B. M. K. 40 v. 9, 10, 11.

Amtsverrichtungen, so wie sie von ihm geschehen, darstelle; Aus ihm ergibt es sich daher, daß der Weinstock zu Josephs Zeit wirklich schon in Aegypten erwuchs, und daselbst eben deshalb, weil er als ein fremdes diesem Lande nicht eigenthümliches Gewächs dahin gebracht worden war, wahrscheinlich auch mit Sorgfalt angebauet wurde. Denn jedes Gewächs, welches aus seinem ursprünglichen Mutterlande in ein anderes verpflanzt wird, erfordert Wartung und Pflege, wenn man von demselben eben das erwarten will, was es in seinem Mutterlande leistete. Es ergibt sich aus diesem Traume ferner die Art und Weise, wie die Aegypter den Wein benutzten. Der Oberschenke nahm die Weintrauben in die Hand, zerdrückte sie, und liefs den Saft in den Becher fließen, welcher dann dem Könige zum Trank gereicht ward. Eine wirklich noch sehr rohe Behandlung, und ganz und gar nicht geeignet, um für die Erfindung des Weins in jenem Zeitalter zu sprechen! die roheste, die sich nur denken läßt! — Denn hier ist nicht einmal nur von einer Kelter, nicht einmal nur von Most die Rede, sondern der bloße Saft wird durch die Händeausgepresst. Und dieß war an dem Hofe eines Königes, wo doch auf Bequemlichkeit von dieser Art Rücksicht genommen wurde. Der Weinstock konnte also um diese Zeit noch nicht lange in Aegypten seyn.

Einige Schriftsteller aus einer ungleich spätern Zeit erzählen zwar, daß die Aegypter nie hätten Wein trinken dürfen, da die Erfindung desselben von ihnen einem bösen Wesen, Namens Typho zugeschrieben ward, sondern daß der Wein immer mit Wasser vermischt wurde. Allein hier ist weder von einer solchen Vermischung des Wassers noch von eigentlichem Wein die Rede. Es ist Weinbeersaft, wie man ihn auf die natürlichste Weise von der Welt gewinnt. Diese Nachricht vermag es also noch nicht, die Zweifel in Betreff der Erfindung des eigentlichen Weins in

dieser Zeit, und noch mehr, zur Zeit des Abraham und Noah, zu haben. Es wird zwar weiter unten von Joseph und seinen Brüdern gesagt, daß sie trunken geworden wären. Indessen wird doch nicht gemeldet: wovon? Und war es wirklich vom Saft frisch ausgepresster Trauben, so läßt auch dieses sich wohl denken.

Mosis Gesetze über den Obst- und Weinbau für Palästina.

VON 2200 — 2400.

Nicht lange darauf, nachdem die Israeliten die Gegend des Berges Sinai verlassen und in der Wüste Paran, welche näher nach dem gelobten Lande zu lag, ihr Lager aufgeschlagen hatten, sendete Moses, der Anführer des ziehenden Volkes, Männer aus, welche das Land Kanaan auskundschaften sollten. Er nahm aus jedem Stamm einen der vorzüglichsten, und gab ihnen besonders den Auftrag, das Land zu besehen, wie es und was es für ein Land sey; ob es fett oder mager sey; ob Bäume darinnen wären oder nicht? und daß sie von den Früchten des Landes nehmen, und sie mitbringen sollten. Die Kundschafter richteten sich nach der von ihm erhaltenen Anweisung, giengen gegen Mittag, und kamen bis Hebron an den Bach Eskol. Hier heißt es nun in der Bibel: *)

„Und sie kamen bis an den Bach Eskol, und schnitten daselbst eine Rebe ab mit einem Weintrauben, und ließen sie von zwei aus ihnen auf einem Stecken tragen, dazu auch Granatäpfel und Feigen. Der Ort wurde Bach Eskol genannt, um der Traube willen, welche die Kinder Israel daselbst abschnitten.“

Unstreitig mußte der Weinbau in diesem Lande schon ziemlichem Flor sich befinden, wenn die Israelitischen Kundschafter Trauben von so ansehnlicher Größe in

*) 4 B. M. K. 13. v. 24.

demselben antrafen, daß eine einzige auf einem Stecken von zwei Männern getragen werden mußte. *) Freilich hat man sich dieselbe eben nicht in der prodigiösen Form vorzustellen, in welcher sie gewöhnlich in Bilderbibeln abgebildet wird. Indessen geht doch aus dieser Bemerkung hervor, daß sie ohnmöglich von der kleinlichen Natur der Weintrauben in unsern Ländern gewesen seyn konnte, sondern daß sie noch wenig oder vielleicht gar nicht von der ursprünglichen Natur, wie sie in ihrem Mutterlande um das Kaspische Meer herum, in Albanien so wie in Astrachan, gefunden wird, ausgeartet war. Uebrigens gab es auch schon Granaten und Feigen daselbst, deren hier zum erstenmale in der Geschichte gedacht wird.

Es läßt sich aber nicht bestimmen, ob die Kundschafter die Traube von einem Weinstocke genommen haben, der in einem wirklichen Weinberge oder auf freiem Felde stand. Genug wir stoßen hier in diesem Lande, in Kanaan, noch auf keine Spur eines eigentlichen Weingartens. Eine bestimmte Nachricht darüber kömmt erstlich unten vor; da, wo Moses dem Könige der Amalekiter sagen läßt:

„Laß mich durch dein Land ziehen, wir wollen nicht weichen in die Aecker, noch in die Weingärten, wollen auch des Brunnenwassers nicht trinken. Die Landstraßen wollen wir ziehen, bis wir durch deine Gränzen kommen.“

Nachdem nun Moses durch seine Kundschafter hinlängliche Nachricht über die Beschaffenheit des Landes erhalten hatte, in welches die Israeliten geführt werden sollen, so gab er verschiedene Gesetze vorzüglich in Betreff des Weinbaues. Es sind diese Gesetze für uns um so merkwürdiger, da sie die er-

*) Man vergleiche hien mit, was oben aus Strabo über die Weinstöcke in der Provinz Margiana angeführt wurde, die zwei Ellen lange Trauben haben sollen.

sten sind, welche die Rechte des Grundeigenthums bey einem Volke, was kaum aus dem Nomadenleben herausgetreten war, bestimmen.

Diese Gesetze betreffen erstlich das Verhalten gegen fremde Weinberge..

a) In Betreff der Beschädigung derselben.

Hier verordnete Moses, daß jeder, der des andern Weinberg beschädigt, den verursachten Schaden mit seinem Weinberge ersetzen solle: Er möge diesen Schaden entweder selbst angerichtet haben, oder es möge derselbe von einem seiner Thiere verursacht worden seyn.

Dieses Gesetz lautet, wie folgt: *)

»Wenn jemand einen Acker oder Weinberg beschädigt, oder von seinem Vieh läßt Schaden thun auf eines Andern Acker und Weinberg, »der soll von dem Besten auf seinem Acker und »Weinberg wieder erstatten.«

b) In Betreff des Essen's aus demselben.

Der Genuß der Trauben in dem Weinberge eines andern war, nach Mosis Gesetz, erlaubt, bis man satt war: nur mitnehmen durfte man nichts.

Das Gesetz selbst sagt folgendes: **)

»Wenn du in deines Nächsten Weinberg gehst, »so magst du der Trauben essen nach deinem Willen, bis du satt habest, aber du sollt nichts in »dein Gefäß thun.«

Beide Gesetze haben sich durchgängig noch bis auf unsere Zeiten erhalten. Man findet selbst in Deutschland noch mehrere Länder, wo noch nach ihnen gerichtet wird.

Es betreffen diese Gesetze ferner zweitens das Verhalten gegen den eignen Weinberg.

*) 2 B. M. K. 22. v. 5.

**) 5 B. M. K. 23. v. 24.

a) Das Gesetz der Schonung desselben.

Dieses Gesetz war ein ökonomisches, dem zu Folge der Weinberg sechs Jahre hindurch gebraucht werden sollte, das siebente Jahr aber ruhen mußte. *)

„Sechs Jahre, „heißt es“ sollt du dein Land besäen, und seine Früchte einsammeln. Im siebenten Jahre sollt du es ruhen und liegen lassen, daß die Armen unter deinem Volk davon essen, und was überbleibt, laß das Wild auf dem Felde essen. Also sollt du auch thun mit deinem Weinberge und Oelberge.“

Hierzu gehört noch ein anderes Gesetz, welches das Beschneiden der Weinstöcke im siebenten Jahre verbot.

„Daß du sechs Jahre „befiehlt Moses“ dein Feld besäest, und sechs Jahre deinen Weinberg beschneidest, und sammlest die Früchte ein. Aber im siebenten Jahre soll das Land seine große Feier dem Herrn feiern, darin du dein Feld nicht besäen, noch deinen Weinberg beschneiden sollst“

Ferner noch das, welches Reinlichkeit und Ordnung in den Weinbergen zur Pflicht machte. Nach ihm durfte man keinen fremden Saamen und keine fremde Gewächse in demselben aufziehen.

„Du sollst deinen Weinberg nicht mit mancherley besäen.“

b) Das Gesetz der Ueberlassung desselben für Arme und Fremdlinge nach schon gehaltener Erndte. **)

„Also auch sollt du deinen Weinberg nicht genau lesen, noch die abgefallenen Beeren auflösen, sondern den Armen und Fremdlingen sollt du es lassen: denn ich bin der Herr dein Gott. u. s. w.“

*) 2 B. M. K. 23. v. 10. 11.

**) 3 B. M. K. 23. v. 22.

Die Weingärten nannte man **Kerem** in jener Zeit; und pflanzte sie eben sowohl an Bergen hin und auf freiem Felde, als man sie mit Umzäunungen versah. Ueber sie bestellte man ordentliche Winzer, welche **Koremim** hießen, in den Weingärten wohnten, sich bloß mit deren Anbau abgaben, ihren Lohn aus einigen zu ihrer eigenen Benutzung angewiesenen Weinbergs-Aeckern zogen, und unter der Aufsicht eines Oberviertelsmeisters sich befanden.

Außer diesen Winzern, denen nur die Sorge für den Anbau und das Wachen über den Weinberg oblag, hatte man auch noch besondere Weinleser, **Bozne** genannt, und Weintreter, **Tarachs**. Diesen war die Einsammlung der Weintrauben und das Keltern derselben bis zum Fassen des Weins in die Gefäße befohlen.

Den Wein faßten sie damals noch nicht in Fässer, sondern bloß in Schläuche; worinnen, wenn das Leder gut und der Saft derb ist, der Wein sehr wohl gehalten werden kann. Zum Trinken bedienten sie sich der Schalen und Thierhörner. Die Schläuche waren übrigens ausgepicht und hießen **Nothol Jain**. Als Aufbewahrungsorte dieser Schläuche, die kühl und kalt seyn mußten, hatten sie Keller und kleine Gewölbe, die **Beth Hajain** genannt wurden.

Man kannte damals schon mehrere Weinarten. Man hatte süßen und sauern, rothen und weißen Wein. Auch verstund man sich schon darauf, gute Rosinen zu bereiten.

*Zug des **Bachus** nach Indien,* wahrscheinlich zwischen 2400 + 2600.

Die Bemerkung, daß der Weinstock über die ganze damals bekannte Erde hin verbreitet sey, der fast allgemeine Anbau desselben bey allen gebildeten Völkern Europa's und Asien's hatte die dichtungslustigen

Griechen zu einer Mythe verleitet, vermöge welcher sie durch einen gewissen Halbgott die Verbreitung desselben nebst der Erfindung des Weins geschehen ließen. Sie nannten diesen Dionysos oder Bacchus. Jeder Mythe liegt aber etwas Wahres zum Grunde, und so konnte es dann auch leicht seyn, daß wirklich einmal ein Mensch gelebt hatte, der die Anpflanzung und Veredlung des Weinstockes, so wie Noah, sich vorzüglich angelegen seyn ließ, der sogar zur weitem Verbreitung dieses Gewächses sehr viele Sorge getragen hatte, und dem also ein großer Theil der Menschen, mehrere Völker sogar in der alten Welt, den Genuß einer der schönsten Fruchtarten auf dieser Erde verdankten. Allein nach der Vorstellung der alten Welt kann das, was schön ist, nur von den Göttern kommen: nur ein Göttersohn vermag es, das zu unternehmen, wozu der Menschen-Sohn zu unvernünftig oder zu träge ist, und am Ende den Genuß zieht. Diese Idee erhält aber insbesondere um so mehr Ansehen und Stärke, je tiefer die Veraplassung zu ihr im Alterthume verborgen liegt. Sie wird dann mit allem Prunk der Phantasie ausgestattet, und von Dichter zu Dichter fortgepflanzt.

Diodor von Sizilien giebt uns in seiner Bibliothek *) über diese Art zu vergöttern, und dieß zwar besonders über den Bacchus, über dessen Geburt, Zug nach Indien, und Verbreitung des Weinbaues, folgenden Aufschluß.

„Es ist schwer „sagt er“ aus dem Gewirre der Fabeln sich herauszufinden, welches die Dichter Griechenlands um die Darstellung des Wesens und der Verrichtungen dieses Gottes gezogen haben: denn einige nehmen nur einen, andere aber deren drei an. Ja nach der Meynung einiger anderer ist er nie in Menschen-gestalt geboren worden, sondern ist der Wein selbst für den Bacchus zu nehmen. Alle diese verschiedene Mey-

*) B. IV. K. 148.

nungen will ich aber nun abgesondert und einzeln durchgehen."

"Diejenigen, welche in physikalischer Hinsicht von diesem Gott sprechen, und die Weinfrucht den Bachus nennen, behaupten, daß die Erde von freien Stücken unter den übrigen Gewächsen auch den Weinstock hervorgebracht habe. Zur Bestärkung dieser Behauptung führen sie die Weinstöcke an, welche in mehreren Ländern ohne alle Kultur eben so vollkommen erwachsen, als wären sie von Menschenhänden auf das sorgfältigste gepflegt worden. Aus diesem Grunde wurde denn auch Bachus von den Alten Bimater genannt; weil nemlich für die erste Erzeugung das zu halten war, wenn das in der Erde befindliche junge-Gewächs wuchs; für die zweite hingegen, wenn der Stock Knospen und Früchte trieb, und diese zur Reife brachte. Und so hätte denn diese Gottheit ihre Entstehung theils aus der Erde, theils aus dem Stocke selbst."

"Eine andere Vorstellung läßt Bachus einen Sohn Jupiters und der Ceres seyn, den die Ceres wieder zusammengesetzt und verbunden habe, als ihn die Erdbewohner einst zerrissen hatten. Auch diese Dichtung suchen sie physikalisch zu erklären. Er werde deshalb ein Sohn des Jupiters und der Ceres genannt, sagen sie, weil der Weinstock dadurch, daß er seine Nahrung von der Erde und vom Regen bekomme, bewürke, daß Wein aus den Weinbeeren ausgepreßt werden könne. Sein Zerfleischen von den Erdbewohnern bedeute die Weinlese; das Aussieden seiner Glieder spiele auf die Gewohnheit mehrerer Weinbauer an, den Wein zu kochen, um ihn dadurch desto vorzüglicher zu machen, und ihm einen schönen Geruch zugeben; und seine Zusammensetzung von der Ceres sey nichts anders, als die restaurirende und den Weinstock wieder stärkende Kraft der Erde, nachdem derselbe von seinen Früchten befreit und beschnitten worden sey.

Denn es ist ausgemacht, daß von den alten Dichtern unter der Ceres die Erde angedeutet wird. Und hiermit stimmt auch das überein, was in den Orphischen Gesängen vorkömmt, und in den Cerimonien der Mysterien enthalten ist, was aber den Uneingeweihten nicht bekannt werden darf."

"Auf eine ähnliche physikalische Weise wird nun auch von diesen Dichtern seine Geburt von der Semele erzählt. Die Semele nemlich heiße auch Thyone. Den ersten Namen habe sie von dem Worte Semne erhalten, welches eine ihr schuldige Ehrfurcht und Achtung ausdrücke: den zweiten Namen aber von den vielen Opfern, welche ihr dargebracht wurden. Man stellt ihn deshalb zu mehreren Zeiten vom Jupiter erzeugt vor, weil man glaubte, der Weinstock sey in der großen Deukalionischen Fluth nebst andern Früchten gleichfalls vernichtet worden, und habe hernach wieder ausgeschlagen: da er nun von den Menschen entdeckt wurde, so fabelte man, daß er aus des Jupiters Hüfte entstanden sey. — Dieses ist die Meynung aller derjenigen Dichter, welche unter dem Bachus den Wein und seinen Gebrauch verstehen."

"Eine andere Art von Mythendichtern führt diese Gottheit als Menschen ein, und legt dem Bachus den Anbau, die Erfindung und die Benutzung des Weins einstimmig bey. Indessen sind sie darüber nicht einig: wie viel es Dionyse gegeben habe? Einige meinen: es sey nur ein einziger gewesen; und zwar dieses nur der, welcher die Menschen gelehret habe, die Trauben zu sammeln, auszupressen, und zu trinken; der mit einem großen Gefolge die ganze Erde durchzogen, und die Feier und Mysterien der Bacchanalien eingerichtet habe. Andere hingegen nehmen deren drei an, die zu verschiedenen Zeiten gelebt haben sollen, und geben jedem seine besondern Verrichtungen. Der älteste von diesen allen soll der Indische seyn. Hier, sagen sie, habe dieser zuerst die Wein-

träuben zu pressen und die Vorzüge des Weins kennen gelehrt, da diese Länder einen so grossen Ueberfluß an wild wachsenden Weinstöcken besäßen, Und zu gleicher Zeit sey von ihm auch die Pflege des Feigenbaums so wie aller andern Obstbäume empfohlen und bekannt gemacht worden. Uebrigens habe er alles, was zum Weinbau und zum Weinpressen gehöre, erfunden. Daher werde er auch der Lenäische, d. h. der Pressende, und Katapagon, der Bärtige, genannt; weil die Indianer ihre Bärte bis ins hohe Alter zu tragen pflegen. Dieses, fahren sie fort, sey auch der Bachus, welcher die ganze Erde durchzogen, und den Menschen die Kunst gelehrt habe, Weinberge zu pflanzen, den Wein zu pressen, und zu befehlen. Durch diese Wohlthaten habe er sich denn die Menschen so sehr verbunden, daß er nach seinem Tode von ihnen göttlich verehrt worden. Die Indianer sollen den Ort noch zeigen, wo er geboren worden sey, und mehrere Städte haben seinen Namen noch in ihrer Sprache."

"Nach der Vorstellung einiger andern Mythographen ist Bachus der Sohn des Jupiters und der Proserpina, oder wie andere wollen, der Ceres. Dieser soll zuerst gelehrt haben, mit Ochsen das Feld, vermittelst des Pflügens, zu bauen; da Menschenhände es vorher bearbeiteten, und übrigens auch sehr viele Vortheile im Landbau angegeben haben. Auch diesem brachten diese Wohlthaten eine göttliche Verehrung zuwege."

"Als der dritte Bachus wird endlich der Böotische, der Sohn des Jupiters und der Semele, des Kadmus Tochter, angegeben. Diese Semele, erzählt der Mythos, sey die Geliebte des Jupiters gewesen, und von diesem öfters besucht worden. Als die Juno dieses inne geworden, so habe sie sich zur Semele in der Gestalt eines jungen Mädchens begeben, und ihr aus Eifersucht, zu ihrem Verderb, folgenden Rath ge-

geben: daß sie doch von dem Jupiter verlangen möchte, sich zu ihr in eben der Ausschmückung zu begeben, in welcher er zu seinem Weibe, der Juno, komme. Die Semele habe dieses gethan, sey aber, als Jupiter mit allen Schrecknissen des Blitzes und des Donners erschienen, so sehr in Furcht und Schrecken gerathen, daß sie ihr Kind, den Bachus, zu frühzeitig geböhren habe, der hierauf vom Jupiter in die Hüfte aufgenommen und daselbst bis zu seiner völligen Reife getragen worden sey. Jupiter habe ihn hernach nach Nysa in Arabien gebracht, wo er von den Nymphen erzogen worden sey, und woher er auch seinen Namen Dionysus erhalten habe. In den Homerischen Hymnen haben sich hierüber folgende Verse erhalten:

Dort liegt Nysa, ein hohes Gebürge voll grünen-
der Wälder,

Weit vom Phönikerland, an dem wasserreichen
Aegypten.

„Von den Nymphen erzogen, wurde er nun ein Erfinder des Weins, und der erste Lehrer der Menschen, wie man den Weinstock pflanzen müsse. Er durchzog die ganze Erde, und wurde von den Bewohnern der Länder, zu denen er kam, göttlich verehrt, weil er ihnen die Kultur des Bodens gelehrt hatte. Er soll es auch erfunden haben, aus Gerste ein Getränk zu verfertigen, welches einige Zyth nennen, das aber an Geschmack sowohl als an Geruch dem Wein fast gleich kommt, und sich vorzüglich für diejenigen Länder schickt, welche keinen Boden und kein Klima für die Erzeugung des Weins besitzen. Er zog als Anführer einer großen Armee von Männern und Weibern, die ihn zur Bestrafung der Lasterhaften und Bösen unterstützen sollten. Denn so befreite er z. B. alle Städte Böotiens, seines Vaterlandes, von dem Joche, unter dem sie sich damals befanden, und erbaute zum Andenken an diese seine freie Gerichtshandlung die Stadt Eleutheros, oder Freistadt.“

„Nachdem drei Jahre über dem Zug nach Indien verfloßen waren, so kehrte er nach Böötien mit vielen Reichthümern wieder zurück, indem er auf einem indischen Elephanten seinen Einzug hielt. Um das Andenken an jenen berühmten Zug nach Indien zu erhalten wird deshalb auch von den Böötiern, den übrigen Griechen und Thraziern, alle drei Jahre ein Fest gefeiert, welches Trieterika heist; während welcher Zeit sie meynen, daß Bachus unter den Menschen sich aufgehalten habe. In vielen andern griechischen Städten werden eben deshalb auch die Bachanalien von einer großen Menge von Weibern alle drei Jahre gefeiert, wo Mädchen wie in heiliger Begeisterung schwärmend umherziehen, und Thyrsusstäbe tragen; als eine Nachahmung der Bachantinnen, welche den Bachus begleiteten u. s. w.,

Aus dieser vom Diodor entlehnten, ziemlich umständlichen Beschreibung des Bachus, seines Zuges nach Indien zur Verbreitung des Weinbaues, und seiner Verehrung, läßt sich also das so ziemlich erhärten, was oben schon von mir bemerkt worden ist; nemlich dieses: daß die Verbreitung des Weinstockes, als eines so höchst nützlichen Gewächses, die durch Menschen geschah, von der spätern Zeit einer Gottheit zugeschrieben wurde. Wahrscheinlich war es auch nicht bloß ein einziger Mensch, der dieses that, sondern mehrere Menschen in verschiedenen Ländern; worauf denn auch die Fabel von dem vervielfältigten Bachus ohne Zweifel hinweist. *) Merkwürdig für das auf diesen von einander so sehr verschiedenen Mythen zu ziehende Resultat ist aber die Angabe des Zugs nach Indien. Von diesem Lande wird vom Diodor ausdrücklich gesagt, daß es an Weinstöcken sehr reich gewesen sey, und daß diese daselbst ohne Pflege erwachsen wären. Warum zog nun Bachus bis dorthin? Ohne allen Zweifel nicht um deswillen, um den Wein-

*) Man sehe Mannert G. der G. u. R. Theil 5.

bau dort zu verbreiten: denn dies wäre ja höchst unnöthig gewesen; sondern gewiss deshalb, um den Weinstock dort zu holen, und von da aus in andere Länder zu verbreiten. Dieses Indien war aber nicht das entfernte Hindostan oder Tibet unserer Tage, sondern alle Länder, die von dem Kaspischen Meere von Kolchis aus südlich lagen, wozu denn das südliche Armenien, Persien und Assyrien vielleicht auch mit gehörten. Es versteht sich aber dieses nur von der geographischen Kunde der ältesten Zeiten *). Und so trifft denn das Weinland des Noah mit dem Indien des Bachus zusammen.

Zug des Herkules nach dem Garten der Hesperiden;

wahrscheinlich zwischen 2600 – 2800.

Eine ähnliche Bewandniß wie mit der Mythe vom Bachus, dessen Zügen nach Indien, und dessen Verdiensten um die Beförderung des Weinbaues, hat es nun auch mit den Erzählungen von dem alten griechischen Herkules. Dieser Halbgott **), dem das alte Griechenland einen großen Theil seiner Ruhe verdankte, indem er dieses Land von wilden Thieren durch den tödtenden Schlag seiner Keule befreite, wird auch als der erste Beförderer der Obstkultur in demselben vorgestellt; die mündliche Ueberlieferung hat auch dieses sein Verdienst auf die Nachwelt gebracht. Allein sie hat dieses sein Verdienst vergrößert; denn nur mit Gefahr seines Lebens, und unter gewaltigen Anstrengungen, läßt sie ihn den wohlthätigen Urheber dieser Kultur in Griechenland werden. Er muß eine weite höchst gefahrvolle Reise, die wei-

*) Man sehe Mannerts Geographie der Griechen und Römer Th. 5.

**) Ein Sohn der Alkmene und des Jupiters. Man sehe Apollodor. Bib. L. II. C. 3. 9. 8.

teste und gefahrvollste, die er je begann, unternemen, und dann, als er an dem Ziele derselben angekommen ist, einen gewaltigen Drachen überwinden. Die goldenen Aepfel der Hesperiden zu holen, das eilfte vom Eurystheus *) ihm aufgelegte Wagstück, war eine der vorzüglichsten Aufopferungen, die er sich vom Schicksale mußte gefallen lassen.

Wenn man die ganze Begebenheit mit diesen goldenen Aepfeln der Hesperiden und dem Zuge des Herkules nach denselben von dem Wüste der Fabel entkleidet, wenn man überhaupt das Einfache aus dem Fremdartigen in der ganzen Dichtung vom Herkules abzuscheiden versucht, so mag ohngefähr folgendes gewifs seyn.

Herkules aus Griechenland (gleichviel ob er der Thebanische oder der Idäische war) hatte große Verdienste um sein Vaterland. Nicht viele Jahrhunderte vor ihm war dasselbe erstlich bewohnt; denn theils gewaltsame Naturerscheinungen, theils Völker-Uebermacht, hatte die Bewohner glücklicherer Lande hierher gedrängt, und sein Boden bot daher entweder große Strecken wilder unfruchtbarer Wälder, oder öde Sümpfe dar. Um diesen Boden vorerst nur sicher und bewohnbar zu machen, so war es nöthig, daß vor allen Dingen die reissenden Thiere des Waldes und die giftigen Bewohner der Sümpfe (der Nemäische Löwe und die Lernäische Hyder *) erlegt, die wilden, aber nutzbaren Thiere, die zum Hausstande gezogen werden konnten (das Erymanthische wilde Schwein und der wilde Ochse aus Kreta ***) lebendig

*) König von Myzenä und Oberherr des Herkules. Er war, als ein Sohn des Sthenelus, ein Nachkomme des Perseus, und also ein Anverwandter des Herkules, kam aber dadurch, daß er früher als dieser Letztere geboren wurde, zur Regierung.
Apollod. Bib. L. 11. C. 4 §. 6.

**) Apollod. Bib. L. 11. c. 5. §. 1. 2.

***) Ebendas. §. 4. u. 7.

eingefangen, die schon nutzbaren und zahmen Thiere des Hausstandes (die Pferde des Diomedes und die Rinder des Geryons *) aus fremden Ländern beygebracht, und, bey dem gänzlichen Mangel des Ackerbaues durch das Grabscheit und den Pflug, der Boden selbst nicht durch Stauden oder Grasgewächse, sondern durch Fruchtbäume ur- und tragbar gemacht wurde, damit er einen Aufenthalt, der zur Kultur und Geistes-Ausbildung führte, für Menschen gewähren könnte.

Griechenland muß damals an nützlichen, guten, tragbaren Bäumen durchaus Mangel gelitten haben, und seine Wälder und Thäler müssen nur mit unbrauchbarem Gehölze besetzt gewesen seyn; man muß diesen Mangel drückend gefühlt und daher gewünscht haben, daß demselben abgeholfen werde. Es läßt sich dieses aus der Mythe vom Herkules nicht zweifelhaft schließen. Herkules bringt nämlich zuerst die weiße Pappe (populus alba L. **), einen schönen und zur Verarbeitung sehr nutzbaren Baum, aus fremden Gegenden in sein Vaterland, und seine Anpflanzung gedeiht dort zu schönen großen Wäldern. Indessen dieses Verdienst des Herkules bestand doch nur noch in der Verannehmlichung des Landes; er erwirbt sich aber ein noch weit größeres durch die Einführung eines andern Gewächses, welches jene Annehmlichkeit nicht nur erhöhte, sondern welches auch dazu geeignet war, daß es zur vollkommensten Befriedigung eines unserer vorzüglichsten Lebensbedürfnisse dienen konnte.

*) Ebend. §. 8. u. 10.

**) Bey den Opfern des Herkules pflegte man ehemals in Griechenland einen Kranz von Pappelaub zu tragen, und damit deutete man erstlich auf den Kranz dieses Helden, den er trug, als er in den Tartarus hinabstieg, und dann auf sein Verdienst um die Anpflanzung dieses Baums in Griechenland, wohin er Reiser von demselben mitbrachte. Vielleicht gehört auch die populea corona des Horaz L. I. Od. 7. v. 23. hierher.

konnte. Einer älten in dem Pindarus noch enthaltenen Sage zu Folge *) hat er auch den Olivenbaum zuerst nach Griechenland verpflanzt: den Olivenbaum, dessen Früchte in dem eben genannten Lande, theils roh, theils zubereitet genossen, einen vorzüglich guten Genuß gewähren, und dessen aus seinen ausgepressten Früchten gewonnenes Oel im häuslichen Gebrauche von sehr vielem Nutzen ist. Dazu kömmt noch, daß dieser Baum vorzüglich gut in Griechenlands felsigen Boden sich schickte, als in welchem er eben so gut als in lockerer Gartenerde fortzukommen vermag: denn nach dem Zeugnisse alter Geographen Griechenlands fand sich hier, und dies zwar besonders im Peloponnesus, nur wenig gute Garten-Erde.

Jedoch auch bey diesem Geschenke, das Herkules mit diesem herrlichen, nutzbaren Baume seinem Vaterlande machte, liefs er es nicht bewenden, sondern auch Obstarten, vollkommen bereitet und ausgekocht für den rohen Genuß, suchte er demselben zu verschaffen. Er mochte auf einer seiner Reisen gehört haben, daß irgendwo ein Land wäre, in dem sich vorzüglich schöne Früchte befänden: sein Eifer und sein Muth trieb ihn also an, sie zu holen. Die Fabel stellt dieses so vor: als sey ihm dieses vom Eurystheus befohlen worden, und dieß zwar namentlich also: daß

*) Pindar. Olymp. 7. v. 19. seqq. Hier wird gesagt: daß Herkules den Olivenbaum von den Quellen des Ister aus dem Lande der Hyperboreer geholt habe. Dieser Mythos ist uns in einer Vorstellung auf einer alten Gemme mit erhalten worden. Nach Tassie befindet sich im gräf. Moszynskischen Kabinette eine Gemme, von der er No. 6916. folgendes sagt: „Herkules with his club on his left shoulder, holding in his right hand raised a branch of Olive, brought from the gardens of the Hyperboreans, which he planted in Attika. Man sehe ferner Diodor von Sizil. L. IV. K. 14.

er die goldenen Aepfel der Hesperiden beybringen sollte *).

Wenn wir in dem Gewirre der mythischen Erzählungen dieser Thatsache, wo die eine fast immer der andern widerspricht, dem Apollodor, welcher sie in seiner Bibliothek, schon zu vereinigen versuchte, folgen, so richtete Herkules seine Reise folgendermaßen ein.

Wahrscheinlich hatte er geglaubt, den Garten der Hesperiden, in welchem sich die Aepfel gleiches Namens befinden sollten, gegen Abend hin aufsuchen zu müssen. Vielleicht fand er sich durch das Gerüchte von ihrer Lage nach jener Gegend, nach Hesperien zu, dazu veranlaßt **). Von dem Peloponnes aus gieng er zuerst durch Thrazien und Illyrien nach Italien, und von da zum Eridanus, der, nach einigen; der Poffluß in der Lombardey, nach andern, die Ostsee seyn soll. Allein hier trifft er sie nicht. Nereus zeigt ihm also, da er noch weiter gehen und Europa verlassen will, den Weg nach Lybien, von welchem Lande aus er nach Aegypten, und von da nach Arabien kömmt. Nun begiebt er sich über den persischen Meerbusen, treibt sich im ganzen Orient herum, kömmt endlich an dem Kaukasus an; und von da aus, beyden Hyperboreern, wo er den Garten der Hesperiden endlich findet.

Wie er nun die goldenen Aepfel aus diesem Garten erhalten habe, dieß erzählt Apollodor auf folgende Weise. — Als Herkules an dem Kaukasus vorüber zog, fand er den Prometheus an demselben in Fesseln angeschmiedet, und den Adler, welcher ihm

*) Apollod. Bibl. L. II. c. 5. §. 11. Die Worte daselbst lauten: *ειδεκατον ἐπειτα ἦν αἰθρὰ παρ' Ἑσπερίδων χερσὶ μῆλα κομίζων.*

**) Apollod. Bibl. L. II. c. 5. §. 11. 12. findet sich die ganze Reise so beschreiben, wie Herkules sie nahm.

die Leber verzehrte. Er hatte Mitleid mit seinem Schicksale, und befreite ihn aus seiner drückenden Lage. Zur Dankbarkeit dafür gab ihm der listige Prometheus den Rath, er möchte doch ja, wenn er die Aepfel der Hesperiden sich verschaffen wollte, sie nicht selbst holen, sondern den Riesen Atlas, der den Himmel trage, dahin vermögen, daß er sie ihm zubringe. Er selbst möge indessen anstatt des Atlas, den Himmel tragen, und dann, wenn jener wieder mit den Aepfeln zurückgekehrt sey, durch eine List ihn dahin bringen, daß er den Himmel wieder auf sich nehme. Herkules befolgt seinen Rath, kömmt zu den Hyperboeern, und findet daselbst den Atlas. Diesem befiehlt er, die Aepfel zu holen; welchem Befehle sogleich auch Folge geleistet wird.

So erzählt den Mythos Apollodor; andere geben ihn anders. Sie lassen ihn selbst zu dem Garten der Hesperiden gehen, daselbst den Drachen, der zum Hüter desselben bestimmt war, besiegen, und dann die Aepfel sich selbst aus demselben nehmen.

Nun bleibt uns also die Frage zu beantworten: „wo lag der Garten der Hesperiden?“ und: „was waren es für Aepfel, die Herkules aus demselben mitbrachte?“

Die erste Frage zuerst. In der Beantwortung derselben sind die Meynungen schon der Ältern sowohl als der neuern Erklärer sehr getheilt. Einige setzen denselben an die äußerste Spitze von Afrika, gegen Abend, nicht weit von dem Gebürge, welches bey den Alten der Atlas (ατλαντες) heißt *). Andere lassen ihn in Lybien, andere in Mauritanien **), andere in Cyrene ***), andere in Persien befindlich seyn. Ja,

*) Plinius hist. nat. Lib. V. C. 5.

**) Ebenderselbe h. n. Lib. V. C. I. n. Lib. XIX. C. 4.

***) Palaeph. de incredib. C. 19.

nach der Meynung der Aeltesten unter ihnen, befand er sich gar auf einer Insel im Ozean *).

Apollodor sagt zwar, der Garten der Hesperiden habe in dem Lande der Hyperboreer gelegen. Allein wo wohnten jene Hyperboreer? Leider ist auch hier keine Einstimmung der Meynungen, auch bey den Alten schon, zu treffen! Einige von diesen lassen sie in der Nachbarschaft von Afrika (aber nur in der Nachbarschaft) wohnen **); andere hingegen geben ihre Wohnsitze in dem ganzen Lande gegen Norden an, über Thrazien hin. — Welche mögen nun die Hyperboreer seyn, zu denen Herkules kam? Wir wollen versuchen, sie aufzufinden.

Der Aufgabe, die goldenen Aepfel der Hesperiden zu holen, zu Folge, nahm Herkules seinen Weg, wie uns schon bekannt ist, durch Thrazien und Illy-

*) Pherecydas ap. Schol. Apollon. Rh. v. 139.

**) Vollkommen richtig bemerkt Herr Hofrath Heyne in den Anmerkungen zum Apollodor L. II. C. 5. 9. 11. das das Land der Hyperboreer von den Alten in einem sehr ausgedehnten Sinne genommen worden sey, indem man unter demselben nur das Land gegen Norden ($\piρος \deltaφου$) verstand. Von Griechenland aus paßte nun diese Benennung auf alle entferntere unbekannte nördliche Länder, welche auch weit gegen Abend hin lagen, als Frankreich und Spanien, die nun, wenn man es so nehmen will, in der Nachbarschaft Lybiens lagen. Es darf daher aber auch der Garten der Hesperiden weder in dem südlichen Asien, noch in dem ganz südlichen Afrika, bey dem westlichen Atlas, gesucht werden, da derselbe in dem Lande der Hyperboreer lag. — Allein schlechterdings nicht einstimmig bin ich mit seiner Behauptung, das die Worte $\piρος τον Ατλ.$ eine Glosse seyen. Zu dieser Annahme fand er sich wahrscheinlich nur durch die alte Vorstellung veranlaßt, das es nur einen Atlas, und zwar diesen in Afrika, gebe; welche Vorstellung ich aber nicht für gänzlich richtig halte.

rien; da er in dem Wahne stand, er müsse sie in den Ländern gegen Abend finden. Nun hatte er Afrika, Aegypten und Arabien durchreiset, und sie noch nicht gefunden. Er geht also den Orient bis zum Kaukasus durch, findet aber auch hier noch nicht, was er sucht. Indessen kann das Land, in welchem sich der gesuchte Garten befinden soll, nicht weit mehr davon entfernt seyn; denn Prometheus, ursprünglich nur ein Bewohner der Gegend am Kaukasus, giebt ihm genaue Nachricht davon. Er kömmt endlich zum Atlas, dem großen Himmelsträger; und nun erst erhält er das, wornach er strebt.

Aus diesem Reiseberichte ergibt sich nun deutlich, daß der Garten der Hesperiden weder in Europa, noch in Afrika, und, was Asien betrifft, weder in Persien, noch in Cyrene gesucht werden dürfe. Denn durch alle diese Länder war ja Herkules gekommen, war durch sie bis zum Kaukasus gedrungen, und hatte ihn noch nicht gefunden; sondern er muß durchaus bloß in den oberen, nördlichen Theilen Asiens zu finden seyn.

Bis hieher konnten wir unsern Helden fast Schritt für Schritt verfolgen, nun aber fragt es sich: nach welcher Richtung nahm er ferner seinen Weg? Vorzüglich fragt es sich: gieng er gegen Osten oder gegen Abend? Ist es erlaubt, über diesen Gegenstand eine vielleicht nicht ganz unwahrscheinliche Vermuthung zu wagen, so sey es folgende: Herkules gieng noch weiter gegen Osten. Was dafür angeführt werden kann, ist ohngefähr folgendes:

Herkules befand sich an dem Kaukasus, an dem Prometheus angeschmiedet war; d. h. in der Gegend Asiens, die zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere liegt. Gekommen war er von Süden, aus Persien: denn hätte er gänzlich von Osten her kommen wollen, so hätte er über das Kaspische Meer gehen müssen, worüber sich doch keine Nachricht findet.

Wenn er nun weiter vom Kaukasus ab, durch den Prometheus nach dem Garten der Hesperiden gewiesen wurde, so gieng er natürlich nicht wieder dahin zurück, woher er gekommen war, sondern weiter vorwärts. Hier hatte er nur zwei Wege: entweder er mußte etwas tief gegen Norden, wenn er zu Lande gehen wollte, da das Assowsche Meer ihm den geraden Ausstrich zu Lande gegen Abend zu versagte, welches denn auch der Weg nach Hause war: oder er wandte sich nach Osten, gegen das Ende der Uralschen Gebirgskette zu. Wahrscheinlich erwählte er den letztern Weg. Dafür scheint erstlich die Erwähnung des Himmelsträgers Atlas einen nicht ganz unsichern Grund abzugeben.

Nach der Vorstellung der alten Welt (man sehe Homers Odyssee Ges. 1. v. 52. *) ruhte der Himmel

- *) Um diese Homerische Stelle richtig zu verstehen, so bemerke man folgendes: In den neuern Zeiten glaubt man, so wie Heyne z. B., Apollodor verstoße durch die Worte „*παρὰ τοῦ Ατλαντος*“ wenn sie ächt wären, gegen die allgemeine Denkungsart der alten Welt über die Lage dieses Bergriesen; welche diese gewesen sey: „Es gebe nur einen einzigen Atlas, und zwar diesen an der Spitze von Afrika. -- Allein mir scheint über den Atlas eine gedoppelte Vorstellungsart bey den Alten obgewaltet zu haben: eine Hesiodische und eine Homerische. Die Hesiodische nahm nur einen Atlas, nur eine einzige Bergsäule, an, setzte diese nach Lybien, worunter sie Afrika verstand, und ließ in dessen Nähe den Garten der Hesperiden liegen. Dieser Vorstellungsart folgten viele andere: Dichter sowohl als Geographen, wie z. B. Aeschylus in seinem Prometheus, u. s. w. Die Homerische hingegen nimmt zwar auch nur einen Riesen Atlas an, allein zugleich auch mehrere Bergsäulen, welche auf ihm ruhen. Der Atlas des Homer ist nicht ein einzelnes Gebirge, sondern das ganze Grundgebürge der Erde, aus dem, an mehreren Orten, Bergsäulen hervorgehen, auf welchen auch das Meer ruht:

aufgroßen mächtigen Bergsäulen, welche auf die Erde sich stützten. Diese Säulen hießen Atlanten, oder Träger, in der alten Sprache. Der eine dieser Träger befand sich in Afrika, war das Gebürge, das über dem Tropicus Cancrī sich anfängt und durch ganz Afrika hinläuft, und hatte, wegen seiner ungeheuern Entfernung von Griechenland, nur den allgemeinen

Diese Vorstellungsart findet sich in der oben citirten Stelle in folgenden Versen, wo der Dichter dichterisch sagt:

Atlas, Tochter des Allforschenden, welcher des
Meeres

Tiefen umher durchschaut, und selbst die erhabenen
Säulen

Aufhebt, welche die Erd' und den wölbenden Himmel
sondern.

Wer alte Dichtersprache versteht, der wird auch den Sinn dieser Verse fassen. Homer redet hier nicht von einer, sondern von mehreren Säulen, die auf dem Atlas sich gründen. Ihm folgte Apollodor, und deshalb sagte er auch so deutlich und bestimmt: bey dem Atlas, im Lande der Hyperboreer, und nicht in Lybien; οὐχ' ἐν Λιβυῇ ἀλλ' ἐπὶ τοῦ Ἀτλαντος ἐν Ὑπερβορείοις. Man sehe ferner Apollod. L. I. C. 7. 33. Nach diesem war die Mutter dieses den Himmel tragenden Riesen die Asia: Diefs heißt doch natürlicher Weise, man mag auch Asien eine so weite Ausdehnung geben, als man nur will, mit Entfernung des mythischen Zusatzes, so viel, als: das Himmelsträger - Gebürge liegt in Asien. Der Atlas also, von dem der alte vom Apollodor hier aufbehaltene Mythusspricht, ist nicht der Afrikanische, sondern der Asiatische Atlas, der Hyperboreische. — Auch ist man sehr irrig, wenn man glaubt, daß die übrige alte Welt nur einen Atlas, und zwar den Afrikanischen, gekannt und genannt habe. Sie kannte deren mehrere. Man sehe Servius apud Abel. histor. Monarch. L. II. C. 1. §. 7. Die Alten hatten einen Italienischen Atlas, die Apenninen; und einen Arkadischen Atlas, die Gebürge im Peloponnes; und so noch mehrere.

Namen, Atlas, Träger, empfangen. Diesem entgegengesetzt ist der andere Himmelsträger in Asien, das Gebürge Ural nemlich, welches vom Kaspischen Meere an bis zur Straßse Weigats gleichfalls durch ganz Asien hindurch sich erstreckt, und, wegen seiner größern Nähe, von den Griechen in den spätern Zeiten den Namendes Rhyrnischen, Hyperboreischen und Rhiphäischen Gebürges erhalten hatte. Bis zu diesen beyden Gebürgen nur waren die Reisenden der Urwelt bey den Griechen gekommen, und so ließen sie denn beyde als Träger des Himmels, da sie sich durch ihre mit ewigem Eis bedeckten Gipfel in den Wolken verlohren, als an den äussersten Enden der Erde aus dem Ozean hervorgehen. Indessen, das Himmelsträgergebürge in Afrika blieb bloß Erzählung des wundervollen Reisenden, und wurde, da die Entfernung desselben von Griechenland zu groß war, kein Stoff einer griechischen Fabel. Aber Asiens Bergsäule, der Ural, bot, wegen seiner größern Nachbarschaft, mehr Gelegenheit zur Mythe dar. Die griechische Dichterphantasie, die alles Ungebildete und Formlose in Gestalten gießt, die das Unbelebte belebt, erschuf aus dem Berg einen Riesen. Das Uralgebürge war ihr nicht bloß Säule, auf die der Himmelsbogen sich stützt; sondern ein ungeheuer großer Mensch, der den Himmel auf seinen Schultern trägt. Und dieser Riese, dieses Gebürge ist es nun, in dessen Nähe der Garten der Hesperiden sich befand. Also aus der Gegend zwischen dem Uralsee und dem Kaspischen Meere, aus dem Lande der heutigen Turkomanen und aus Chorastan, welche Länder mit Kaukasien unter einem Himmelsstriche liegen, hat Herkules wahrscheinlich sein Obst geholt. Die Verwechslung, die man, der Hesiodischen und nicht Homerischen Vorstellungsart zu Folge, in den spätern Zeiten mit dem Gebürge Atlas in Afrika und Asien vornahm, ist allein daran Schuld, daß man den Garten der Hesperiden nach Afrika versetzt hat.

Der zweite Grund für die Behauptung, der Garten der Hesperiden sey in der Gegend des Uralgebürges, oder des Asiatischen Atlas, befindlich gewesen, ist von der Beschaffenheit des Landes in jenen Gegenden, von der frühen Obstkultur, die in demselben statt fand, hergenommen.

Die frühesten Nachrichten aus dem Alterthume stimmen alle dahin überein, daß der Obstbau, oder die Verbreitung guter fruchtbarer Obstbäume, eben so wie die Verbreitung der Völker, von Osten nach Westen hin geschehen sey. Und damit kommen auch noch spätere Nachrichten aus den jetat noch vorhandenen Quellen zusammen, welche sie von Asien nach Griechenland, von da nach Italien, und von hier aus in alle übrigen Länder Europa's bewirkt seyn lassen. Die ältesten Griechischen Nachrichten weisen zuerst in Asien auf die Länder Joniens hin, besonders derjenigen, die mehr nördlich sind, und nach dem Pontus zu liegen. Früher hinauf zeigen sie auf Armenien und Persien, und zuletzt auf die Gegenden um den Kaukasus. Allein von woher sie in dieses Land gekommen sind, dieses zu bestimmen, verlassen sie uns fast alle.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wanderten sie in dasselbe von dem Lande oder von den Ländern ein, in denen der Garten der Hesperiden sich befand; aus dem Lande der Turkomanen, der Kaisacken und Karakalpaken, und aus Chorastan, da hier die besten Obstfrüchte von den ersten Zeiten an ursprünglich wild erwachsen. So sagt z. B. Strabo *), daß wir von den südlichen Ländern an der Ostseite des Kaspischen Meeres ausgehen, von Hyrkanien, welches man das Glückliche nannte, und zu dem Astabanien, Berkanien, und ein Theil von Parthien mit gerechnet wurde:

„Hyrkanien ist ziemlich groß, hat weite Ebenen, und ist mit zahlreichen Städten angebaut. Unter die-

*) Strabo L. XI. p. 502 - 2.

sen sind die vornehmsten Talabroka, Samariana, Kartä und die Königsstadt Tape, welche am Kaspischen Meere hinauf liegt, und von dem untern Ende des Kaspischen Meeres gegen eintausend vierhundert Stadien entfernt seyn soll. Man hält diese Provinz, wegen ihrer ganz ausserordentlichen Fruchtbarkeit und Tragbarkeit, für ein wahres Wunderland. Denn ein Weinstock trägt hier eine ganze Metrete gepressten Weines, und ein Feigenbaum giebt sechzig Medimnen Maasse. Das Getraide wächst aus dem Saamen auf, der nicht ausgesäet wird. Auf den Bäumen giebt es große Bienenstöcke, und der Honig fließt an den Blättern herab. — Indessen wird doch weder der Boden Hyrkanien, noch das daran stoßende Meer, so benutzt, wie es doch benutzt werden könnte. Denn das Meer wird nicht beschifft, und die Inseln, die in demselben sich befinden, werden nicht bewohnt; ob sie schon, wie einige sagen, Gold enthalten sollen. Die Ursache dieses schlechten Anbaues liegt an den barbarischen Völkern, welche zuerst dahin gekommen sind, und diese Länder in Besitz genommen haben: wie die Hyrkanier, Meder, Perser und Parther, welche letztern die schlechtesten unter diesen Allen sind."

Aus diesem Berichte des Strabo sieht man, daß auf die Obstbäume in der dortigen Gegend auch nicht die geringste Pflege gewandt wurde. Eben dasselbe ist auch der Fall mit den Ländern, die über Hyrkanien hin, mehr nördlich am Kaspischen Meere hinauf lagen. Auch im Lande der Massageten blühte und trug der Obstbaum, ohne von Menschenhänden gepflegt zu werden.

Die Massageten, ein ausgebreitetes großes Volk, an dessen Tapferkeit, bekanntlich, die Eroberungssucht des Cyrus scheiterte, hatten ihre Wohnsitze, nach Herodot, um den Fluß Araxes, der in den heutigen Uralsee strömt; nach Strabo in dem Lande der heutigen Karakalpaken, Kaisacken, und Soongaren. Von diesen Massageten geben uns Herodot und Strabo einige

Nachricht. Der erste dieser alten Schriftsteller sagt von diesen Massageten in dem ersten Buche seiner Geschichte, der Klio, folgendes.

„Cyrus bekam nun Lust, nachdem er auch dieses Volk (die Babylonier) unterjocht hatte, die Massageten seinem Scepter zu unterwerfen. Von diesem Volke sagt man, daß es groß und tapfer sey, und gegen Morgen hin, nach Sonnenaufgang zu, liege: über den Fluß Araxes hinauf, den Issedonern gerade gegen über. Mehrere nennen dieses Volk eine Scythische Nation. Von dem Fluß Araxes sagt man, daß er bald größer, bald kleiner sey, als der Ister, und daß in ihm viele Inseln sich befänden, die der Insel Lesbos fast an Grösse gleich kämen, daß ihre Bewohner im Sommer von den Wurzeln lebten, die sie aus der Erde gruben, und im Winter von den Obstfrüchten, die sie im Sommer, wenn sie reif geworden wären, eingesammelt hätten. Von ihnen soll auch künstlicher Weise eine gewisse Art Bäume gezogen werden, die solche Früchte tragen, welche, wenn sie in ein Feuer, um das sie herum-sitzen, geworfen werden, durch den von ihnen aufsteigenden Geruch bey dem Verbrennen die Herumsitzenden eben so betrunken machen, als wäre griechischer Wein getrunken worden. Diese Wirkung soll um so heftiger seyn, je mehr Früchte ins Feuer geworfen werden. Der Erfolg davon ist, daß eine Art von Bacchanal entsteht.“

Eine andere mit der so eben angeführten vollkommen übereinstimmende Nachricht giebt Strabo.

„Diejenigen Massageten“ sagt er „die auf den Inseln wohnen, nähren sich von Wurzeln und Baumfrüchten, da sie keinen Getraidebau betreiben. Sie kleiden sich mit Baumrinden, da sie auch gar keine Viehzucht haben, und trinken den aus Baumfrüchten ausgepressten Most. Die Bewohner der Sümpfe leben von Fischen, und kleiden sich in die Häute der Seekälber, die aus den Seen auf das Land gehen. Die

Gebürgsbewohner leben ebenfalls von den Früchten des Waldes, und haben nur wenige Schaafe: aber sie schlachten diese nicht, weil sie dieselben ihrer Milch und ihrer Wolle halber schonen. Die Bewohner des platten Landes leben eben so wie die erstgenannten, u. s. w."

Die Inselbewohner, von denen Strabo hier spricht, sind die Bewohner der Insel, die in dem Fluß Araxes oder auch in dem Uralsee sich befanden; und die Gebürgsbewohner lebten wahrscheinlich auf dem Paropamisus. Diese Nachrichten aus den beyden angeführten Schriftstellern beweisen also, daß es in der dortigen Gegend sehr viele Obstbäume gegeben haben müsse, da sie auf den Inseln sich befanden, und man sogar aus ihnen Getränke bereitete, welches ohne einen großen Ueberfluß von Früchten sich doch so leicht nicht thun läßt; und da ganze große Völker allein von ihnen lebten. Dieser große Länderstrich, der von den Kaisacken aus bis nach Chorastan hin sich erstreckt haben kann, war also eines der natürlichsten Mutterländer des Obstbaues, wo der Obstbaum zu allererst wild erwuchs, und von keiner Menschenhand gepflegt wurde. So fand er sich zu den Zeiten Strabo's, und die ungeheuere Fülle der Obstfrüchte in demselben läßt uns den Schluß machen, daß er zu den Zeiten Alexanders, zu den Zeiten des Herodot, und noch viel weiter hinauf, sich eben so befunden haben müsse. Denn wer sollte denn die Obstfrüchte, während des Zeitraums von Herodot bis auf Strabo, in jene Gegenden gebracht, wer sollte sie dort gepflegt haben? Die Geschichte nennt niemanden, sie spricht vielmehr von der gänzlichen Sorglosigkeit der Bewohner jener Gegenden, in Betreff dieses Gegenstandes. Das automatische Gedeihen der Obstkultur in jenen Zeiten war also uralte.

Von diesen Ländern aus theilte sich der Obstbau in den spätern Zeiten sowohl nördlich als südlich um das Kaspische Meer herum allen andern Ländern mit. Die Verbreitung desselben mochte nun entweder durch Men-

schenhülfe oder von selbst bewürkt worden seyn. So sagt Strabo z. B. von der alten Provinz Aria, daß sie guten Wein trage, der bis ins dritte Jahr in ungepichteten Fässern gut erhalten werden könne, und von Margiana, daß daselbst öfters Weinstöcke gefunden würden, deren Stamm so dick sey, daß zwei Männer nur ihn umklaffern könnten, und die Weintrauben an ihm wären gegen zwei Ellen lang. Uebrigens fänden sich daselbst alle Obstfruchtarten, den Oelbaum ausgenommen.

Neuere Reisende begründen alles das, was die Ältern in Betreff der Fruchtbarkeit und des Reichthums der Länder um das Kaspische Meer herum in den mannigfaltigsten Obstsorten sagen.

Dem Lande zwischen dem Abi Amu oder Oxus, und dem Sir oder Jaxartes, da wo der eigentliche Garten der Hesperiden sich befand, geben die morgenländischen und die neueren Reisebeschreiber ein noch weit größeres Lob der Fruchtbarkeit, als die Griechen und Römer; obgleich auch Strabo sowohl, als Herodotus schon sagen, daß die Obstfrüchte in demselben wild erwachsen. Es sollen in demselben nach dem Zeugnisse von Otter, der Voyage au Nord, und des Deguignes, die herrlichsten und mannigfaltigsten Obstfrüchte ohne Pflege erzeugt werden. Von Abu'lfeda besonders wird das in demselben liegende Thal Sogd als eine der schönsten und fruchtbarsten Landschaften auf der Erde gepriesen.

Von dem heuttigen Persischen Irack, besonders aber von dem heuttigen Mazenderon oder dem Matiana der Alten sagt Gmelin: „Die hohen Gebürge erzeugen die kräftigsten Kräuter, die herrlichsten Wälder von Eichen, Buchen und andern Nutzholz. Die Vorgebürge und Ebenen sind mit Wäldern von Orange, Granat, Pfirsichen, Aprikosen, und andern Fruchtbäumen bedeckt. Die aus einem fetten Schlamm bestehenden Ebenen zwischen den Gebürgen und dem Kaspischen Meere bringen Reifs

und alle Arten von Früchten im größten Ueberflusse hervor, und sind im Frühling, wegen der mannigfaltigen Blumen, mit denen sie die Natur bekleidet, einem unermesslichen Garten oder Paradiese ähnlich."

Auch Chardin sagt von diesen Ländern Persiens, so wie von Fars und Balk, daß alle diese edlen Früchte nur Gaben der Natur wären, da die Gartenkunst nirgends im ganzen Morgenlande schlechter bestellt sey, als in Persien; daß er Gastmahlen in Ispahan beygewohnt habe, in welchen mehr als funfzig verschiedene Arten von Obstfrüchten aufgesetzt worden wären.

Ueber Kurdistan, das nördliche Ende Assyriens, oder diesüdwestlichen Länder an dem Kaspischen Meere, sagt Tavernier und nach ihm Meiners: "Die höchsten Gebürge von Kurdistan sind das ganze Jahr hindurch mit unvergänglichem Schnee bedeckt, und diese hohen Gebürge enthalten die Quellen der vielen Bäche und Flüsse, wovon das Land durchschnitten wird, und die sich fast alle in den Tigris stürzen. — Die hohen Berge, welche auf die höchsten Schneegebürge folgen, sind mit unermesslichen Wäldern, besonders mit stolzen Eichenwäldern, bedeckt, aus welchen man die Galläpfel samlet, die einen der größten Schätze des Landes ausmachen, weil sie die besten in Asien sind. Die niedrigern Berge und Hügel tragen die schönsten Wälder von Nulsbäumen, Feigenbäumen, und andern Frucht-bäumen, an deren Stämmen sich Reben von gleicher Güte hinauf schlingen. In den Ebenen endlich, und selbst auf den Bergflächen, werden Waizen und andre Getraide-Arten und Gartengewächse gebaut, u. s. w."

Das heutige Dagestan und Schirwan ist zwar nicht mehr in einem solchen Grade fruchtbar, als Strabodas alte Albanien schildert; indessen gehört es doch noch, nach den Berichten der neuesten Reisebeschreiber, zu den glücklichsten Ländern Kaukasiens. Derbent und Schamachin, die Ufer und Inseln des Kaur, wetteiferten noch zu Chardins Zeiten in Rücksicht der Man-

Vielfältigkeit und Vortreflichkeit ihrer Produkte mit den glücklichsten Thälern in Georgien. Schach Nadirs Verheerungen haben aber leider in der Folge nur zu viel zum Verfall dieser Länder beygetragen.

Eben dieses ist auch der Fall mit Armenien, besonders aber mit dem Theile desselben, welches man das Persische nennt, wie ich oben bey dem Berichte des Chardin angegeben habe.

Was das alte Kolchis oder das heutige Imirette betrifft, so sagt Güldenstädt: „Nirgends habe ich Obstbäume so häufig und so natürlich gemengt gefunden, als in der Nachbarschaft des Phasis oder des Rion. Am Sanamardo sind viele kleine Gehölze in der Form von Lustwäldern, die aus hohen mit Reben umschlungenen Wallnussbäumen, Maulbeerbäumen, Feigenbäumen, Granaten, Pflärschen, Diospyros, Lotos, Aepfel- Birn- und Pflaumenbäumen, Quitten und Kastanien bestehen.“ Nach dem Reineggs ist der nördlichste Theil dieser Länder der beträchtlichste, fruchtbarste und reichste. „Ausser den vollen Wäldern von Eichen, sagt er, ist noch ein Ueberflufs von Buchen, Tannen, und Lerchbäumen vorhanden, um welche sich seit undenklichen Zeiten der Weinstock schlingt, der unbehackt und unbeschnitten die köstlichsten Trauben bringt, wovon der genügsame Einwohner eine große Menge den Vögeln oder ihrem eigenen Verderben überläßt. Ich mag des Ueberflusses an Aepfeln und Birnen, Aprikosen, Pflärschen, Feigen und Nüssen nicht einmal gedenken; da die Natur ganze Berge voll Kastanien, ganze Hügel mit Olivenbäumen, ganze Granat- und Lorbeerwälder hervorgebracht hat, welches alles so wild dahin wächst.“

Eben dasselbe rühmt Chardin von Georgien, über welches er sagt: Kein Land kann fruchtbarer seyn, als Georgien: denn keine Gegend in Europa erzeugt so wohlschmeckende Aepfel und Birnen; und keine Gegend in Asien so herrliche Granaten. Und eben so

zuversichtlich kann man annehmen, daß man in keinem andern Lande so vielen und vortrefflichen Wein trinkt. Die Reben schlingen sich, wie in Mingrelien, um die Bäume herum. Eine Pferdeladung des besten Weins, die dreihundert Pfunde hält, kostet acht Livres. „In Mingrelien „sagt der eben genannte Schriftsteller“ ist der Wein vortrefflich; er hat sehr vielen Geist, und ist sehr nahrhaft. Er ist sowohl angenehm für den Gaumen, als auch gut für den Magen. In keinem Lande Asiens trinkt man ihn besser. Verständen die dortigen Landleute sich so gut auf die Kunst, Wein zu machen, als wie wir, so würde ihr Wein der beste seyn, den man nur hat; allein sie wenden ganz und gar nicht die gehörige Sorgfalt darauf. Sie hauen große Baumstämme aus, und bedienen sich derselben zu Kübeln. In diese werfen sie die Trauben. Aus ihnen nehmen sie den Saft, und gießen ihn in große irdene Gefäße, die in ihren Häusern in der Diele sich befinden, oder doch ganz nahe bey ihnen. Jedes Gefäß enthält zwey bis dreihundert Pinten. Ist das Gefäß angefüllt, so verschließen sie es mit einem hölzernen Deckel, und werfen Erde darauf. Sie bedecken die Urnen auf die nemliche Weise, wie ich schon gesagt habe, daß die Orientaler die Gruben bedecken, in die sie ihre Früchte legen.“ Von dem alten Kolchis sagt Chardin ferner, daß daselbst fast alle dieselben Sorten wären, die sich auch in Frankreich befänden.

Auf diese Weise wären wir nun von den Gegenden des Uralsees aus um das südliche Ende des Kaspischen Meeres herum bis nach Georgien gekommen, und hätten von dort aus bis hieher den Gang der Obstkultur verfolgt, von den gültigsten geschichtlichen Zeugnissen unterstützt. Dort fanden sie sich in den ältesten Zeiten schon wild; hier hatten sie doch immer mehr Pflege erhalten. Wenn wir nun aus diesen Zeugnissen erfahren, daß der Obstbau allmählig von Osten nach Westen gerückt sey, wenn wir aus unserm Mythos erfahren, daß

dafs Herkules bey seiner Anwesenheit am Kaukasus (also in den frühesten Zeiten) keine Obstfrüchte angetroffen habe, zum wenigsten nichts von denselben erwähnt; dafs er, um die goldenen Aepfel der Hesperiden zu suchen, weiter gehen mußte; — was läßt uns dann weiter noch Bedenken tragen, um anzunehmen, dafs vom untern, dem südlichen Ende des Uralgebürges, am Uralsee, der Obstbau nach Kaukasien zu rückte.

Nun bleibt uns aber noch die Beantwortung einer andern Frage übrig: welches waren die Obstarten, welche Herkules aus dem Garten der Hesperiden brachte? *)

Fragen wir zuerst: was war der Garten der Hesperiden? so findet sich eine Aehnlichkeit in der Vor-

*) Dafs Herkules Obst, und keine Schaafte, wie doch selbst einige alte Erklärer dieser Mythe gewollt haben, aus dem Garten der Hesperiden holte, diess wird nicht bloß durch die grössere Menge alter Schriftsteller bestätigt, sondern auch durch so viele Vorstellungen auf alten Gemmen noch mehr erwiesen. Ueberall auf denselben findet sich nemlich Herkules nur mit Obst, und nie mit Schaafen vorgestellt, wo er als der Melon erscheint. Man sehe hierüber: *Catalogue descriptive of a general collection of ancient and modern engraved gems, cameos as well as intaglios etc. by James Tassie, modeller, unter der Rubrik XIII. Garden and Apples of the Hesperides p. 348.* Hier finden sich zehn vorzüglich schöne alle von einander verschiedene Gemmen, von denen ich nur einige der vorzüglichsten hier angeben will.

No. 5812. Herkules steht mit seiner Keule in der rechten Hand, und erhält die goldnen Aepfel von einer der Hesperiden, die nicht weit von dem Baume steht, der von dem Drachen bewacht wird.

No. 5958. Herkules sitzt und sieht sehr aufmerksam auf die Obstfrüchte aus dem Garten der Hesperiden, die er in seiner rechten Hand hält.

Kulturgesch. des Obstbaues 1 Th. E

stellungsart desselben bey den griechischen Dichtern mit der bey den Hebräern von dem Paradiese. Es ist ein Geschenk der Erde, das von dieser der Juno gemacht wird, als diese ihr Beylager mit dem Jupiter hält, und alle andere Götter Geschenke darbringen. — Durch diese mythische Vorstellungsart soll so viel gesagt werden: als die Welt, die Erde sich bildete, so entstand, nicht weit von dem Atlas-Gebürge, eine Gegend, in der Fruchtbäume, ohne einiges Hinzuthun der Menschen, erwachsen. Die Erde brachte sie von selbst. — Der Mythos erzählt ferner nach Eratosthenes: die Juno habe befohlen, daß die Aepfel, welche die Erde zum Geschenke gebracht hätte, in den Garten der Götter, welcher nicht weit von dem Atlas war, gepflanzt werden sollten. — Da die Alten alles Vortrefliche und Herrliche „göttlich“ nannten, und von demselben glaubten, daß es entweder unter der besondern Aufsicht der Götter stehe, oder zu ihrem eigenen Nutzen da sey; so nannten sie jene Gegend mit herrlichen Fruchtbäumen einen Götter-Garten. — Aber dieser Götter-Garten, dieses Paradies, war zu einladend und reizend, vorzüglich aber der in dasselbe gepflanzte Baum der Juno mit den goldenen Aepfeln: die Hesperiden also, Töchter des Königs Atlas, ließen es sich sehr geküsten, von jenen Aepfeln abzubrechen; worauf von der Juno die Hütung dieses Baums einem Drachen mit hundert Köpfen anvertrauet wurde. —

Bey der Entfernung des Mythischen aus diesem Theile geht hervor: die Hesperiden, Töchter des Königs Atlas, waren die Bewohner dieser Gegend; allein

No. 5902. Herkules ist mit der Löwenhaut bedeckt, und setzt seine Keule auf den Kopf eines Stiers. Seine rechte Hand ruht auf einer Kugel: in seiner Linken hält er ein Füllhorn. — Diese Gemme, in der also Herkules mit einem Füllhorn vorgestellt wird, ist ebenfalls sehr belehrend.

im Ueberflusse jener vortreflichen Früchte, dachten sie nicht an die Kultur der Bäume derselben, sie liessen die Natur allein für sich sorgen, und blieben ganz unthätig; daher kam es, daß, als die Folge ihrer Unthätigkeit, die Obstfrüchte sich verminderten, und überdiß trieb eine gewaltsame Natur-Erscheinung (eine Rëvolution der Erde), der Drache, der Engel des Paradieses mit feurigem Schwerdte, sie aus jenen Gegenden. Diese Erscheinung verhinderte, daß sie nicht wieder in ihr glückliches Eden zurückkehren konnten. — Nach der Erzählung des Mythos kömmt aber nun Herkules, erlegt den Drachen, und bringt die goldenen Aepfel glücklich zurück. Dieß sagt so viel: einer von den Nachkommen der Bewohner jener glücklichen Gegenden, welche sich in Griechenland niedergelassen hatten, unternimmt, aufgemuntert durch die Nachrichten von einem fruchtreichen glücklichen Lande, welche die Tradition bis auf ihn gebracht hatte, das Wägestück, und sucht jene Gegenden auf, um durch die Zurückbringung der herrlichen nährenden Gewächse aus demselben sein Vaterland zu erfreuen. Es gelingt ihm endlich, nach einer großen langen Reise. Die Revolution der Erde, welche die ehemaligen Bewohner vertrieb, ist nun entweder schon vorüber, oder er überwindet mit Muth alle Schwierigkeiten derselben, und so gelangt er denn endlich in den erwünschten Garten und zum Besitz der erfreulichen Früchte. — Er gieng nach Westen zu, und kömmt von Osten aus wieder in sein Vaterland.

Die Nymphen, die nach dem Mythos, den Garten bewachen und besitzen sollen, heißen Angla, Erythnia, Hestia und Arethusa nach dem Apollodor; ihr gesammter Name aber ist der der Hesperiden. Vielleicht hatten sie diesen allgemeinen Namen von der einen unter ihnen, welche Hespera hieß, erhalten. Denn alle andern Mythographen geben auch anstatt der Hestia die Hespera an. Unrichtig ist es aber denn ge-

wißs allemal, wenn man mit dem Scholiasten zu dem vierten Buche v. 1399 der Argonaut. des Apollonius Rhodius ihre Benennung von Hesperia, dem Lande gegen Abend zu, herleitet.

So wie schon unter den Alten die Meynungen getheilt waren, wohin man den Garten der Hesperiden zu setzen habe, eben so sehr schwankte man aber nun auch in der Bestimmung der Obstarten, welche Herkules geholt haben sollte. Indessen sind dieses doch mehr Vermuthungen der Neuern über dieselben. Einige halten sie für Citronen und Pomeranzen, andere für Granat-Aepfel; und endlich einige für Quitzen. Alle die dieses behaupten, stützen sich auf das Beywort „goldene“ und beziehen es auf die Farbe der Früchte. — Allein das Beywort „golden“ sagt dieses nicht, und es berechtigt zum wenigsten nicht, auf die gelbe Farbe der Früchte zu schliessen. Das Alterthum, das immer dichterisch redet, nennt alles Vorzügliche und in seiner Art Vortreffliche „Golden“. So heist z. B. die Venus beym Homer „die goldene Venus“. Meiner Meynung nach wollte also der alte Mythos nichts anders sagen, als: Herkules brachte ganz vorzügliche Obstfrüchte für den Genuß nach Griechenland.

Es pflegten dem Herkules die Zehenden von allen Früchten geopfert zu werden: besonders waren ihm aber die weissen Pappelfrüchte, die Quitten und eine gewisse Art Eicheln heilig. Dieses geschah, weil man ihn als einen vorzüglichen Beförderer des Ackerbaues, und in diesem besonders der Obstkultur betrachtete: denn der religiöse Kultus des gesammten Alterthums belehrt uns; daß keiner von ihm verehrten Gottheit mit etwas anderm geopfert wurde, als um welches man glaubte, daß sie Verdienste habe, ihm vorstehe, und es befördere. Aller Wahrscheinlichkeit nach war die hier angegebene Eichel, die dem Herkules mit als ein besonderes Opfer dargebracht wurde, auch eine Obstart mit harter Schale, eine Nussfrucht. Die Griechen,

wie man selbst bey dem Theophrast nachsehen kann, rechneten die Nüsse mit zu dem Eichelgeschlechte: wahrscheinlich deswegen, weil jene, so wie diese, den Kern unter einer harten Schale trugen. Ja eine von den vorzüglichsten Nussarten sogar nannten sie die Eichel des Jupiters, und sonst auch noch mit einem andern Namen, die Nuss des Herkules. Jenen Namen erhielt die Nuss muthmaßlich, weil sie aus dem Göttergarten vom Uralgebürge genommen, und diesen, weil sie durch den Herkules in Griechenland eingeführt worden war. Sie ist, der zwar kurzen aber doch hinlänglichen Beschreibung nach, bey dem Theophrast und bey mehreren Alten, die sogenannte große Wälsche Nuss.

*Die grösseren und kleineren Eleusinischen My-
sterien: beyde von den Eumolpen gestiftet;
in ihrer höhern Ausbildung.*

von 2900 — 3000.

Unter allen Völkern des Alterthums, welche um die eigentlich nothwendigen zur Erhaltung des menschlichen Lebens durchaus erforderlichen Künste sich ein unlängbares Verdienst erwarben, ragt keines so sehr hervor, als die Griechen. Auf einen dünnen, sandigen, mit vielen Sümpfen und Felsen durchschnittenen Boden versetzt, wo die Natur nichts freywillig gab, sondern wo ihr alles mit Anstrengung genommen werden mußte, regte sich doch frühzeitig in ihnen ein thätiger Geist, der alle Hindernisse des Klimas so wie des Bodens zu überwinden wußte, und das träge Felsen- und Moor-Land in ein Paradies umschuf, das seinen Bewohnern die größte Anhänglichkeit und Liebe zu ihm einzuflößen vermochte. Der Geist der Industrie, der alle beseelte, und sich anfänglich vorzüglich mit der Urbarmachung des Bodens befaßte, wurde aber vorzüglich durch gewisse Institute erhalten, und hier-

durch eben ist es, wodurch Griechenland sich so sehr vor andern ausgezeichnet hat.

Der Genius der griechischen Kultur hatte nemlich gleich anfangs, durch das Zusammentreffen mehrerer für ihn höchst günstiger Umstände, die Richtung genommen, daß die Nation zu gleicher Zeit und mit gleichem Schritte zur Veredlung und Ausbildung seines sittlichen sowohl als seines intellektuellen Charakters, und zur Verfeinerung seiner Lebensweise, durch den Ueberfluß aller Annehmlichkeiten, Bequemlichkeiten, und Bedürfnisse dieses Lebens, gelangen konnte. Die Bahn, die dieses Volk betreten hatte, vermochte es am besten, dasselbe zum physischen Glück und zum moralischen Edelsinn, in der schönsten Vereinigung, zu führen; da mehrentheils beyde schon mit einander fest in jeder Einrichtung verbunden waren. Eine jede Einrichtung, die den Ackerbau oder auch sonst ganz geringfügige Gegenstände aus dem Hauswesen zum Zwecke hat, ist bey ihr auch zugleich ein heiliges, dem Dienste irgend einer Gottheit gewidmetes Institut, durch welches alle Verordnungen Sanktion, oder eine heilige Kraft erhalten. Besonders aber ist dieses mit den ältesten Einrichtungen so der Fall. Die Feste, die den Gottheiten Ceres und Bachus zu Ehren gefeiert wurden, und welche die ältesten in Griechenland sind, hatten zugleich auch die Erhaltung und Empfehlung des Getreide- Obst- und Weinbaues vorzüglich mit zum Zweck. Dem indem die Nation zur Verehrung dieser Gottheiten durch die denselben gewidmeten Feste geführt wurde, mußte derselben natürlich auch die Befolgung alles dessen, was diese Gottheiten wollten, nothwendig gemacht werden!

Das wichtigste Fest dieser Art war nun unstreitig das Fest der Eleusinischen Mysterien, welche in die größeren und kleineren eingetheilt wurden. Es war dieses ein Fest, dessen Stiftung in die ältesten Zeiten hinauf sich erstreckte, das mit der größten Feierlichkeit

und Würde, so wie kein anderes in ganz Griechenland, begangen ward, und in dem man mehrere Gottheiten, die Ceres und Bacchus vorzüglich, zugleich verehrte. Wenn man die Beschaffenheit und Einrichtung dieser Eleusinischen Mysterien nur mit einem etwas genauern Blicke untersucht; so findet man sogleich, daß sie aus einem für die damaligen Zeiten höchst wohlthätigen Institute bestanden; aus einem Institute, welches durchaus auf Beförderung des Ackerbaues und die daraus hervorgehende sittliche Kultur des Menschen abzweckte.

Die grösseren Mysterien waren von dem älteren Eumolpus, und dieses wahrscheinlich schon vor Herkules, gestiftet worden. Genaue und sichere Nachrichten über diesen Eumolpus finden sich aber nicht, Sie sind ebenfalls noch durch Fabeln entstellt, da diese ihn so wie den Herkules und jeden andern kraftvollen thätigen Mann, zu einem Göttersohn machen.

Sein Vater war, nach ihnen, Neptun, und seine Mutter Chione, eine Tochter des Boreas. Von seiner Mutter wurde er, sogleich nach seiner Geburt, aus Furcht vor den Ahndungen ihres Vaters in die See geworfen. Allein Neptun nahm ihn aus derselben, und gab ihn dann seinen Töchtern, der Penthesicyme und Amphitrite, die in Aethiopien wohnten, zu erziehen. Die erstgenannte von diesen wurde hernach selbst seine Frau, und er wollte hernach auch, in gleicher Absicht, die zweite besitzen. Allein, da er diese seine Absicht merken liefs und sie zur Ausführung bringen wollte, so wurde er aus diesem Lande vertrieben, und er mußte sich mit seinem Sohne, dem Ismarus, nach Thrazien flüchten, wo ihn der König Tegyrus freundschaftlich aufnahm. Allein die Freundschaft zwischen diesen beyden dauerte nicht lange; er ward also gezwungen, weiter zu fliehen, und sich nach Eleusis zu begeben. Und hier war es, wo er die Eleusinischen Mysterien stiftete. Als aber das gute Vernehmen zwi-

schen ihm und dem Tegyrus wieder hergestellt war, so gieng er wieder nach Thrazien zurück, und wurde daselbst zum König eingesetzt.

Als er König war, wurden die Eleusinier mit den benachbarten Atheniensen einstmals in einen Krieg verwickelt. Die ersteren nahmen deshalb ihre Zuflucht zum Eumolpus, und sprachen ihn um Hülfe an. Diese verweigerte er ihnen nicht, sondern er kam selbst mit einer ansehnlichen Armee, um sie zu vertheidigen. In einer der Schlachten traf er aber mit dem König der Athenienser Erechtheus zusammen, und wurde von diesem überwunden und getödtet.

Dieser Eumolpus nun war also der Stifter der Eleusinischen Mysterien, oder des für den Land- und Obstbau so höchst wohlthätigen Institutes, dessen Feier und Einrichtung nach Rambach und Potter folgende war.

„Die Celäer und Phliasier begiengen dieses Fest alle vier Jahre, auch die Pheneater, Lacedämonier, Parrhasier und Kretenser feierten es, vornehmlich aber die Athenienser. Sie wiederholten es alle fünf Jahre zu Eleusis, einem Kanton im Attischen Gebiete. Von hier wurde es unter Kaiser Hadrian nach Rom verlegt *), und es war unter der Regierung des ältern Theodosius noch nicht ganz abgeschafft. Es war das berühmteste und geheimnißvollste Fest in ganz Griechenland, daher es auch oft im vorzüglichen Sinn Mysterien (Geheimnisse) ohne Beyfügung irgend eines andern Unterscheidungszeichen genannt wurde. Die dabey üblichen heiligen Gebräuche wurden mit einer so abergläubischen Sorgfalt geheim gehalten, daß man von dem, der das Geringste davon entdeckte, glaubte,

*) Schon vor ihm wollte der Kaiser Klaudius es nach Rom verlegen; und es scheint seinem Lebensbeschreiber Sueton in dem Leben des Klaudius zu Folge, als ob ihm dieser mysteriöse Kultus zur Beförderung des Ackerbaues sehr nöthig gedünkt habe.

er habe die göttliche Rache wider sich aufgefodert, in-
 deß man es für unsicher hielt, mit ihm in einem Hause
 zu wohnen. Ein solcher wurde daher als ein öffentli-
 cher Verbrecher gegriffen, und zum Tode verurtheilt *).
 Alles, was dabey vorkam, enthielt irgend ein verbor-
 genes Geheimniß. Ceres selbst, welcher nebst ihrer
 Tochter Proserpina dieses Fest heilig war, wurde
 nicht bey ihrem Namen genannt; sondern sie hatte die
 ungewöhnliche Benennung Bekümmerniß, welche
 von Kummer oder Betrübniß hergeleitet zu seyn scheint,
 um dadurch die bekümmernde Sorge anzudeuten, die
 sie über den Verlust ihrer Tochter hatte, als Pluto sie
 raubte. Die Geheimhaltung dieser Feierlichkeit war
 nicht allein im Attischen Gebiet, sondern auch in al-
 len griechischen Staaten, wo sie üblich war, nur nicht
 in Kreta, so nachdrücklich geboten, daß wenn irgend
 Jemand, der dazu nicht gesetzmäßig eingeweiht war,
 entweder aus Unwissenheit oder aus Irrthum den My-
 sterien beywohnte, er zum Tode verurtheilt wurde **).
 Nach der Meynung Einiger ist dieses Fest von der Ceres
 selbst angeordnet worden, als sie zur Zeit einer quä-
 lenden Hungersnoth die Athenienser mit Korn versorgt
 hatte. Andere schreiben beydes dem Könige Erech-
 theus zu. Noch Andere wollen, daß Musäus, der
 Vater des Eumolpus, oder Eumolpus selbst, der Stif-
 ter derselben sey."

*) Diagoras Melius, ein Philosoph, machte diese Mysterien
 bekannt, und beurtheilte sie zu ihrem Nachtheile. Die Athe-
 nienser versprachen daher demjenigen ein Talent, der ihn er-
 morden, und zwei dem, der ihn lebendig in ihre Hände lie-
 fern würde.

**) Es durfte durchaus kein Uneingeweihter den Tempel der Ceres
 betreten. Einst thaten dieses zwei ausländische Jünglinge,
 und dieß noch dazu aus Unwissenheit. Man tödtete sie, und
 dieß veranlaßte einen Krieg der Athenienser mit dem König
 Philipp von Mazedonien.

Alle und Jede wurden ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters zu diesen Mysterien eingeweiht; und nicht Athenienser allein, sondern auch alle Griechen. Es war auch keine gleichgültige Sache, ob sie dazu eingeweiht seyn wollten oder nicht. Die bloße Vernachlässigung dieser Einweihung wurde als ein abscheuliches Verbrechen angesehen; so daß auch dieser Umstand mit in der Anklage vorkam, um derentwillen Sokrates zum Tode verurtheilt wurde. Man glaubte von allen Eingeweihten, daß sie sich unter einem unmittelbaren Schutze und Obhut dieser Göttinnen befänden, und daher glücklicher und sicherer lebten, als andere Menschen. Ja man meynete, daß die wohlthätige Wirkung hiervon sich nicht nur über das gegenwärtige Leben verbreite, sondern daß man auch nach dem Tode einen weit höhern Grad der Glückseligkeit genieße, und zu den ersten Plätzen in den Elyseischen Gefilden gelange.

Da also die wohlthätigen Folgen der Einweihung für so ausserordentlich gehalten wurden; so ist es kein Wunder, wenn man in Ansehung der Personen, die dazu gewählt wurden, sehr behutsam war. Man schloß daher von diesen Mysterien diejenigen aus, die der Zauberey odersonst eines verabscheuungswürdigen Verbrechens überwiesen waren, oder eine Mordthat, auch wider ihren Willen, verübt hatten. Und obgleich in spätern Zeiten alle Personen, nur die Ausländer nicht, zugelassen wurden; so schlossen die Athenienser in den ersten Zeiten alle Fremdlinge aus, d. i. alle die, die nicht Glieder ihres Staates waren. Bey einigen außerordentlichen und ganz vorzüglichen Personen fand eine Ausnahme statt, z. E. beym Herkules, Kastor, Pollux und Aeskulapius, die aber, wie Einige meynen, vorher erst das Bürgerrecht bekommen und von gewissen Bürgern adoptiret wurden. Doch wurden diesen nicht die großen Geheimnia-

se *), sondern die kleinen, eröffnet. Die letztern hatten folgenden Ursprung. Zu einer Zeit, da die Athenienser die gewöhnliche Feierlichkeit begiengen, kam Herkules des Weges, und begehrte eingeweiht zu werden. Weil aber nach den Gesetzen kein Fremder zu diesem Vorrechte gelassen werden durfte, und man gleichwohl dem Herkules wegen seiner großen Stärke und Dienste, die er den Atheniensern geleistet hatte, nicht gerne eine abschlägliche Antwort geben wollte, so sann Eumolpus auf ein Mittel, das Verlangen des Heroen ohne Verletzung der Gesetze zu befriedigen. Das that er auf die Art, daß er eine andere Feierlichkeit anordnete, die man die kleinen Mysterien nannte. Diese wurden nachher im Monat Anthesterion zu Agrä, in der Nähe des Flusses Ilissus, begangen; da hingegen die großen Geheimnisse im Monat Bondromion zu Eleusis, davon Ceres den Namen Eleusinia hatte, begangen wurden. In spätern Zeiten wurde das kleine Fest als eine Zubereitung zum größern gebraucht. Denn niemand wurde zu dem letztern eingeweiht, bevor er nicht bey dem kleinern war gereinigt worden. Diese Reinigung war also beschaffen: Man hielt sich neun Tage hindurch von aller Befleckung entfernt, und lebte keusch. Dann opferte man, und betete, wobey Blumenkränze getragen wurden. Unter die Füße wurde Jupiters Haut gelegt, worunter nichts anders als die Haut eines dem Jupiter geopfertem Thieres zu verstehen ist. Die Person, die dabey behülflich war, hieß Hydranos von dem griechischen Worte Wasser, weil bey den meisten Reinigungen Wasser gebraucht wurde. Die zu den kleinen Mysterien Eingeweihten wurden Mysten genennt.

*) Das große Fest der Ceres wurde alle fünf Jahre zu Eleusis begangen; das kleinere hingegen wurde jährlich zu Agrä gefeiert. Es fielen also zwischen zwei großen Festen allemal vier kleinere.

Ohngefähr ein Jahr nachher wurde der Ceres ein Schwein geopfert, und wenn dieß geschehen war, so wurden sie zu den großen Mysterien gelassen. Die geheimen Gebräuche derselben wurden ihnen, bis auf einige wenige, die den Priestern allein bekannt waren, frey entdeckt, und es hießen daher die, welche zu den großen Mysterien eingeweiht wurden, Epopeten, Zuschauer oder Augenzeugen. Mit dieser Einweihung gieng es also zu. Die Einzuweihenden wurden mit Myrthen bekränzt, und zur Nachtzeit in den mystischen Tempel geführt. Das war ein so großes und geräumiges Gebäude, daß es von dem weitläufigsten Theater an Gröfse kaum übertroffen wurde. Bey ihrem Eintritt in diesen Tempel reinigten sie sich, indem sie ihre Hände in heiligem Wasser wuschen. Dabey wurde ihnen zugleich die Ermahnung gegeben, sich mit einem reinen und unbefleckten Gemüthe darzustellen, ohne welches die äusserliche Reinigung des Leibes auf keine Weise angenehm seyn würde. Hierauf wurden ihnen die heiligen Mysterien aus einem Buche vorgelesen, das Petroma hieß, von dem griechischen Worte ein Stein, weil dieses Buch aus zween mit einander genau verbundenen Steinen bestand *) Der Priester, der sie einweihete, und Hierophant hieß, legte ihnen alsdann gewisse Fragen vor, z. E. ob sie gefastet hätten? u. s. w. worauf sie nach einer gewissen Vorschrift antworteten, wie Meursius in seiner Abhandlung von den Eleusinien, auf welche ich die Leser verweise, gezeigt hat. Wenn dieß geschehen war, so zeigten sich ihnen seltsame und Erstaunen erregende Gegenstände. Bald schien der Ort, in welchem sie sich befanden, sich herum zu drehen. Bald wurde er mit einem hellstrahlenden Licht und mit einem blitzenden Feuer erfüllt, und dann wieder mit

*) Dieses wären ja beinahe die zwei steinernen Mosaïschen Tafeln.

einer schwarzen und schauernden Finsterniß bedeckt. Bald setzte Donner und Blitz, bald ein fürchterliches Getöse und Brüllen, bald schreckliche Gestalten die zitternden Zuschauer in Erstaunen. Bey diesem allen gegenwärtig seyn, und es selbst mit ansehen, hieß Autopsie. Zuletzt wurden sie entlassen mit den Worten Koynx, Ompax. Die Kleider, in welchen sie eingeweiht wurden, hielt man für heilig, und zur Abwendung eines Uebels für eben so kräftig, als Bezauberungen. Nie wurden sie daher abgelegt, als bis sie ganz verbräucht und zerrissen waren. Und auch dann pflegte man sie nicht wegzuwerfen, sondern man machte Windeln für die Kinder daraus, oder man heiligte sie der Ceres und Proserpina.

Die Hauptperson, die bey der Einweihung beschäftigt war, war der Hierophant. Er mußte allemal ein atheniensischer Bürger seyn, und behielt sein Amt lebenslang. (Unter den Celäern und Phlasiern resignirte er nach Verlauf von vier Jahren, und also so oft dieses Fest von neuem gefeiert wurde.) Er mußte sich ausserdem dem Gottesdienst ganz widmen, und ein keusches und eheloses Leben führen. Zu dem Ende mußte er sich mit Schierlingssaft bestreichen, der durch seine ausserordentliche Kälte das natürliche Feuer größtentheils dämpfte. Er hatte drey Assistenten. Der erste hieß, von seinem Amte, der Fackelträger, und er konnte sich verheyrathen. Der andere wurde der Herold genannt. Der dritte diente beim Altar. Der Hierophant stellte, nach der Deutung einiger, den großen Schöpfer aller Dinge, der Fackelträger die Sonne, der Herold den Merkur, und der dritte den Mond vor.

Ausserdem gab es noch einige Personen, deren Pflicht es war, dahin zu sehen, daß alles dem Herkommen gemäß verrichtet wurde. Dahin gehört zuvörderst der König, der einer von den Archonten war, und die Pflicht hatte, theils bey dieser Feyerlichkeit

zu beten und zu opfern, theils zu verhüten, daß nichts unanständiges und unregelmäßiges begangen wurde, theils den Tag nach geendigten Mysterien den Senat zu versammeln, und alle, die sich dabey eines Vergehens schuldig gemacht hatten, in Untersuchung zu nehmen. Ferner gab es vier Curatören, die das Volk erwählte. Der eine wurde aus der heiligen Familie der Eumolpiden, der andere aus der Familie der Cecrycum, und die beyden übrigen aus der Zahl anderer Bürger genommen. Endlich waren auch zehn Männer, die bey dieser und einigen andern Feyerlichkeiten dienten, und die Opferer hießen, weil opfern ihr Geschäft war.

Es ist schon gesagt worden, daß dieses große Fest im Monat Bondromion ist begangen worden. Es dauerte neun Tage. Am funfzehnten des genannten Monats nahm es seinen Anfang, und endigte sich am drey und zwanzigsten. Während dieser Zeit durfte niemand einen andern gefänglich einziehen, oder eine Bittschrift überreichen. Wer dawider handelte, wurde um tausend Drachmen, oder wie andere sagen, am Leben gestraft. Keiner von denen, die eingeweiht waren, durfte auch auf einem zugedeckten Brunnen sitzen, oder Bohnen und Wiesel essen. Wenn irgend eine Weibsperson in einem Wagen nach Eleusis fuhr, so mußte sie vermöge einer Verordnung Lykurgs sechstausend Drachmen erlegen.

Der erste Tag hieß eine Versammlung, vermuthlich weil sich an diesem Tage die Verehrer der Ceres und Proserpina versammelten.

Der andere hieß: an's Meer ihr Eingeweihten! Ohne Zweifel wurde an diesem Tage befohlen, sich am Meer zu waschen und zu reinigen.

Am dritten Tage wurden Opfer dargebracht. Sie bestanden vornehmlich in einem äxonischen Fisch, der im Griechischen Trigle heißt, und in Gersten von Rharium, einer Feldflur bey Eleusis, wo dieses Ge-

traide zuert gesäet wurde. Diese Opfer wurden für so heilig gehalten, daß selbst Priester keinen Antheil davon bekamen, welches sonst bey andern Opfern üblich war.

Am vierten Tage wurde eine feyerliche Procession angestellt, wobey der heilige Korb der Ceres auf einem geheiligten Wagen geführet wurde. Die wimmelnde Menge des Volks rief dabey, indem es nachfolgte: Heil dir Ceres! Alsdann folgten gewisse Weibspersonen, die Korbträgerinnen hießen. In den Körben, die sie trugen, war Sesam, gekrämpfte Wolle, einige Körner Salz, eine Schlange, Granatäpfel *), Rohr, Epheuzweige, gewisse Kuchen, Mohn u. s. w.

Der fünfte Tag hieß der Fackeltag, weil in der darauf folgenden Nacht Männer und Frauen mit Fackeln in der Hand umher liefen. Man pflegte auch der Ceres Fackeln zu widmen, und einer wetteiferte mit dem andern um den Vorzug, die größte zu geben. Es geschah zum Andenken der Reise der Ceres, auf welcher sie mit Hülfe einer in den Flammen des Aetna angezündeten Fackel die Proserpina suchte.

Der sechste Tag wurde Jacchus genannt, vom Jacchus, dem Sohn Jupiters und der Ceres, der mit der Fackel in der Hand die Göttin begleitete, als sie die Proserpina aufsuchte. Seine Statue trug daher eine Fackel in der Hand. Man führte diese Statue vom Ceramicus nach Eleusis in einer feierlichen Procession, die nach dem Namen des Heroen Jacchus hieß. Die Begleiter derselben trugen Myrthenkränze auf ihren Häuptern, womit auch die Statue selbst bekränzt war. Sie wurden Jacchus-Führer genennt, und so lange der Zug dauerte, tanzten sie, und sangen, und schlugen ehernen Kessel. Der Weg, auf welchem sie aus der Stadt Eleusis zogen, hieß der heilige Weg. Der Ruhe-

*) Wahrscheinlich bezogen sich die Schlange und die Granatäpfel auf Herkules Zug nach dem Garten der Hesperiden.

platz hieß der heilige Feigenbaum, von einem Feigenbaume, der daselbst gewachsen war, und, so wie alles, was zu dieser Feierlichkeit gehörte, für heilig gehalten wurde. Man pflegte auch auf einer über den Fluß Cephissus gebauten Brücke auszuruhen, und zur Lust mit den Vorübergehenden Scherz zu treiben. Wenn man über die Brücke gekommen war, so gieng man nach Eleusis. Der in diesen Ort führende Weg hieß der mystische Eingang.

Am siebenten Tage wurden Spiele angestellt. Die den Preis dabey erhielten, bekamen zur Belohnung ein gewisses Maass Gersten, welches Getraide in Eleusis zuerst war gesäet worden.

Der achte Tag hieß Epidauria, weil es sich einst zutrug, daß um des Aesculapius willen, der von Epidauros nach Athen kam, und gern eingeweiht seyn wollte, die kleinern Mysterien wiederholt wurden. Daher ward es gebräuchlich, sie an diesem Tage noch einmal feierlich zu begehen, und diejenigen einzuweihen, die noch nicht zu diesem Vorrechte gelangt waren.

Der neunte und letzte Tag des Festes hieß der Tag der irdenen Gefäße. Denn man pflegte zwey solcher Gefäße mit Wein anzufüllen, und eins davon gegen Morgen und das andere gegen Abend zu stellen. Nachdem gewisse mystische Worte dabey hergesagt waren, so wurden sie beyde umgestossen, und der auf die Erde fließende Wein als ein Trankopfer geopfert.

Die bis hieher nach Meursius und Potter mit Erklärungen von Rambach gegebene Darstellung der Eleusinischen Mysterien, als eines vorzüglich zur Beförderung des Land- und Obstbaues eingerichteten Institutes, wird nun vorzüglich durch die Beschreibung eines alten Vasen-Gemäldes bestätigt, welche wir zu besserer Einsicht in das Wesen dieses Institutes sogleich hier folgen lassen. Aus ihr wird jeder leicht sehen können, daß Obstkultur die Hauptvorstellung auf ihr mit ausmacht.

Dieses

Dieses Gefäß von Onyx *) war ehemals, bey der Eroberung von Mantua, von Franz Albert, Herzog von Niedersachsen, und Obergeneral der Kaiserlich-Oestreichischen Truppen, für hundert Dukaten von einem gemeinen Soldaten erkaufte worden, der es zur Beute in der eroberten Stadt gemacht hatte. Man nannte es daher das Mantuanische Gefäß. Zu des Verfassers der Beschreibung desselben (Eggelings) Zeiten befand es sich in der Kunst- und Gemälde-Sammlung des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, Ferdinand Alberts, an den es durch seine Mutter Sophia Elisabeth, einer Tochter der Herzogin von Mecklenburg-Güstrow, Christina Margaretha, welche die Gemahlin Ferdinands Alberts war, gekommen war. Die erstgenannte Fürstin hatte dem Herzog dieses Gefäß als eine Art von Prälegat in ihrem Testament zuge- dacht, und es wurde dasselbe gegen 150000 Reichs- thaler am Werth geschätzt.

Das Gefäß ist aus einem einzigen Onyx gearbeitet, und von einer beträchtlichen Gröfse; ohne Zweifel ist es schon in dieser Hinsicht das einzige in seiner Art. Nach Eggelings Urtheil sollen die auf demselben eingegrabenen Figuren eine Art von kompendiöser Darstellung der gesammten heidnischen Theologie in den Eleusinischen Mysterien enthalten. Ihm ist es eines von den Gefäßen, die man mit dem technischen Ausdruck Gutta benannte, weil man aus diesen den Wein bey heidnischen Opfern tropfenweise fließen ließ: er gesteht aber offenherzig, daß er weder die Zeit, noch den

*) Die Abhandlung, die Eggeling darüber schrieb, hat folgenden Titel: „Mysteria Cereris et Bacchi in vasculo ex uno Onyche-Serenissimi et Reverendissimi Principis ac Domini, Du, Ferdinandi Alberti, Ducis Brunsvicens. ac Luneburg. per epistolam ad eundem evoluta, à Johanne Eggelingio, Reipublicae Bremens. Secretario. Brem. 1682. in 4.

Ort anzugeben vermöge, wo es gearbeitet worden. Indessen schließt er aus einer Stelle des Appian, daß dasselbe einstens wohl im Besitz des Mithridates, Königs von Pontus, der von Pompejus dem Großen überwunden wurde, gewesen seyn möge. Denn in dieser Stelle erzählt eben gedachter Schriftsteller, daß in Tauris, der Stadt des überwundenen Königs, gegen zweytausend Gefäße gefunden worden wären, die aus Onyx bestanden hätten. Nach Plinius brachte Pompejus zuerst Porzellan-Gefäße nach Rom, als er den dritten Triumph - Aufzug hielt, und widmete sechs Gefäße dem Kapitolschen Jupiter *). Zu Folge eben dieses Schriftstellers war Mithridates ein großer Liebhaber aller mysteriösen Kunstdarstellungen aus dem Alterthum, besonders wenn sie den Bachus betrafen.

Zwey goldene Ringel theilen das Gefäß in Drey Abschnitte, von denen der mittlere wieder in Drey Abtheilungen besteht. In der ersten Abtheilung des mittlern Segments, welche eine Art Sacellum darstellt, befinden sich vier Personen; zwey erwachsene und zwey kleine. Ueber diese giebt Eggeling folgende Erklärung. Die erste Figur, die zwar bekleidet ist, aber doch die rechte Schulter mit Brust und Füßen entblößet trägt, scheint ihm die Proserpina zu seyn, welche mit der linken Hand einen blühenden Mohnstengel empor hält; die andere, welche zwey Fackeln führt, ist ihm die Ceres, die nach der mythischen Vorstellung ihre vom Pluto geraubte Tochter Proserpina mit Fackeln, die sie im Aetna sich ansteckte, suchte; die dritte weibliche Figur, welche Obst in einem Korbe trägt, ist die Pomona, und die vierte, eine männliche Figur, mit einer Vitta um das Haupt, übrigens

*) L. XXXVII. C. 11. Pompejum tertio triumpho, quem Mithridate victo egerit, primum in urbem murrhina (Porzellangefäße) induxisse, primumque eum sex pocula Capitolino Jovi dicasse.

ober nackend, ist ihm Vertumnus, der Gemahl Pomona.

In der zweyten Abtheilung des mittleren Segments befinden sich ebenfalls vier Figuren. Die erste von diesen ist, nach Eggeling, die Ceres; die auf einem mit Schlangen bespannten Wagen sich befindet, und in der rechten Hand etwas hält, welches Eggeling in dem mythologischen Theile seines Briefes für den äußern Theil der weiblichen Schaam hält *). Die zweyte ist Triptolem, der gleichfalls mit der Ceres im Wagen steht, und die Schlangen an Zügeln lenkt: denn es hatte ja nach der Fabel, Triptolem, als ihm von der Ceres die Kunst des Säens beygebracht worden war, diesen Wagen mit der geflügelten Schlange bespannt, erhalten, damit er sein Geheimniß den Erdbewohnern desto schneller verkündigen konnte. Die dritte vor dem Wagen liegende Figur ist Bachus, und zwar halb nackend, der sich mit der Linken auf den umgestürzten mystischen Kasten stützt, der mit Weintrauben angefüllt ist. Die vierte Figur, der über dem Bachus schwebende Jüngling, ist der Zephyr, der Beförderer der Fruchtbarkeit, welcher, nach Klaudian, die Erde mit seinem Thau beschwängert.

*) Unstreitig hat wohl dem guten Eggeling die Bekanntmachung dieser seiner Konjektur mehr Pein verursacht, als das Auffinden derselben! Man höre, wie schaamroth er sich hierüber gegen seinen Fürsten, an den sein Brief gerichtet war, ausdrückt. Er sagt: „et quidem si tu, princeps indulgentissime, permiseris, dixerim, sed non nisi operto capite, et submissa honoris praefatione -- naturam esse -- sive genitale arvom.“ Drollig genug aber ist es, daß der Leipziger Beurtheiler dieser Eggelingischen Abhandlung so sehr von dieser Vorstellung abweicht, daß er das genitale arvom für ein männliches Glied hält. Nach meiner Meynung stellt aber das punctum quaestionis nichts anders als ein keimendes Saatkorn vor, und hierinnen werde ich unterstützt von Apollod. L. 1. C. 5. §. 1.

In der dritten Abtheilung kommen wieder vier Figuren vor: Drey weibliche nämlich und eine männliche. Eggeling zu Folge sind sie griechische Priester mit Vitten um den Köpfen. Die erste von diesen bringt der Ceres ein Schwein in der rechten Hand, und einen Mohnstengel in der Linken zum Opfer dar. Beyde Opfergeschenke nämlich, die Virgil auch die Cerealien nennt, pflegte man der Ceres darzubringen. Ein Schwein, weil dieses durch das Aufwühlen des Bodens vielleicht Anlaß zum Furchenziehen, zum Ackern, gegeben hatte; Mohn, weil dieser durch seine Gestalt und seinen unzählbaren Saamen die Erde gut vorstelle. Die zweyte Figur oder die zweyte Priesterin, führt einen weissen Bock oder einen Widder an den Hörnern, und trägt in ihrer Linken eine Schaafe mit Weintrauben und Birnen. Die dritte sitzt, und hält auf ihrem Schoose einen mit allen Arten von Obstfrüchten angefüllten Fruchtkorb, und in ihrer Rechten eine Kornähre. Die vierte Figur, ein Jüngling, der auf seinem Kopfe eine Wanne trug, die mit Obstfrüchten angefüllt war, schiendem Eggeling der Phyteles zu seyn. Er steht neben einem Baum, welcher dem Anscheine nach ein Feigenbaum ist. Denn jenem soll die Ceres für die freundschaftliche Bewirthung, die sie bey ihm fand, den Feigenbaum zum Geschenke gemacht haben, wie Pausanias erzählt.

Nach dieser Erklärung der Figuren selbst kömmt nun Eggeling zur Erklärung der Gefäße und Instrumente, die man in dem untern Kreise des Gefäßes erblickt. Hier sieht man nun zuerst einen Korb, dem Anscheine nach mit Brod angefüllt, das vielleicht aus Mohn bereitet war; darauf zwey quer über einander gelegte Fackeln: denn der Fackeln pflegte man sich in den Eleusinischen Mysterien sehr häufig zu bedienen; dann folgt wieder ein Korb, das jedoch, wegen der Oeffnung, aus der das Opfer-Wasser durch eine goldene Röhre gelassen wurde, nicht mehr erkannt wer-

den kann. Dann kommen Flöten, gleichfalls bey den Opfern sehr gebräuchlich, und ein Bacchus-Kopf, der auf einem Syrinx ruht. Im Grunde sieht man auch eine Opferschüssel und einen kleinen Krug, alles Opfergeräthschaften. Endlich ist noch ein Sack voll Obstfrüchte abgebildet, und der mystische Kasten, auf dem ein Drache sitzt, und an dem ein alter Kopf, nach Eggelings Silen,*) angearbeitet ist. Ein Bündel von Thyrsus-Stäben läßt sich noch dabey erblicken.

In dem obern Kreise sieht man eine bänderartige Einfassung, die aus in einander geflochtenen Zweigen, Obst, Kornähren und Ochsenköpfen besteht.

Nun fügt Eggeling noch eine mythologische Auflösung aller dieser Vorstellungen bey. Er zeigt, daß sie das Hauptsächlichste der Theosophie der ältesten griechischen Religion enthalte. Da nämlich nach derselben die Sonne für das Schönste und Nützlichste, die Erde für das Wohlthätigste unter allen Dingen gehalten ward, so hielt man jene für den Vater und diese für die Mutter aller Götter und Menschen, und ehrte dadurch verschiedene Opfer. Bacchus war nun ihnen, nach Eggelings Meynung, die Sonne, der man die Schlange als Attribut gab, um dadurch anzudeuten, daß sie die Menschenkörper durch ihre belebende Kraft wieder also verjünge, wie die Schlange wieder jung werde, wenn sie ihre Haut abgelegt hat. Die Erde wird durch die Ceres angedeutet, deren Fruchtbarkeit nicht bloß durch die weiblichen Schaamtheile, sondern auch durch die vielen Fruchtkörbe mit Obst u. s. w. angezeigt wird. Eggeling erklärt auch die vier Figuren für die vier Jahreszeiten. Nach seiner Meynung bedeutet die bekleidete

*) Sollte dieser Kopf nicht vielleicht den Kopf des Herkules, die in dem Sacke oder Korbe befindlichen Früchte die von diesem Helden aus dem Garten der Hesperiden geholten Obstfrüchte, und die Schlange den von diesem Helden erschlagenen Drachen, den Bewächter jenes Gartens vorstellen? —

Cerés mit der Fackel, den Winter; die entblößte Proserpina mit dem Mohn in der Hand, den blühenden Frühling; der entblößte Vertumnus, den Sommer; und die Pomona, den Herbst. Ja auch sogar die vier Elemente will er in ihnen finden. In der Ceres nämlich die Erde; in dem Triptolem das Feuer; in dem Bacchus das Wasser; und in dem Zephyr die Luft. Uebrigens soll der auf den mystischen Kasten gestützte Bacchus die ländliche Sicherheit vorstellen, der nackte Bacchus aber das Lascive der Sitten durch den Trunk, oder auch die am Tage die Erde beleuchtende, in der Nacht aber sich verbergende Sonne.

U r g e s c h i c h t e.

Zweyter Zeitraum.

Von den Zeiten des Homer oder Salomoh bis zu
Alexandern den Größen.

von 2900 — 360.

750 J.

I n n h a l t.

Homer.

Garten des Alzinous auf der Insel Korocyra im Lande der Phäaker. Garten des Laertes auf der Insel Ithaka. Vorstellung des Weinbaues auf dem Schilde des Achilles. Verschiedene Weinarten, Weinmuß und Weingefäße zu Homers Zeiten.

Hesiodus.

Zeit der Beschneidung des Weinstockes, Vorstellung des Weinbaues auf dem Schilde des Herkules.

Drako's

Gesetze über den Obstbau.

Obstbau in Palästina zu Salomoh's Zeiten.

Der Maulbeerbaum. Der Feigenbaum. Der Mandelbaum.
Der Granatapfelbaum. Nüsse.

At ex agricolis et viri fortissimi et milites strenuissimi gignuntur, maximeque pius quaestus, stabilissimusque consequitur, minimeque invidiosus: minimeque male cogitantes sunt, qui in eo studio occupati sunt.

Cato de re r. L. I. C. 1.

Freyer von der Hülle der griechischen Fabel, tritt die Geschichte der Obstkultur in diesen Zeitraum. Jedoch noch erscheint sie bloß bey Dichtern und in dem Gewande der Dichtung. Es sind nur kurze Bruchstücke von ihr, die beyläufig in ihnen vorkommen. Entweder bey Schilderungen großer, zum Vergnügen und zur Wollust eingerichteter Königshöfe, oder bey Darstellungen von Werken der Kunst, so wie die Phantasie dieselben vorbildete; oder bey Erzählungen von Trinkfesten der alten Helden. — Einsame verlassene Bruchstücke — welche sich nur nach vielem Suchen aufsammeln und bloß als kurze Nachrichten benutzen lassen!

Wir erfahren aber doch aus ihnen so viel, daß die Bemühungen des Bacchus, der Eumolpen, und des Herkules *) zur Verbreitung der Obstkultur in Griechenland nicht ohne großen Vortheil gewesen sind. Vor denselben läßt sich sehr gut annehmen, daß Obstfrüchte in Griechenland weder gekannt, noch im Gebrauche waren. Wie lange zwar der Zeitraum, der seit der Rückkehr des letztern dieser Helden mit den goldenen Früchten bis zum Homer, den jonischen Sänger, und Hesiod, den Dichter aus Askra, verfloß, gedauert habe, dieses weiß man nicht: denn in der Mythenwelt läßt sich keine genaue Zeitrechnung finden; aber so viel ist gewiß: in diesem Zeitraum hatte sich der Obstfruchtbau und Weinbau nicht bloß über den festen Theil Griechenlands, sondern auch über die Inseln verbreitet. Ja vorzüglich die Inseln sind es, deren

*) Ueber diese mythische Personen habe ich mich schon oben erklärt, so, daß es also wahrscheinlich hier keiner weitern Erläuterung bedarf, wie es mit ihnen, als einzelnen Beförderern der Obstkultur zu nehmen sey.

Homer in dieser Rücksicht erwähnt. Und dieß kam vielleicht daher, weil Homer entweder die Inseln besser kannte; oder weil auf den Inseln, die durch ihre Lage und die ernährenden Dünste des sie umgebenden Meeres sehr fruchtbar gemacht wurden, die Obstkultur besser gedieh; oder weil Homer, wenn ihn sein Genius zu einer Beschreibung der Pracht eines Hofes führete, diesen auf Inseln angab, und dann hier nur des Obstbaues gedachte. Man sieht aber doch daraus, daß Obstpflanzungen in der damaligen Zeit für ein sehr werthes Stück der Kultur gehalten wurden.

Auffallend ist es, daß Homer, ein Klein-Asiate höchstwahrscheinlich von Geburt, wie doch ein großer Theil des Alterthums bis auf unsre Zeit herab glaubte, nicht eine bestimmtere Meldung von dem Zustand der Obstkultur an Kleinasien's Küsten thut, wo sich ihm doch sehr viele Gelegenheit dazu darbieten mußte. Nur sehr selten kömmt eine Angabe einer Frucht, eines Baums, eines Weins aus jenen Ländern in seinen Dichtungen vor. Er gab uns eine ziemlich genaue Beschreibung von Troja, und von dem Hofe des Priamus; aber er gedenkt keines Gartens bey demselben; wie doch dieses in der Beschreibung des Königshofes des Alzinous und des Landguthes des alten Laertes der Fall war. Von seinen Trojanischen Helden sagt er nur selten, daß sie Obst lieben und Wein trinken. *) Ja für die Trinkgelage der griechischen Streiter in das Lager vor Troja läßt er griechischen Pramnischen Wein kommen. Diese also, welche doch sonst unter den Vortheilen des Krieges keinen andern als das Beutemachen, und zwar von sehr genießbaren Dingen, kennen, können nichts von lebenerquickendem Wein in dem von ihnen eroberten Lande aufreiben. Zum wenigsten sagt Homer uns nichts davon. — Auffal-

*) Nur in dem zwölften Gesange der Ilias findet sich eine Nachricht von einer Provinz Kleinasien's, Lyzien, in der des Obstbaues Meldung gethan wird. Sarpedon, ein Lyzier, nem-

lend ist es, daß er der Obstkultur in einem Lande so wenig gedenkt, von dem sie doch nachher vorzüglich ausgieng; das dem Mutterlande aller Obstbaumzucht, den Gegenden am Ural, dem glücklichen Kaukasien, dem fruchtbaren Persien so nahe lag; in dessen Nähe nachmals Theophrast lebte, der Vater aller Pomologie, als Wissenschaft betrachtet; aus dem noch der Römer in spätern Zeiten vortreffliche Obstsorten holte. — War entweder jenes Kleinasien zu seinen Zeiten noch zu wenig angebaut, als daß Homer etwas Erhebliches davon hätte sagen können? Oder kannte Homer sein Vaterland zu wenig?

Zwar von ihm kann nicht gefordert werden, daß er eine statistische Beschreibung der Länder gebe, welche sein dichterischer Genius leichten Fußes berührt; indessen, er giebt doch sonst alles so genau an; woher kam es nun, daß er es hier so wenig that? — Wäre vielleicht in diesem Falle, die Auflösung unsers Räthsels die?

Ob schon Griechenland von den eigentlichen Mutterländern der Obstbaumzucht weit entfernt war, so hatte es doch weit früher Obstfrüchte und Obstkultur

lich will die Brustwehr der Griechen durchbrechen, er wendet sich an Glaukos, und spricht Folgendes:

Glaukos, warum doch ehrt man uns so herrlich vor andern
Immer an Sitz, an Fleisch, und vollgegoßenen Bechern
Heim im Lykier-Land, umher wie auf himmlische blickend?
Und was baun wir ein großes Gefild' am Ufer
des Xanthos

Prangend mit Obst, mit Trauben, und Weizen-
besäeten Aeckern?

Darum gebührt uns jetzt in der Lykier Waffengegetümmel
Dazusehn, und hinein in die brennende Schlacht uns zu
stürzen.

Was die inneren Provinzen von Kleinasien betrifft, so spricht Homer nur einigemals von Phrygien, als einem Lande, welches Weinbau habe.

als Jonien. . . Die Ursache davon war Herkules, der in jene fernen Gegenden drang, und nach Griechenland einige Früchte aus demselben brachte; das vordere, nach den Küsten zu gelegene Kleinasien aber, das einen solchen unternehmenden Mann nicht gehabt hatte, blieb arm daran. Allein, diese blieb es nur eine Zeitlang, ohngefähr nur bis zu den Zeiten des Trojanischen Krieges, und vielleicht noch einige Zeit darnach. Die Obstbaumzucht drang langsam aus den östlichen Gegenden, von Volk zu Volk, vorwärts, und zwar dies in ihrer ganzen Ausdehnung. Sie kam also zuletzt auch nach Kleinasien, aber lange nachher, als die Griechen schon im Besitz einiger Obstsorten waren. Nun waren aber die Griechen genöthigt, von den Joniern mehrere und bessere Obstsorten zu holen. Die wenigen Obstsorten, welche Herkules gebracht hatte, waren weder sehr vervielfältigt, noch auch merklich verbessert worden: die Kleinasiaten hingegen, waren nun in dem Besitz der vollkommenen Blüthe der Obstkultur. Und so geschah es denn, daß die Kleinasiaten, einst arm an Obstfrüchten im Verhältniß gegen die Griechen, den letztern aber am Ende zur besten Quelle in eben diesem Stücke dienen konnten.

Zuerst wollen wir nun das, was Homer uns giebt, zu benutzen suchen, und denn das Wenige, was sich im Hesiodus uns darbietet, anführen.

Homer.

Garten des Alzinous im Lande der Phäaker.

Nach der Erzählung des siebenden Buches in der Odyssee, war Ulysses auf seiner Heimreise von dem Kriege vor Troja, als weder der Liebreiz, noch die Versprechungen der Halbgöttin Kalypso ihn in ihren Umarmungen zurückhalten konnten, auf einem leichten, selbstgebauten kleinen Schiffchen bis zur Insel der Phäaker, dem ehemaligen Korcyra und heutigem

Korfu gekommen. Nicht weit mehr war er von ihr entfernt, als ein wüthender Sturm entstand, der ihn Schiffbruch leiden liefs. Mehrere Tage wurde er nun wie ein Wrak in der See herum geworfen, bis ihn eine Welle endlich noch glücklich an die Ufer der Insel nact, und entstellt anwirft. — Hier erblickt ihn die schöne mitleidswolle Tochter des Königs des Landes, die Tochter des Königs Alzinous, die mit ihrem Gefolge, gewisser häuslicher Geschäfte wegen, an die See gegangen war; er entdeckt sich ihr, und sie bringt ihn an den Hof ihres Vaters. Seine Tage sind hier Tage des Wohllebens; denn er befindet sich jetzt in dem prächtigsten Pallaste, den er nur je gesehen hat: seinen Gaum laben die wohlbesetzten Tafeln seines königlichen Wirthes; seine Ohren ergötzt anmüthiger Gesang; und sein Auge erfreut theils die gute Einrichtung und Schönheit der umliegenden Gegend, theils der Schmuck der Gemächer. So bewundert er denn auch den nahe liegenden vortrefflichen Garten. Die Beschreibung dieses Gartens findet man in dem vorhin genannten Gesange von Vers 112 an, und sie ist, nach der Vossischen Uebersetzung folgende:

Ausser dem Hof erstreckt ein Garten sich,
nahe der Pforte,
Eine Huf' ins Geviert'; und rings umläuft ihn
die Mauer.

Dort sind ragende Bäume gepflanzt mit laubi-
gen Wipfeln,

Voll der balsamischen Birne, der süßen Feig'
und Granate,

Auch voll grüner Oliven, und rothgesprenkel-
ter Aepfel. *)

*) Wörtlich getreu ist diese Uebersetzung nicht. Es sind in dieselbe mehrere verschönernde Züge gekommen, die im Homerischen Texte sich nicht finden. Homer spricht übrigens auch nicht von Früchten, sondern von Bäumen. Von einem

Diese tragen beständig im Jahr, nie mangelnd
des Obstes,

Nicht im Sommer noch Winter; von athmen-
den Westen gefächelt,

Knospen sie hier und blühen, dort zeitigen
schwellende Früchte.

Birne reift auf Birne, es röthen sich Aepfel
auf Aepfel.

Traub' auf Traube verdunkelt, und Feigen auch
schrumpfen auf Feigen.

Dort auch prangt ein Gefilde von edelem Wei-
ne beschattet.

Einige Trauben umher auf der Ebene hinge-
breitet

Dorren am Sonnenstrahl, und andere schnei-
det der Winzer,

Andere keltert man schon; hier stehen die
Herling' in Reihen,

Hier entblühen sie zuerst, hier bräunen sich
leise die Beeren.

Dort sind auch geordnete Beet' am Ende des
Gartens,

Reich an manchem Gewächs, und stets von
Blumen umduftet,

Auch sind dort zwei Quellen; die eine fließt
durch den Garten

Schlängelnd umher; und die andere ergießet
sich unter des Hofes

Schwell' an den hohen Pallast, woher sich
schöpfen die Bürger.

Siehe so herrlich schmückten Alzinous Woh-
nung die Götter.

Welch ein herrliches und genaues Gemälde des
ältesten Gartenbaues! schon behagend der Phantasie

athmenden Westwind und von schwellenden Früchten ist
im Texte nichts zu sehen.

als bloße Dichtung, und wenn ihr wirklich auch nicht das geringste Wahre zum Grunde läge; aber noch weit erfreulicher für den Pfleger des Obstbaums und Weinstockes, der an dem ältesten Schicksale desselben ein lebhaftes Interesse und an der Geschichte desselben ein vorzügliches Vergnügen findet! —

Wenn wir diese Beschreibung genauer durchgehen und jedes Einzelne in derselben aufmerksam betrachten, so läßt sich ohngefähr folgendes bestimmtes Bild von der Gewohnheit und Kunst der Alten in den ältesten Zeiten, ihre Gärten einzurichten, entwerfen.

Homer sagt, der Garten *) war ausserhalb des Hofes, und also nicht eingeschlossen von der Ringmauer, welche den Hof umgab. Gerade so, wie in unsern Zeiten, wo die Gärten, mag es auf Dörfern oder in Städten seyn, mehrentheils einen ganz abgesonderten Theil von der Hof- und Haus-Flur ausmachen. Jedoch, dieser Garten war auch nicht zu weit von derselben entfernt, er war ganz nahe an den Thoren des Hofes, und wahrscheinlich also gelegen, daß man sogleich aus den Thoren desselben in den Garten trat. Homer sagt ferner, daß er groß war; ja er ist ganz genau in der Bestimmung desselben — er giebt seine Größe auf vier Joche oder Acker an. Eine ansehnliche Größe, wo schon mancher schöner Fruchtbaum erzogen werden konnte. Aber dieser Garten stand nicht frey, er war kein bloßer mit Fruchtbäumen besetzter Platz, den Beschädigungen der Menschen und des Viehes ausgesetzt; sondern die erhaltende Sorgfalt der Menschen hatte ihn mit einem Zaun umgeben.

*) Homer nennt hier den Garten *ορχαρος*: deutsch: eine Reihengpflanzung, wo die Bäume nicht wild durcheinander, sondern in regelmäßiger Ordnung standen. Nach dem Scholiast Eustathius war dieses Wort entstanden entweder aus *ορχος*: eine Reihe; oder aus *ορχη*: gegrabenes Land; oder aus *ορχα*: eine gerichtete Pflanzung.

Hieraus läßt sich schon auf eine vorzügliche Kultur des Obstbaues schließen. Man hegte und pflögte die edeln Fruchtbäume, in deren Besitz man war. — Die Bäume, welche in demselben sich befanden, waren herrlich und hoch erwachsen. Auch dieses zeigt auf damalige schon hohe Kultur des Obstbaues hin. Die ersten Fruchtbäume nämlich waren, nach Androtion's Meynung heym Theophrast, und nach Theophrast's eigener Behauptung, anfänglich unansehnlich und klein, sie waren noch Staudengewächse. Selbst da noch, als man sie schon aus der Wildniß gebracht und gepflegt hatte, wollten sie nicht hoch erwachsen. Viele Zeit vergieng, ehe sie durch vieles Ausputzen und Schneiden zu einem Stamm sich bildeten, und folglich sich zu erheben vermochten. Die Insel Korfu, oder das Korzyra der Alten, muß also die vom Herkules nach Griechenland gebrachten Obstbäume bald erhalten und in dem Garten des Alzinous sie frühzeitig kultivirt haben. Er nennt nun auch diese Bäume. Sie sind: Birnbäume, Granat-Aepfelbäume, Aepfelbäume mit herrlichen Früchten, süße Früchte tragende Feigenbäume und immer grünende Olivenbäume. Dieß sind aber bloß Hauptgattungen von Fruchtbäumen; besondere Arten nennt er nicht: Entweder weil dazumal noch keine einzelne Sorten vorhanden waren, oder vielmehr, weil die dichterische Beschreibung ein solches Detail nicht zuließ.

Diese Bäume haben aber das Vorzügliche, daß sie nie von Früchten leer sind, sondern daß, wenn die einen reif werden, andere blühen, ansetzen, und an-

*) Von den Birnbäumen sagt Eustathius, daß sie bey den Alten mit dem allgemeinen Namen *oxyai* deshalb belegt worden wären, weil ihre Früchte in der ältesten Zeit, da sie noch nicht kultivirt genug waren, einen zusammenziehenden Geschmack gehabt hätten. Das Wort *oxyai* komme von *οξύς*: zusammenziehen, würzen.

dere abfallen. Sommer und Winter hindurch strotzen sie von milden Gaben; sie empfinden keinen Wechsel der Jahreszeit. Die Ursache davon ist, weil immer ein sanfter Westwind den Garten durchstreicht, wodurch theils Keime hervorgelockt, theils schon erwachsene Früchte mild gekocht werden. Dafs aber der Westwind diesen Garten durchstrich, diefs kam vielleicht daher, weil der Garten mit Sorgfalt und Vorsicht so angelegt war, dafs er Schutz vor Nord- und andern Winden hatte, und ihm die Aussicht gegen Westen hin offen stand. — Die Bäume waren ferner sehr tragbar; denn Birnen hängen auf Birnen, Aepfel auf Aepfeln; Beeren auf Beeren, Feigen auf Feigen. — Diefs war die Beschreibung des eigentlichen Obstgartens: nun beschreibt er auch den Weinberg, welcher sich gleichfalls mit in dem Einschlusse des Gartens befand.

Mit diesem Weinberge *) verhält es sich eben so, als mit den Obstfruchtbäumen. Der eine Theil des Weinberges wird erstlich noch von der Sonne ausgekocht, die Trauben sind hier noch nicht reif. Andere aber werden eben gelesen und andere sind schon gekeltert. Alles in der Stufenfolge. Homer sagt, der Weinberg war der Sonne sehr ausgesetzt, und lag in einer weiten Gegend **). Diese letztern Worte sagen wohl so viel: der Weinberg hatte Reihen von Stöcken, und diese waren in gehörigen Zwischenräumen also von einander entfernt, dafs Sonne und Luft

*) Nach Eustathius hatte Korcyra auch noch zu seiner Zeit das Lob, dafs es einen für das Aufbewahren sehr guten Wein erzeuge, da hingegen der Wein von Zakynthos und Leukadia, wegen des vielen in demselben enthaltenen Gypses den Kopf beschwere.

**) Vielleicht der Ort des Weinbergs, wo Ausbruch gemacht wurde. Eustath. erklärt das *βαλοπεδον* durch *ελης βοτρυς τοπος ψυκτης ταφυλων υπαιθριος ηλιω εκκλειμενος*.

den Zugang zu ihnen hatten. Nimmt man aber noch eine andere sich vorfindende Bedeutung des Wortes in dem Sinne »tief« an; so ergibt sich daraus, daß der Weinberg an einem Hügel angelegt seyn möchte, und dann bedeuteten die angeführten griechischen Worte so viel als: in Terrassen; sie hießen: eine herabsteigende tiefgehende Gegend. Diefs deutete nun schon auf eine vorzügliche Kultur des Weinbaues in jenen frühen Zeiten hin. — Damit die Stufenfolge in den Früchten des Weinberges vollständig angegeben wird, so sagt er: zunächst vor dem Ulysses stehen Weinstöcke, die erstlich Blüthen tragen, und andere, deren Blüthen auskriechen, u. s. w.

Indessen der Garten ist nicht bloß dem Nutzen und dem Gaum geweiht, sondern auch für die Belustigung des Auges ist gesorgt. Man hat das Nützliche und Angenehme mit dem Schönen verbunden. Es befinden sich nämlich in ihm wohlgeschmückte Gartenbeete — diels heist, Beete, die mit Blumen besetzt sind, und zwar mit allerley Arten von Blumen. Und auch auf diesen trifft man keine Spur der Veränderlichkeit, des Verwelkens an; sie bleiben das ganze Jahr hindurch schön, sie werden immerfort mit Blumen besetzt, welche zu blühen anfangen, wenn andere verblüht sind. Also auch hier schon die erste deutliche Spur von gepflegtem Blumenflor.

Damit der Garten immer fruchtbar und blühend erhalten wird, so laufen zwey Quellen durch ihn. Die eine derselben wässert den Garten, die andere aber geht in den Hof und giebt das Wasser zum häuslichen Gebrauche.

Welche reizende und vortreffliche Gartenanlage! Durchaus zeugend von Studium, Erfahrung, Einsicht und Geschmack. Durch sie wird mehr als ein Sinn befriediget: in ihr findet sich nicht das Nutzleere der bloßen Englischen Parks, noch das Geschmacklose der Bauerngärten in unsern Tagen. Wie viel weiter hät-

ten wir es denn bringen können, wenn wir die alten Griechen, die ältesten die wir kennen, auch hier stets zum Muster genommen hätten!

Dies waren die Gärten des Alzinous, die herrlich und nützlich eingerichtet waren: aber von beynahe gleicher Obstkultur zeugen nun auch die Anpflanzungen des alten Laertes, des Vaters vom Ulysses und Königs einst von Ithaka *), auf dieser Insel. Dieses Ithaka, das heutige Theaki, lag nicht weit von Koryra entfernt, aber mehr südlich; und daher konnten die Obstfrüchte auch in ihr sehr wohl gedeihen. Die Stelle im Homer, wo diese Nachricht sich findet, ist im vier und zwanzigsten Gesange von Vers 243 an enthalten.

Gärten des Laertes auf der Insel Ithaka.

Ulysses selbst giebt die Beschreibung davon. Er kommt nämlich so eben von der Ermordung der Freier in seinem eigenen Pallaste, und aus der Stadt zu der Landwohnung seines Vaters. Er kommt als Fremder, und lobt, um ein Kompliment zu machen und dadurch sich vor seinem Vater zu verbergen, die guten wohl-eingerichteten Gartenanlagen: er thut dies, da er seinen Vater stark beschäftigt mit dem Einsenken junger Bäumchen, mitten unter seinen Sklaven, im Garten selbst antrifft.

Er sagt:

„Greis, dir fehlet es nicht an Kunst, den
Garten zu bauen;

Sondern schön ist alles bestellt: kein einzig Ge-
wächs hier,

Keine Rebe des Weins, kein Oelbaum, Fei-
gen- und Birnbaum

*) Noch bis auf die heutigen Zeiten hat sich diese Insel in dem Rufe einer vorzüglichen Fruchtbarkeit erhalten.

Keines der Beet' auch vermisst die gehörige
Pfleg' in dem Garten.

Eines nur sag ich dir an; du eifere nicht in
der Seele.

Selbst nicht wirst du gehörig gepflegt, vom
traurigen Alter

Schwach zugleich; und elend im Schmutz und
hässlicher Kleidung u. s. w. "

Auch hier ist wieder von einem ordentlichen Gar-
ten und keinem bloßen freien Platze die Rede *),
Vorzüglich ist die Sorgfalt, die vom alten Laertes,
der sich aus dem Geräusche, welches das herrschende
Oberhaupt eines Volkes umgiebt, schon längst in die
Stille des Privatlebens zurückgezogen hatte, auf den
Garten verwendet wird. Angegeben sind hier Blu-
menbeete, Gewächse, Feigen-, Oliven-, Birn-
bäume und Weinstöcke.

Als Ulysses sich nun seinem Vater entdeckt,
dieser aber wegen der Schwachheit seines Gesichts
ihn nicht mehr erkennen kann; so sieht er sich ge-
nöthiget, ihm ein Zeichen zu geben, aus dem sein
Vater ersehen mag, daß er wirklich, sein Sohn, vor
ihm stehe. Er giebt ein Zeichen aus dem Garten,
in dem sie sich befinden, an, und erzählt hier
seinem Vater Vers 338 desselben Gesanges fol-
gendes:

- *) Man findet überhaupt in dem Alterthume nicht, daß irgend-
wo Fruchtbäume auf freien Plätzen vorhanden gewesen wä-
ren; sie waren stets in Gärten eingeschlossen. Da wo sie
nicht wild und ungepflanzt erwachsen, wie um das Kasp.
Meer herum, da mußten sie freilich gut gekümmert werden!
Daher nannte denn auch der Grieche so wie der Hebräer
selbst große Länderstriche, wo diese Bäume auch mit gu-
ten genießbaren Früchten ursprünglich wild erwachsen,
Gärten.

Ihm antwortete drauf der erfindungsreiche
Odysseus:

Ertstlich die Narb' allhier betrachte mit eigen
nen Augen,

Die am Parnassos ein Eber mit weißem Zahn
mir gehauen

Als ich verreis't; denn du sandtest mich selbst,
und die treffliche Mutter,

Hin zum liebenden Ahn Autolykos, daß die
Geschenk' ich

Nähme, die einst hervorkommend er mir ge-
lobt und verheissen.

Jetzt wohlan, auch die Bäume des schön ge-
ordneten Fruchthains *)

Zeig' ich dir, welche du einst mir geschenkt;
denn ich bat dich um jeden,

Als ich ein Kind dich im Garten begleitete:
unter den Bäumen

Giengen wir um, und du nanntest und zeig-
test mir jegliche Gattung.

Dreyzehn schenktest du mir, Birnbäum' und
zehn mit Aepfeln,

Vierzig der Feigenbäum'; auch nanntest du
Rebengeländer,

Mir zu verleihn, an fünfzig, wo jeglicher
Stock für die Kelter

Wucherte: ringsum erfüllt von mancherley
Trauben ist alles,

Wenn sie nunmehr Zeus Horen mit reichlicher
Frucht belastet

u. s. w.

Nach dieser Erzählung war Ulysses als Kind mit
seinem Vater durch den Garten gegangen; sein Vater

*) Homer scheint in dieser Stelle unter *αλων* den Fruchthain
überhaupt, unter *ορχαρος* den Weinberg, und *κηπος* den
Obstbaumgarten verstanden zu haben.

hatte damals seine kindische Wißbegierde, die sich vorzüglich auf die Namen der Bäume erstreckte, befriedigt, und hatte ihm überdies eine große Anzahl von Fruchtbäumen geschenkt. Aus dieser nun verschenkten Menge von Bäumen, und zwar an ein Kind, läßt sich schliessen, daß der Garten sehr groß gewesen seyn müsse. Er erhielt nämlich von seinem Vater — dreyzehn Birnbäume, zehn Aepfelbäume, vierzig Feigenbäume und funfzig Reihen Weinstöcke *), von denen jeder noch ein Beet hatte, um Kräuter oder Blumen darauf zu pflanzen. Hieraus liefs sich denn vielleicht nicht ohne einige Wahrscheinlichkeit schliessen, daß seltner die Aepfelbäume, weniger selten die Birnbäume, häufiger die Feigenbäume, und sehr häufig die Weinstöcke gewesen seyn müssen. Funfzig Reihen Weinstöcke zum Geschenk — welchen ungeheuer großen Garten setzt dies nicht voraus! Wie hoch muß also schon dazumal der Weinbau getrieben worden seyn! Und in diesen Reihen gab es Stöcke von allerley Farben; gute also wahrscheinlich, und edle, aber nur wenn die Zeit der Reife kam. Denn von einem beständigen Grünen, Blühen, und Fruchtragen der Bäume wird hier nichts gedacht. Wahrscheinlich besaß Ithaka nicht die Fruchtbarkeit des Bodens, deren sich Korcyra erfreute, welches in diesem Stücke mit dem heutigen Melitta oder Malta viele Aehnlichkeit hatte.

*) Das *διαφυγας* erklärt Eustath. für eine Art von Weinstöcken, davon Früchte zu verschiedenen Zeiten reiften.

σημαται „sagt er, „*αμπέλαι ης οι καρποι τε διαφορους καιρος πεποισται*. Die Vossische Uebersetzung dieses Wortes: gut für die Kelter: scheint mir aber den Sinn ergründet zu haben. Eustath. glaubt aus dem *ενθα σαφυλαι πανταυαι* so erklären zu müssen. Allein dieser Ausdruck ist nicht auf jeden einzelnen Stock, sondern auf das ganze Rebengeländer zu beziehen.

Bei allen andern auch noch so wohlschmeckenden und nutzbaren Obstsorten blieb aber doch der Wein schon bey den Alten das vornehmste Geschenk der Götter des Landbaues. Die Alten alle können sich nicht genug in seinem Lobe erschöpfen. Ihn warten und pflegen sie am meisten; ihn pflanzen sie am meisten an; ihn besingen die Dichter; ihn nehmen die Künstler zu Vorstellungen in den Werken ihrer Kunst. Er erhält von ihnen alle nur mögliche Beywörter des Lobes: theils heist er »der honigsüsse Wein« theils »der herrliche und feurige« und theils bloß »das Honigsüsse« *). Man findet dieß bey der Beschreibung des Schildes für den griechischen Helden Achilles, den die Thetis, seine Mutter, bey dem Vulkan nebst andern Waffen bestellt. Die Stelle ist in der Iliade 18ter Ges. v. 541.

Vorstellung des Weinbaues auf dem Schilde des Achilles.

Weiter schuf er darauf ein Brachfeld locker
und fruchtbar
Breit, und gepflügt; und viel der ackernden
Männer,
Trieben die Joch umher, und lenketen hiehin
und dorthin.
Aber so oft sie kehrend des Ackers Erde ge-
wannen,
Reicht ein Mann den Becher des herzerfreuen-
den Weines
Jeglichem dar nach der Ordnung; sie wandten
sich denn zu den Furchen
Freudiges Muths, das Ende der tiefen Flur
zu erreichen.
Aber es dunkelte hinten das Land, und ge-
ackertem ähnlich

*) το νέον.

Schlen es, obgleich von Gold: so wunderbar
hatt' er's bereitet.

Hier werden Ackerleute in ihrer Arbeit beschäftigt angegeben, denen ein besonders dazu bestellter Mensch honigfüßen Wein reicht *); Vers 561 wird aber eine ganze Weinlese, die auf dem Schilde vorgestellt war, beschrieben. Diese Beschreibung geht uns nun als Kunstvorstellung nichts an; wir bemerken aus ihr nur das, was uns einige Spur zur Kenntniss des damaligen Zustandes der Weinkultur bey den Griechen zu geben vermag.

Drauf auch ein Rebengefilde, von schwellen-
dem Wein belastet,

Bildet er schön aus Gold; doch schwärzlich
glänzten die Trauben;

Und es standen die Pfähle gereiht aus laute-
rem Silber.

Rings dann zog er den Graben von dunkeler
Bläue des Stahles,

Samt dem Gehege von Zinn. Ein Pfad nur
führte zum Rebhain

Für die Träger zu gehn, in der Zeit der
fröhlichen Lese.

Jünglinge nun aufjauchzend vor Lust und ro-
sigte Jungfrauen

Trugen die süsse Frucht in schöngeflochtenen
Körben.

Mitten auch gieng ein Knab' in der Schaar;
aus klingender Leyer

*) Es war dieses eine alte Sitte nach Eustathius. Sie schriebsich von der sonstigen Gewohnheit beym Ackerbau her, dem Nachbar seinen Acker mit umpflügen zu helfen, wobey denn die Ackernden mit Wein bewirthet wurden. Er sagt: *καὶ οὕτως δὲ το ἔθος ἀρχαῖον τῆς τῶν ἀγροτέρων διαγωγῆς δι' αὐτοῦ, καὶ προέβλεποντο εἰς τὸ γινώσκειν*

Lockt er gefällige Tön', und sang den Reigen von Linos! *)

Mit hellgellender Stimm', und ringsum tanzten die andern,

Froh mit Gesang und Jauchzen und hüpfen, den Sprung ihn begleitend,

Diese Beschreibung sagt, der mit Trauben hoch belastete Weinberg hatte Trauben mit schwarzen Beeren. Dieses schwarze bedeutet auch so viel als dunkel, und dann wurde hier angegeben, daß in der Kunstvorstellung hochdunkle Beeren ausgedruckt waren. Jede Kunstvorstellung, soll nun, wenn sie etwas aus der Natur vorstellt, dasselbe natürlich darstellen; und dies geschieht noch um so mehr, je näher die Kunst noch ihrem Ursprunge ist: denn da ist der Künstler weniger im Stande Bilder der Phantasie zu verfolgen, er hält sich noch getreu und genau folgsam an die Natur. Es gab also schon damals ganz dunkle Weinbeeren, die der Künstler hier nachbildete. — Wir werden sehen, wozu wir diese Bemerkung weiter unten benutzen wollen.

Die Weinstöcke stunden, nach der Kunstvorstellung, auf Reben gestützt, die durchaus von Silber waren. Hier finden wir also die erste Erwähnung des Aufziehens der Weinstöcke an Pfählen. In der Beschreibung des Weinbergs, sowohl in des Alcinous, als in des Laertes Garten kommt nichts davon vor, dort wurden nur Reihen angegeben. Allein diese Reihen konnten nur Reihen stammhafter Weinstöcke seyn, die keiner Stütze bedurften. Diese Stelle ist

*) Der Reigen von Linos war ein äußerst heiblicher melodischer Gesang im Dithyramben-Ton, entweder vom Dichter Linus, oder von Orpheus, oder gar vom Apollo selbst, wie Eustath. nach alten Sagen berichtet. Auf diesen Linus hat man das Epigramm auch beym Eustath. α. Α. 1, π. 1704. *Ἰνὸς ῥαψῶδης!* u. s. w.

daher die vorzüglichste zum Beweis, daß die Alten ihre Weinstöcke auch schon anpfähnten.

Um den Weinberg herum läuft ein Graben, der in der Kunstvorstellung von blauer Farbe ist. Dies soll einen mit Wasser angefüllten Graben wahrscheinlich bedeuten, mit dem die Alten ihre Weinberge umgehen haben müssen. Den Graben aber umgiebt wieder ein Zaun. Und so ist denn hinlänglich für die Sicherheit des Weinbergs gegen Beschädigungen von aussen her gesorgt.

Nur ein einziger Weg führt durch denselben, und auf ihm hüpfen die Träger, Jünglinge und Mädchen, welche die Frucht in geflochtenen Körben tragen, zur Weinlese auf und nieder, — Alles übrige ist dichterische Ausmahlung.

Verschiedene Weinarten, Weinmaß, und Trinkgefäße zu Homer's Zeiten.

Noch ist es übrig aus dem Homer die verschiedenen Weinarten anzuführen, deren sich die alten Helden zum Trinken bedienten. Es sind deren nicht viele; und demnach ließe sich daraus schließen, wenn anders aus der Angabe eines Dichters ein Grund herzunehmen ist, daß der Weinbau in Griechenland damals eben nicht sehr ausgebreitet war; ob er schon in einigen Ländern sich schon im vorzüglichen Flor befand.

Im siebenden Gesange der Iliade Vers 477 ist von Lemnischem, wahrscheinlich guten Wein die Rede, welchen die Griechen auf ihren Schiffen hatten, die Euneus, ein Sohn des Jasons damit aus der Insel Lemnos *) in das Lager vor Troja abgeschickt hatte.

*) Eine Insel die nicht weit von dem Obstreichen Thasos entfernt und Troja gegenüber lag.

Also redeten jen' im Wechselgespräch mit einander.

Nieder sank nun die Sonn', und der Danaer Werk war vollendet.

Rings in den Zelten erschlugen sie Stier', und genossen des Mahles.

Aber viel Schiffe, mit Wein beladen, aus Lemnos Landeten, hergesandt vom Jasoniden Euneos, Welchen Chypsiptyle trug dem Völkerhirten Jason. Atreus Söhnen allein, Agamemnon und Menelaos, Sandt' er edleren Trank zum Geschenk her, tausend der Maafse.

Dort nun kauften des Weins die hauptumlockten Achajer:

Andere brachten Erz, und andere blinkendes Eisen,

Andere dann Stierhäut', und andere lebende Rinder,

Andere Gefangne der Schlacht, *) und bereiteten lieblichen Festschmaufs.

Hier ist zu bemerken: erstlich, es waren viele Schiffe. Um viele Schiffe mit Wein für ein Heer abzuschicken wird aber erfordert, daß der Weinbau auf der Insel Lemnos damals schon sehr stark betrieben seyn mußte, und Lemnos war doch eine kleine Insel. Diese Insel lag im Aegäischen Meere, der Küste von Kleinasien gerade gegenüber westlich vor Troja. Zweitens, es wird hierdurch die Bemerkung bestätigt, daß die Griechen ihren Wein von ihren Inseln mußten kommen lassen, da sie wahrscheinlich nichts davon in der Gegend um Troja fanden.

Den Wein hob man, um diese Zeit, noch nicht in Fässern, sondern in irdenen Gefäßen auf. In dem

*) Also beynahe so, wie der Sklavenverkauf auf der Küste von Afrika um Brantwein von den Negern gemacht wird.

neunten Buche der Iliade, V. 470. in der Rede des Phönix zum Achilles, wird dieser Gefäße Meldung gethan.

Zu dieser Stelle rechne man nun auch die, welche im zweiten Gesange der Odyssee V. 335. vorkömmt, wo zugleich auch des Ortes, an dem man die Weingefäße aufbewahrte, Meldung gethan wird. Es ist hier nemlich von Telemachos die Rede, der sich zur Reise, um seinen Vater zu suchen, vorbereitet.

Also der Schwarm; er stieg nun hinab zum Gewölbe des Vaters,
Hoch und weit, wo in Menge das Gold und
Erz ihm gehäuft lag,
Kleidung zugleich im Kasten, und viel wohl-
duftendes Oeles.
Dort auch standen Gefäße *) des alten balsa-
mischen Weines,
Welche süß und lauter das Göttergetränk ihm
bewahrten,
Rings umher an die Mauer gestellt; wenn jemals
Odysseus
Wieder zur Heimath kehrt', auch spät, nach
unendlicher Trübsal,
Riegelfest verschloß es die dicht einfügende
Pforte,
Zweigeßflügelt und stark; und die Schaffnerin
waltete drinnen
Tag und Nacht, und hegte das Gut mit wach-
samer Klugheit,
Erykleja, die Tochter Ops, des Peisenoriden.
Ihr gebot Telemachos nun ins Gewölbe sie ru-
fend:

*) Diese Gefäße hießen *πίθοι*. Aus diesen Versen erhellt, daß man schon damals den Wein durch ein lauges Lager zu verbessern wußte.

Mütterchen, eile mir Wein in gehenkelte *)
 Krüge zu schöpfen,
 Süßen, er sey nach jenem der edlere, welchen
 du hegest. u. s. w.

Von der Form der Trinkhumpen findet sich in
 dem elften Gesang der Ilias folgende Beschreibung,
 die auch dadurch interessant wird, daß in derselben
 des Weinmusses gedacht wird.

Jene, so bald sie das Zelt des Neleiden erreichten
 Stiegen sie selbst vom Wagen zur Nahrungs-
 sprossenden Erde.

Aber die Rosse läßt Eurymedon, der Diener des
 Greises,

Von dem Geschirr. Sie aber, den Schweiß der
 Gewande zu kühlen

Stellten sich gegen den Wind am luftigen Meer-
 gestade,

Giengen darauf ins Gezelt, und setzten sich nie-
 der auf Sessel.

Weinmuss **) mengte nun ihnen die lockige
 Hekamede,

Die aus Tenedos brachte der Greis, wie Achil-
 leus sie einnahm,

Tochter des hochgesinnten Arsinöos, die die
 Achaier

Ihm erwählt, dieweil er im Rath vorragte vor
 allen.

Diese rückte zuerst die schöne geglättete Tafel
 Mit stahlblauem Gestell vor die Könige; mitten
 darauf denn

Stand ein eherner Korb mit trunkeinladenden
 Zwiebeln,

*) Diese Gefäße hießen, *amphorae*. Lat. amphorae. Eimer
 die an den Henkeln getragen werden konnten.

**) Dieses hieß *zuxwov*.

Gelblicher Honig dabey, und die heilige Blume
des Mehles,

Auch ein stattlicher Kelch *), den der Greis
mitbracht von Pylos:

Welchen goldene Buckeln umschimmerten,
aber der Henkel

Waren vier, und umher zwei pickende Tauben
an jedem,

Schön aus Golde geformt; zwey waren auch
unten der Boden.

Mühsam hob ein anderer den schweren Kelch
von der Tafel,

War er voll, doch Nestor der Greis erhob ihn
nur spielend.

Es erforderte gewifs längeres Nachdenken, ehe
man auf eine künstliche Zusammensetzung des Fasses
kam. Nur erst bey dem Varro und Kato unter den
Römern findet sich eine deutliche Beschreibung davon.

In eben diesem eilften Gesange der Iliade V. 638.
kömmt Pramnischer Wein vor.

Hierin mengte das Weib, an Gestalt den Göttin-
nen ähnlich

Ihnen des Pramnischen Weins, und rieb mit
eherner Raspel

Ziegenkäse darauf, mit weißem Mehl ihn be-
streuend,

Nöthigte dann zu trinken den wohlbereiteten
Weinmufs.

Vorzüglich ist die Fruchtbarkeit Siziliens, welche
Insel ohne alle Pflege die herrlichsten Früchte, die
vortrefflichsten Weintrauben trägt. Die wilden ein-
zügigten Felsen-Bewohner, die Cyklopen, säen und
pflanzen nicht, und doch leben sie in dem Genusse

*) Dieses Gefäß hieß *krater*.

derselben. Die Stelle darüber findet sich in der Odyssee im neunten Gesange Vers 108. und ist oben schon angeführt worden.

Jedoch vorzüglicher noch ist der Wein des Ulysses, mit dem er den Polyphem betrunken macht. Diefes wird in eben demselben Gesange erzählt.

Also ich selbst; da nahm er und leerete, voller
Entzückung

Trinkend das süße Getränk; dann bat er mich
wieder von neuem:

Gieb mir noch eins willfährig, und sage mir auch,
wie du heilsest

Jetzo gleich; daß ich wieder mit Geschenk dich
erfreue.

Denn auch uns Cyklopen gebiert die fruchtbare
Erde

Viel großtraubigen Wein, und Kroinons Regen
ernährt ihn;

Doch der ist von Ambrosia selbst und Nektar
entflossen!

Jener sprach; da reicht ich an noch des funkeln-
den Weines.

Dreymal schenkt ich ihm voll, und dreymal leert
er in Dummheit.

Aber so bald dem Cyklopen der Wein-die Besin-
nung umwölkte,

Jetzo begann ich wieder, und sprach mit schmei-
chelnden Worten etc.

Dieser Wein heist recht dunkler, dunkelrother Wein. Nach der Meynung anderer heist er bitziger Wein, der die Sinne schnell fesselt, und taumelnd macht. Diese Meynung folgt aber erstlich der abgeleiteten Bedeutung. Die ursprüngliche ist entweder, hochschwarz, oder hochgelb; diese Farbe sticht oder brennt nun sehr in die Augen. Daher wird in Sophokles Ajax von einem Mann mit schwarzen Augen ge-

sagt; „ein Mann mit Feuerblick.“ Der dunkelrothe Wein ist eben das, was der schwarze Wein ist, schwarzer dunkler Wein.

Hesiodus.

Zeit der Beschneidung des Weinstockes.

Man weiß nicht mit Bestimmtheit anzugeben, ob dieser alte Dichter vor Homer, oder mit ihm zugleich, oder nach demselben gelebt habe. Die Gelehrten streiten sich darüber, und werden wahrscheinlich ewig darüber nicht einig seyn. Für unsern Zweck ist es hinlänglich, wenn wir ihn nur erst nach Homer folgen lassen. Es ist für uns aber noch ein Zeuge der Obst- und Weinkultur aus der zweiten Periode in der Urwelt.

Man sollte eigentlich glauben, daß in seinem versifizirten Werke „die Tagewerke“, betitelt, weit mehreres den Obstbau betreffendes vorkommen sollte: denn in diesem Tagewerke mußte ja auch vieles von dem Landbau mit berührt werden. Indessen es ist gar wenig, was davon gesagt wird: über den Obstbau gar nichts, und über den Weinbau nur eine einzige Stelle. Diese findet sich Vers 566.

Drauf so erscheint des Pendions frühe trau-
rende Schwalbe

Zur Erfreung des Menschen, bey kaum be-
gonnenen Frühling.

Ehe noch diese erscheint, beschneide den
Weinstock, dieß fruchtet.

Aber so wie die Hausmitschleppende Schnecke
die Pflanzen,

Fliehend den Regen, bekreucht, so ist nicht
mehr der Wein zu umgraben.

Diese Stelle ist, obgleich die einzige, bey aller
ihrer Kürze, doch hinreichend, um uns einen Wink
über

über die Beschaffenheit des Weinbaues zu der damaligen Zeit zu geben. Es ist nämlich schon von dem Beschneiden und Umgraben der Weinstöcke, und zwar dieses von der Zeit, zu welcher dieß geschehen soll, die Rede. Als die Zeit zum Beschneiden der Weinstöcke wird angegeben der Zeitpunkt im Frühjahre, ehe noch die Schwalben zum erstenmale sich sehen lassen; und zur Beendigung des Umgrabens derselben, wenn die Schnecke anfängt, an den Gewächsen hinauf zu kriechen. Dieß wäre denn ohngefähr zur Bestimmung dieser Zeitpunkte nach Monaten für das erste Geschäfte der März, und für das zweyte der Anfang des Juni mit dem Ende des Mayes. Denn die Schnecken kriechen dann erst an den Gewächsen in die Höhe, wenn Blätter an denselben sich befinden.

Vorstellung des Weinbau's auf dem Schilde des Herkules.

Die Aehnlichkeit des Hesiodischen Zeitalters mit dem Homerischen bewährt sich ferner auch durch eine Kunstvorstellung einer Weinlese, die in dem Schilde des Herkules vorkommt. Im Homer war es der Schild des Achilles auf dem wir eine solche bemerkten. Bis auf ganz kleine Züge, ähnlich ist nun diesem auch jene. — Die Stelle selbst findet sich in dem Hesiodischen Gedichte »der Schild des Herkules« benannt; Vers 293.

Pflüger durchbrechen den herrlichen Boden,
den Schurz um das Feldkleid:

Und daran stiefs ein wogendes Saatsfeld, allwo
mit den scharfen

Sicheln einige Schnitter mähten die krümmen-
den Halmen.

Tief von der Schwere der Aehren gebeugt, dem
Geschenke der Ceres:

Kulturgesch. des Obstbaues 1 Th.

H

Andere aber banden dieselbe in Bündel zur Scheure. —

Wiederum sah man Leser im Weinberg, mit Hippen in Händen;

Einige trugen in Lesekörbe herab von den Winzern

Weisse und schwärzliche Trauben von hoch erwachsenen Stöcken,

Die von der Last der Blätter und silberner Ranken sich beugten.

Andere trugen sie wieder in andere Körbe, und nahe,

Neben denselben stand ein goldener Rhein, des Hephästes

Werk, mit rauschendem Laube und silbernen stützenden Pfählen,

Schwer belastet mit Trauben, die schon begannen zu dunkeln.

Andere kelterten sie und andere schöpften die Kelter etc.

n. s. w.

Hier wird erzählt, daß man die Weintrauben mit Messern ablösete, daß man sie in Körben wegtrug, und daß die Trauben sowohl weiß als dunkelfarbig waren. — Auch hier werden die Stöcke von Pfählen gestützt; auch hier stehen die Stöcke in langen Reihen. Die Weinlese selbst geschah nach einer gewissen kunstgemäßen ökonomischen Einrichtung; zu jedem besondern Geschäfte in derselben waren auch gewisse Personen bestimmt. Einige nur führten Hippen in den Händen, um mit ihnen die Trauben abzulösen; andere trugen diese Trauben aus den Händen der eigentlichen Winzer in kleinere Körbe; andere trugen diese aus den kleineren Körben wieder in größere, und denn zur Presse. Einige preßten, andere schöpften aus; alles geschieht in der größten Ord-

zung. — Zu bemerken ist es noch, daß hier zum erstenmal unter den Alten eine bestimmte Erwähnung der Kelter sich findet.

Drako's Gesetze in Betreff der Verletzung der Obst- und Fruchtgärten.

Beym Porphyrus findet sich ein Gesetz vom Drako, einem der ältesten Atheniensischen Gesetzgeber, in welchem als ein ewiges und unwandelbares Gesetz allen Bewohnern von Attika anbefohlen wird: Den Göttern und väterländischen Helden die Erstlinge aller Früchte zu opfern. — Die Absicht dieses Gesetzes war zuverlässig, ausser jeder andern, auch mit die: daß durch die Heiligung der Früchte zu den Opfern vorzüglich die Erziehung derselben bewirkt werden sollte. Die Kultur des Obst- und des Getraidebaues wurde durch eine solche Verordnung, obschon indirekte, jedoch ganz sicher bewirkt: denn wenn den Göttern mit Obst und andern Früchten geopfert werden sollte; so mußte man denn auch für deren stete Erziehung besorgt seyn! —

Diesen Zweck der eben angegebenen Verordnung bewährt eine andere, welche eben denselben Drako zum Urheber hat. In ihr sieht man deutlich und bestimmt, wie sehr Drako für den Anbau der Obstbaumfrüchte und anderer Gartenfrüchte sorgte; indem er auf den Obst- und Gartendiebstahl die Todesstrafe setzte. Dieses Drakontische Gesetz hat uns Plutarch in seiner Biographie des Solons mit aufbewahrt. Es lautet folgendermassen: „Wer Gemüse oder Obstfrüchte stiehlt; der soll eben so bestraft werden, wie der Tempelräuber und Mörder.“ *) d. h. mit dem Tode. — Ein wirklich etwas zu hartes Gesetz, daß wirklich den eisernen Drako von dem Vorwurfe durch-

*) Τους λαχανα κλεψαντας η σπυραν ομοιως κολαζεσθαι τρις μεροσυλοις και αυδροφονοις.

aus nicht befreien kann, daß seine Gesetze mit Blut geschrieben wären! indessen muß doch selbst der sanftere Solon dessen Nutzen für die damalige Zeit gar sehr gefühlt haben, denn er behielt es so bey, wie es war. Nach Diogenes von Laerte im Solon L. 1. bestimmte dieser: „Was du nicht gesetzt hast, das darfst du nicht nehmen. Handelst du dem entgegen, so sollst du mit dem Tode dieses Verbrechen büßen.“ *) Dieß wäre also das erste Gesetz in Griechenland, das für die Sicherheit der Gärten gesorgt hätte.

Obstbau in Palästina zu Salomoh's Zeiten.

Was nun die Obstzucht in diesem Zeitraum bey den südlichen Völkern unserer Halbkugel betrifft, so war Palästina überhaupt sehr reich an allerley Arten von Obstbäumen **); jedoch nur einige waren es, welche vorzüglich gediehen. Die Ursache dieser Begünstigung der Obstbäume in diesem Lande lag vorzüglich an der bergigten Beschaffenheit des Bodens, welche dann fast überall Thäler und milde Anhöhen bildete, die

*) α μη εθου μη ανελη. ει δε μη, θανατος η ζημια.

**) In diesem Zeitraume machte man schon einen Unterschied zwischen Pardehs und Gan. Pardehs war ein schön angelegter Garten nach Kunst und regelmässiger Einrichtung, der nichts, als die vortrefflichsten Fruchtbäume enthielt. Gan hingegen war ein Garten, in dem allerley Gewächse in wilder Ordnung sich befanden. Man sehe Prediger Salomo C. II. V. 5. „Ich machte mir Gärten und Lustgärten, in welche letztere ich allerley Obstbäume pflanzte.“ Das Wort Pardehs ist herzuleiten aus dem Wurzelworte parah „er hat viele Früchte getragen“ und aus diesem hebräischen Worte ist wahrscheinlich das griechische παραδεισος, Paradies, entstanden, Die bekannte Anmerkung des Ahen Esra über Pardehs und Gan ist unrichtig; durch die angeführte Stelle wird sie widerlegt.

dem Obstbaum Schauer und Schutz gegen die Hitze der Sonne sowohl, als gegen stürmische Winde zu gewähren vermögen. Zu diesen hier gezeugten und gepflanzten Obstbäumen gehört zuerst und zunächst nach dem Weinstocke

der Maulbeerbaum.

Es erwuchs dieser hier als ein sehr hoher Stamm, und trug seine Früchte ganz knapp an den Zweigen. Die Frucht hieß hebr. Schikmah, woraus wahrscheinlich das griechische Sykaminos *) entstanden ist. Die Gestalt der Früchte war der einer Weintraube ähnlich, nur daß sie in Palästina weit größer erwachsen, als bey uns: denn dort waren sie von der Grösse einer großen Feige. Aus ihnen bereitete man einen Saft, der sehr gern getrunken wurde: die Sept. nennen ihn das Blut der Maulbeeren.

Vorzüglich diese Bäume wurden, wahrscheinlich ihrer zarten und empfindlichen Natur halber, in den Gründen und Thälern gepflanzt, wo sich denn auch öfters ganze kleine Wälder derselben fanden. Man sehe hieüber zuerst im zweyten Buch der Chronik K. 1. V. 15., wo von Salomoh's Reichthum gesagt wird, daß er so viel Gtld zu Jerusalem besessen habe, als Steine auf dem Felde wären, und so viele Cedern, als Maulbeerbäume in den Gründen sich befänden. Und dann: im 2. B. Samuelis K. 5. V. 23. Hier wird erzählt, daß Jehova dem David geboten habe, die Philister, die sich in dem Thale Rephaim gelagert hatten, nicht vom Berge herab, sondern unten im

*) Es dürfte nur das Schin in Sin verwandelt und am Ende die griechische Endung angesetzt werden, so war das griechische Wort *σικαμινος* gemacht. Der Baum selbst hieß im hebr. Sohekem. Der Sykaminos heist bey den Griechen auch Sykomoros, die Feigen - Maulbeere. Der erstere ist der ursprünglich hebräische, der zweyte der acht griechische Name.

Thale, wo die Maulbeerbäume standen, anzugreifen. Wahrscheinlich kannten die Palästinenser schon die Natur des Baumes, und suchten ihn daher nur in Gründen und solchen Orten zu verpflanzen, wo er gedieh.

Der Feigenbaum *).

Dieser erwuchs eben so häufig, und fast noch häufiger, als der Maulbeerbaum, in Palästina; die gesamte Bibel ist immer voll von ihm. Er war sehr alt in diesem Lande, denn die Israelitischen Kundschafter, die Moses nach dem Lande Kanaan ausschickte, fanden ihn schon daselbst am Bach Eskol: sie nahmen auch Früchte von demselben mit, um sie nebst den abgeschnittenen Trauben und Granatäpfeln Mose und dem Volke vorzeigen zu können. Im fünften B. Moses sagt auch deshalb dieser letztgenannte zum Volke: daß er dasselbe in ein Land führen werde, wo Wein, Granatäpfel (wahrscheinlich Pflschen) und Feigen wüchsen **).

Die Frucht selbst war ziemlich groß, und wurde zum langen Aufbewahren gedörret.

Der Mandelbaum.

Nächst dem Feigenbaum waren die Mandelbäume in Palästina sehr häufig; sie hießen Schakels. Wahrscheinlich waren sie ursprünglich in Idumäa zu Hause, denn Jacob, der in Idumäa nomadisirte, befahl ja seinen Söhnen, als sie nach Aegypten zogen, um Getraide zu holen, daß sie „von des Landes besten Früchten in ihre Säcke zum Geschenke für den Aegyptischen Großen mitnehmen sollten, „unter diesen Früchten befanden sich Datteln und Mandeln ***). Allem

*) Dieser hieß Theenah.

**) M. B. 5. K. 8. V. 8.

***) M. B. 1. K. 43. V. 11.

Vermuthen nach gab es also in Aegypten keine solche Früchte. Es beweiset diese Bemerkung auch noch folgendes: Ehe Moses die Israeliten in die Grenzen von Kanaan führte, trieb er sich noch mit ihnen in Idumäa herum, und hier geschah das von ihnen im 17ten Kap. des 4ten B. M. erzählte Wunder; dafs nämlich der von Moses abgeschnittene Mandelstock Aarons grünete, blühte, und Frucht trug; während dafs die eilf andern Stecken von gleicher Baumart, nicht ausgeschlagen hatten. Es mußte also in dieser Gegend viele Mandelbäume geben. Vielleicht waren auch die geschälte und buntschäckige Stecken, die Jacob den Schafen Labans vorlegte, solche Mandelstäbe *).

In spätern Zeiten breitete sich ihre Kultur weiter hinauf aus, bis an die Phönizische Küste. Nach Borcharts Meynung hiefsen sie bey diesen Bewohnern Lufs, und die Tyrier trieben damit einen grossen Handel nach Spanien, wo sie Gold und andere Kostbarkeiten dafür eintauschten; und Lusitanien habe davon seinen Namen erhalten. Allein diese Behauptung läfst sich nicht wahrhaft genug verbürgen.

Der Granatapfelbaum.

Vorzüglich beliebt und angebaut waren ferner auch die Granatäpfel. Diese Frucht hiefs Rimon, und war nach Idumäa und Kanaan zuverlässig erstlich aus Aegypten gekommen. Wenn nicht alles trägt, so ist

*) v. 8. des angegebenen Kap. „Des Morgens aber da Moses in die Hüften des Zeugnisses gieng, fand er den Stocken des Aaron des Hauses Levi grünen, und die Blüthe aufgegangen, und — Mandeln tragen.“ Wenn dieses Letztere wirklich an dem gewesen wäre, so war diese Begebenheit freilich ein grosses Wunder. Vielleicht verhielt es sich aber mit diesem Fruchttragen eben so, als wie mit den bekannten Wunderbäumen, z. B. wie mit dem Wunderbaume bey Frauenprütz bey Jena in der Christnacht.

diese Frucht unsre gute Pflrsche. Die Gründe, welche für diese Behauptung stehen, sind folgende:

Erstlich die Farbe. Im 39. Kap. des 2ten Buchs Mosis ist eine Beschreibung des hohenpriesterlichen Kleides für Aaron enthalten, in dieser Beschreibung wird gesagt, daß man in den Saum dieses Kleides Granatäpfel gestickt habe, zu deren Kopirung gelbe, scharlach- und rosenrothe nebst weißer Seide genommen worden sey. Wurde durch diese Stickerey die natürliche Farbe der Granatäpfel getreu kopirt, so stimmt die Farbe derselben mit der Farbe gar mancher unsrer Pflrschsorten vollkommen überein.

Zweytens Form und Gebrauch. Die Granatäpfel hätten, in der Mitte von der Blume bis zum Stiel hinlaufend, eine lange Spalte, die eine Hemisphäre bildete, die da, wo sie an der Sonne gehangen hatte, roth war *), nach Kant. 4, 3. und 6, 6. Dasselbe ist vorzüglich auch bey unsern Pflrschen der Fall, und eben an dieser Spalte hin setzt sich die höchste Röthe an, weswegen Salomoh die Backen seines Mädchens mit dieser Spalte vergleicht, welches aber wieder einen Beytrag zu einer genauen Charakteristik der Pflrsche abgiebt **).

Nach Hohel. 8, 2. wurde aus den Granatäpfeln Most gemacht: denn Sal. sagt: „da wollt' ich dich tranken mit gemachtem Wein und mit dem Most meiner Granatäpfel“; daß ein solcher Most mit Pflrschen

*) V. 24. des angegebenen Kap. heist es: „Und sie machten an seinen Saum Granatäpfel von gelber Seide, scharlach, rosinroth, und von gezwirnter weisser Seide. u. s. w.“

**) Pelech heist eigentlich ein Segment. Luther übersetzt es durch Ritz. Bekanntlich ist die Röthe auf der Sommerseite dieses Segments bey den Pflrschen am höchsten, und daher die Vergleichung desselben mit den Backen seines Mädchens.

oft bereitet werde und bereitet werden könne, dieß wird jedem leicht hekannt seyn.

Nun nehme man drittens zu allem diesem noch: daß von allen Alten, vom Theophrast sowohl an bis auf die Plinius, gesagt wird, Aegypten sey das eigentliche Vaterland der guten Pflrsche, und diese sey die vorzüglichste Frucht dieses Landes. Es nennt aber Moses, unter den vorzüglichen Früchten Aegyptens, neben dem Weinstocke und der Feige, keine andere als die Granatäpfelbäume, (man sehe K. 20 im 4ten B. M. und anderer Orten *): der höchsten Wahrscheinlichkeit nach sind also die hier genannten Granatäpfel unsre Pflrschen, die sich von Aegypten aus nach Palästina hin verbreitet hatten. Von keinem der alten Griechen und Römer wird der Granatapfelbaum als vorzüglich beschrieben: über seine wahre Beschaffenheit geben sie grösten theils sehr abweichende Nachrichten, so, daß sich schwerlich aus ihnen eine vollkommene Charakteristik dieses Baumes schöpfen läßt; und nur darinnen stimmen sie mit einander überein, daß sie die Frucht desselben durchaus nie für gut zum Genuß ausgeben, sondern ihren Werth mehr im Geruch bestehen lassen. Ja sie gedenken sogar einiger Arten dieses Granatpfels, welche sogar giftig, und in sofern tödtlich waren. Dieß führt uns dann aber wieder auf eine andere Spur, welche die ganze verwirrte Geschichte dieser Obstart erläutert.

Der ursprüngliche Pflrschbaum erwuchs ehemals in Persien und Medien wild, machte keinen hohen Baum,

- *) Hier murret das Volk, und sagt V. 8. „Und warum habt ihr uns aus Aegypten geführt an diesen bösen Ort, da man nicht sehen kann, wo weder Weinstöcke, noch Feigenbäume, noch Granatäpfel sind?“, — Das Volk hatte also die Rimons, die Granatäpfel in Aegypten gekannt. Die ägyptischen Granatäpfel waren aber weder die Punischen noch Medischen Äpfel: sondern, sie waren der Theophrastischen Beschreibung nach, unsre Pflrschen.

sondern mehr ein niedriges Gesträuch, und trug kleine runde Aepfel, die man persische Aepfel nannte. Diese waren, nach dem Zeugniß der Alten, theils ungenießbar, theils giftig. Wie Plinius erzählt, *) so war es Perseus; nach Dioskorides, besonders aber nach dem Sostratus und Demokritus, war es ein unbekannter persischer König, der während eines Krieges mit den Aegyptern heimlich in deren Lande viel von den Pflanzen der giftigen Pflirsche zum Verderben der Aegypter aussäen liefs. Allein was er zum Verderben bestimmt hatte, das ward zur Wohlthat. Die Pflirschen gediehen dort weit besser, als in ihrem Mutterlande, in der schönen Dammerde Aegyptens veränderten sie ihre wilde Natur, und gewährten eine der vorzüglichsten Früchte der Erde. Plinius erzählt, daß Alexander, als ihm zu Ehren zu Memphis grosse Kampfspiele gehalten wurden, verordnet habe, daß die Sieger in denselben Kränze von den Zweigen dieses Baums erhalten sollten: weil er dadurch das Andenken an seinen vaterländischen mit ihm verwandten Helden, der diesen Baum nach Aegypten gebracht hatte, ehren wollte. Wahrscheinlich hat auch Aristoteles und mit ihm Theophrast durch diesen seinen königlichen Zögling zuerst Nachricht von dieser Frucht nach Griechenland und vielleicht sie selbst in seinen Garten bey Athen erhalten.

Diese Pflirsche nun, die in Aegypten so gut geworden war, breitete sich weiter gegen Abend nach Karthago hin aus, und hiefs dann daselbst Punischer Apfel. **) Aber hier verschlimmerte er sich wieder,

*) „Sunt vero venenato poma medica succu,“ sagt Plinius.

**) Hier erhielt er den Namen *punicum malum*, und bekam, nach Varro, ein ganz anderes Kernhaus. Die Pflirsche hat bekanntlich nur einen Kern, der in einer harten steinartigen Schale eingeschlossen ist. Allein, eben wie Varro sagt, so hatte dieser Punische Apfel mehrere Kerne, welche in wei-

denn er hatte Aegyptens nährenden Boden nicht mehr, sondern er fand hier wieder Mediens steinigtes bergigtes Erdreich. Mit einigen Abänderungen wurde er hier nun wieder ganz der medische und persische Apfel. Und daher kommt es auch, daß mehrere Alten den Punischen und Medischen Apfel für einen und denselben erklären; wie z. B. Solin und andere.

Es läßt sich gar leicht denken, daß die Pfirsche, als ein so höchst zartes Gewächs, gar sehr seinen eigenen Boden und seine besondere Wartung verlange; sie erfordert vorzüglich viel sandigte Damm- oder (Schlammerde,) deshalb kommt sie auch in Holland (wie in Aegypten) so vorzüglich gut fort. *) Auch in Italien artete sie aus. Sie ist am mehresten den Einwirkungen der Länder ausgesetzt in welche sie kommt: in dem einen wird sie saftig und süß, in dem andern bitter, und in dem dritten fleischigt. So wird in Hüttners Reise nach China erzählt, daß dem Englischen Gesandten getrocknete Pfirschen vorgesetzt worden wären, welches zuverlässig mit unsern Pfirschen sich nicht hätte thun lassen können. Es mag also gar wohl angenommen werden, daß der Granatapfelbaum, der in der Bibel vorkommt, die Aegyptische Pfirsche, und der Punische Granatapfel die Medische Pfirsche gewesen sey, **) und sie alle ursprünglich zu einem Geschlechte gehört haben.

Diese Granatäpfel pflanzte man in grossen Lustgärten auf Feldern und an Städten. Man sehe das

chen Kapseln eingeschlossen und von einer röthlichen Farbe waren.

*) Es ist wahrscheinlich allerwärts bekannt, daß unsre besten Pfirscharten aus den Niederlanden und besonders aus Holland abstammen. Zuverlässig kommt dieses daher, weil ihnen die dortige Dammerde so zuträglich ist.

**) Es ist übrigens auch unter den alten Schriftstellern nicht eine einzige Nachricht aufzutreiben, daß der *malus medica* oder *punica* in Aegypten erwachsen sey: nur der *περγίον* wird daselbst Erwähnung gethan.

Hohel 4, 13. und 1. Sam. 14, 2. *) woraus man auf die vorzügliche Kultur derselben bey den Israeliten schliessen kann. Ueberhaupt muß die Frucht ein sehr schönes Ansehn gehabt haben, denn man suchte sie in Stein und Erz nachzuahmen, und damit die prächtigsten Gebäude zu verschönern.

Ausser den Granatäpfeln (Pferschen) hatten die Palästinienser auch noch andere Sorten von Äpfeln, welche sie Thaphuah **) nannten. Leider werden sie aber ganz und gar nicht charakterisirt. Aus einigen Äusserungen im Hohenl. 2, 3. und 4. so wie 7, 8, ***) läßt sich schliessen, daß sie von gutem Geschmack und vorzüglichem Geruche gewesen seyn mögen. Sie erwachsen aber gleichfalls nicht wild, sondern waren in Gärten gezogen.

Nüsse.

Daß auch Nüsse vorhanden waren, dürfte eine, aber nur eine einzige Stelle, aus dem Hohel. 6, 10. beweisen, wo Salomoh sagt: „Ich bin in den Nufsgarten hinabgegangen.“ Im Hebr. heist dieser Kimmoth Ekos; welches die siebenzig Dollmetscher mit Kepos Karyos übersetzen. Gab es also einen ganzen abgesonderten Garten solcher Nüsse damals schon, so mußten ihrer wahrscheinlich eine grosse Menge vorhanden seyn.

*) „Saul aber,“ liest man hier, „blieb zu Gibea, am Rode der Stadt, unter einem Granatapfelbaum, der in der Vorstadt war, und des Volks, das bey ihm war, war gegen sechshundert Mann.“

**) Der Araber hat diesen Namen noch. Es findet sich nämlich bey ihm eine Äpfelgattung, so wie unsere gewöhnliche Äpfel sind, Tophon genannt. Man sehe Goliüs Lex. arabic. unter diesem Titel.

***) Hiev heist es: „Ich sitze unter dem Schatten des Apfelbaums, daß ich bogehre, und seine Frucht ist meinem Gaumen angenehm.“ V. 5. „Er erquicket mich mit Blumen, und labet mich mit Äpfeln.“

Alte Geschichte.

Erster Zeitraum.

Von Alexanders des Grossen Zeiten an, bis zum Anfang des zweiten Punischen Krieges; oder bis zu Kato, den Vertilger Karthago's.

365o — 583q:

180 J.

Inhalt.

Zustand der Obstkultur Griechenlands zu Alexanders Zeit, vor dem Kriegszuge desselben nach Persien, Aegypten und Indien. — Zustand der Obstkultur Griechenlands zu Alexanders und seiner Nachfolger Zeit nach dem Kriegszuge desselben nach Indien. — I. Nähere Zeit nach dem Anfange desselben. — Aristoteles. — II. Entferntere Zeit von dem Anfange dieses Kriegszuges. — Theophrast. Biographie desselben. — Inhalts-Anzeige seiner beyden Werke. Erstlich: der Naturgeschichte der Gewächse. — Zweirens: der Naturwissenschaft der Gewächse. — Angabe der von den Alten in diesem Zeitraume bekannten Obstarten. — Darstellung ihrer Grundsätze in Betreff der Kultur des Obstaums und des Weinstocks. — Allgemeine Uebersicht.

Jam, quae seminibus iactis se sustulit arbos,
Tarda venit, seris factura nepotibus umbram.

Pomaeque degenerant succos oblita priores,
Et turpes avibus praedam fert uva racemos.

Scilicet omnibus est labor impendendus, et om-
nes

Cogendae in sulcum, ac multa mercede do-
mandae.

VIRGILIUS Georgic. L. II. v. 57 — 62.

Zustand der Obstkultur Griechenlands zu Alexanders Zeit, vor dem Kriegszuge desselben nach Persien und Indien.

Schon waren ohngefähr zwei Jahrtausende seit der Zeit verflossen, daß Herkules den Garten der Hesperiden an dem Fusse des Uralgebürges besucht, und von da her manche der dort wild erwachsenden Obstfruchtbäume nach Griechenland mit zurückgebracht hatte; schon zählte man gegen sieben hundert und fünfzig Jahre von der Zeit an, wo Homer in seinen beyden großen Gedichten, der Iliade und Odyssee, von dem damaligen Zustande der Obstkultur, auf dem festen Lande Griechenlandes sowohl als den dasselbe umgebenden griechischen Inseln, einige kleine gelegentliche Nachrichten ertheilte: als Alexander, Philippa Sohn, den Thron Mazedoniens bestieg. In seine Zeit versetzt man gewöhnlich, und dieses auch nicht mit Unrecht, die höchste Blüthe der Kultur griechischer Wissenschaft und Kunst.

Die Dichtkunst, die liebliche Gefährtin der Phantasie; die Beredsamkeit, die muthige und gewandte Vertheidigerin des Rechts; die Philosophie, die sanfte Freundin des Lebens, hatten zunächst um die Periode der Geburt und der Thronbesteigung dieses Königs im Anakreon, Pindar, Sophokles, Aeschylus, und Euripides, Demosthenes und Aristides, Sokrates, Plato und Aristoteles, welcher letztere sogar der Erzieher des jungen Königes war, ihre grösste Höhe erreicht. In den schönen Künsten, welche das Aeussere des Menschen verzieren, welche seine Wohnungen, seine Tempel, seine Gärten, und überhaupt alle seine dem Genusse des Lebens gewidmeten Aufenthaltsörter

schmücken, waren die Werke eines Phidias und Apelles fast bis zu dem Gipfel der Vollendung gedungen. Mit dieser seiner Zeit begann auch die höhere, die vollendetste Kultur des Obstbaues, welche in Griechenland nur je noch statt gefunden hat.

Als er den Thron seiner Väter bestieg, fand er den Boden seines Landes nicht mehr so rauh, so wild, und so wenig angebaut, als sein Urgroßvater, Alexander der erste *), Amyntas des ersten Sohn. Dieser für Mazedonien so höchst merkwürdige Fürst, liebte den Frieden, schätzte und beförderte alle Wissenschaften und Künste des Friedens, und ward daher, durch diese sichere Grundlage einer guten innern Verfassung, der Stifter der nachmaligen Größe dieses Reichs. Sein Vater Amyntas war von dem Persischen Könige Darius gezwungen worden, ihm einen Tribut zu bezahlen, der in dem damals auch an den nothwendigsten Bedürfnissen noch so armen Lande nur mit der größten Anstrengung aufzubringen war. Er suchte deshalb, gleich nach dem Antritte der Regierung, die Freundschaft des Persischen Monarchen, damals des Xerxes, so zu gewinnen **), daß der Tribut größtentheils wegfiel, und daß durch die Freigebigkeit dieses Königes seine Unterthanen die größten Vortheile aus dem damals blühenden Persischen Reiche, an Waaren und Früchten, ziehen konnten. Sein Vater hatte den damals so vorzüglich mächtigen Atheniensen seine Seestädte zu Handlungsplätzen überlassen müssen; welche, indem sie zwar Waaren des Luxus herbeybrachten, doch auch zugleich den wahren Reichthum des Landes mit sich hinwegnahmen. Er hingegen traf solche Veranstaltungen, daß von seinen Unterthanen

nur

*) Von den vorsüglichen Regententugenden dieses Fürsten spricht Justinus L. VII. K. 3. 4.

**) Herodotus L. VIII. 139. 40. 41 etc.

nur die ihnen nothwendigsten Bedürfnisse durch Tauschhandlung genommen und dafür die ihnen entbehrlichsten Dinge überlassen werden durften. Die bessern Obstfruchtbäume zog er aus Persien, und theilte zu ihrer Anpflanzung die zweckmäfsigsten Befehle; den Atheniensen hingegen überliess er große Ladungen von den Früchten seines Landes, als: Mispeln und Korneliuskirschen, die in Mazedonien, als ihrem eigentlichen Vaterlande, ursprünglich erwachsen, nebst allem dem, was der Boden in überflüssiger Menge erzeugte. Zum Glück für Mazedonien dauerte seine so weise Regierung fast gegen fünfzig (43) Jahre; und so geschah es denn, daß er sein Reich seinem Sohne, Perdikas dem zweiten, im Jahre 3548 in einem sehr blühenden Zustande hinterliess. Wissenschaften und Künste giengen hier mit einer vorzüglichen Kultur des Bodens, ohne welche die ersteren nie gedeihen können, da sie erstlich den Menschen von den dringendsten Sorgen für die nothwendigsten Bedürfnisse dieses Lebens befreit, und zweitens zur anhaltenden Betriebsamkeit zum Scharfsinn führt, einen gleichen Schritt.

Hätten die Nachfolger dieses vortrefflichen Fürsten seines Volkes, dieses ersten Begründers des Obst- und Landbaues *) in Mazedonien, von dem uns die Geschichte leider — nichts als den Namen und den Ruhm, daß er dieses war, aufbewahrte, mit einer gleichen Thätigkeit die Pflege ihres Bodens fortgeführt, so wäre es kein Zweifel, daß nicht Alexander der Große sein

*) Er war ein Nachkomme der Söhne des Temenus, des Perdikas nemlich, welcher mit seinen beyden andern Brüdern, Gavaues und Aerocus, durch einen besondern Zufall in den nördlichen Theil Mazedoniens in die Gegend der Gärten des Gordischen Midas verschlagen wurde, welche wahrscheinlich in der ganzen Familie eine besondere Liebe zum Obsbau erweckten. Man siehe Herodotus L. 8. 138.

Reich in einem noch blühendern Zustande angetroffen haben müßte. Allein bürgerliche Kriege, durch den Wechsel der königlichen Verwandten auf dem Throne veranlaßt, störten gar sehr das Gute, das der weise Alexander geschaffen hatte; drückten zum wenigsten die Kultur des Bodens durch Frucht- und Obstbau immer mehr zurück, als daß sie dieselbe befördern konnten.

Indessen verdient doch immer der Zustand der Obstkultur nicht allein in Mazedonien *), sondern überhaupt auch in ganz Griechenland bey dem Antritt der Regierung Alexanders nicht unbedeutend, sondern in seinem Wachsthum begriffen, genannt zu werden. Der Gang, den die Verbreitung der Obstarten, seit Herkules Zeit, von den Uralischen Gebürgen aus genommen hatte, war bis zu seiner Zeit wahrscheinlich immer offen gehalten worden. Von der untern südlichen Seite des Kaspischen Meeres, von Dagestan, Schirwan und Makendran aus, hatte der Obstfruchtbau seinen Weg theils weiter nördlich, nach dem heutigen Georgien und Cirkassien hin, in der Gegend der Kaukasischen Gebürge, theils auch weiter östlich, durch Kleinasien hin, genommen. Ein Land war nach dem andern, an ihm angrenzenden, damit bedeckt worden, wenn nur sein Klima annahm, was sich von diesen Fruchtarten ihm näherte; so, daß Mazedonien entweder über und um das schwarze Meer herum, durch Thrazien her, oder durch Kleinasien, von dem es doch nur durch das letztgenannte Land und durch den Propontis getrennt war, seine Obstfruchtbäume erhalten haben konnte. So viele Jahrhunderte, als seit Herkules Zug nach dem Garten der Hesperiden verflossen waren, hatten eine solche weit-ausgedehnte allmähliche

*) Viele Hinweisungen auf diese Nachricht finden sich im Theophr., wie z. B. in seiner N. G. d. Gew. L. III. K. 5. u. an mehreren Orten.

Verbreitung von Land zu Land gar wohl möglich machen können: denn — was vermag wohl nicht die Zeit!

Dafs in Thrazien der Fruchtbau häufig betrieben worden *), und dafs er daselbst wahrscheinlich früher als in Mazedonien vorhanden war, dieses beweiset die Erzählung von einem gewissen Eumolpus, der, wie wir in der Urgeschichte erfahren, den Obstbau durch die Eleusinischen Mysterien in dem untern Griechenland vorzüglich beförderte, welches, so sehr die Erzählung dieses Vorfalles auch im Gewande der Fabel erscheint, doch allerdings auf eine vollkommene Kultur des Obstfruchtbaumes in diesem Lande schon in einer sehr frühen Zeit hinweist. Höchst wahrscheinlich hatte dieses Land seine Obstfruchtbäume von dem alten Kolchis her, um das schwarze Meer herum erhalten **). — Für den Gang der Obstkultur von Kleinasien aus nach Mazedonien hin scheint aber besonders die Insel Thasos ein ziemlich vollgültiges Zeugniß abzulegen; diese Insel, welche an dem Eingange des Propontis, in gleicher Entfernung von den Kleinasiatischen sowohl, als den Mazedonischen Küsten liegt, und wegen ihres sehr weitgetriebenen Anbaues von mancherley Arten von Obstfrüchten im Alterthume sehr berühmt war.

*) Dieses läßt sich ebenfalls auch aus der Nachricht von den Gärten des Midas in der so eben angeführten Stelle aus dem Herodotus schließen.

**) Woher denn sonst auch die in der so frühen Zeit der Temeniden in dem obern an Thrazien angränzenden Gegend Mazedoniens angelegten Gärten des Gordischen Midas? Natürlich bleibt doch hier auf jeden Fall die Vermuthung, dafs die in demselben enthaltene so sehr berühmte Rosengesträucher und Fruchtbäume eher über kleine Flüsse um das schwarze Meer herum, als über das Meer hin aus Asien gegangen waren!

Was Macedonien nun von Fruchtbäumen über Thrazien her gewonnen hatte, dieses stieg sicher auch in das übrige Griechenland hinab. Das ihm zunächst liegende Thessalien, dessen schönen mit so äusserst glücklich vertheilten Bergketten, Ebenen, und Thälern gewürkte Lage, dessen milder Himmel dem Obstbaum einen besonders vertheilhaften Boden anwies, nahm dieses Alles zuerst auf, und sendete es sodann weiter nach Böotien, Attika, und den Peloponnesus hinunter; welche Länder übrigens von den sporadischen Inseln um ihre Küsten herum in dem Archipelagus gleichfalls das erhielten, was von Kleinasien zu ihnen gekommen war.

Vor Alexanders und zu seines Vaters Zeiten betrieb man also den Obst- sowohl als den Weinbau sehr lebhaft in Griechenland. Die unnützen, sauern, und den Schlund durch ihren würgenden Geschmack zusammenziehenden Holzaepfel und Holzbirnen des Peloponnesus; wie man diese mit dem eigenen, diese Eigenschaften ausdrückenden Namen „Ochnai“ einst benannte, waren grösstentheils verschwunden, und hatten den durch Kunst und Natur nach und nach veredelten süßen schmackhaften Birnen, die nun den Namen „Apia“ bekamen, Platz gemacht. Auf den Tafeln der Griechen, bey ihren frugalen Mahlzeiten sowohl als bey ihren Prunkgelagen, traf man die wohlschmeckendsten Birnen aus Thiasus, das mit seinen frischen sowohl als gedörrten Früchten einen grossen Handel trieb, so wie aus dem Peloponnesus; die schönsten Feigen aus Sycyon, das entweder von der griechischen Benennung der Feige wahrscheinlich seinen Namen erhalten, oder das seinen Namen diesen Früchten, die in vorzüglicher Güte und Menge um diese Stadt erwachsen, gegeben hatte, sowie auch aus Attika*);

*) In diesem Lande, besonders aber in der Hauptstadt derselben, in Athen befand sich die Feigenbaumzucht von dem

die besten Nüsse aus Euböa; nebst dem schönsten Wein aus Lesbos, Chios, und Kos. Von der Stadt Athen weiß man es, daß sie damals schon ihre Obsthöcken oder Obstverkäufer besaß, daß das Volk daselbst einen großen Theil seines Unterhaltes von Obstfrüchten bezog, und daß man jene Klasse von Verkäufern Oporopolen oder Oporonen, wie die Gemüshändler Lachnopolen nannte.

Den Obstbau hatte man auch damals schon wissenschaftlich zu betreiben angefangen. Einige Schriftsteller sogar hatten über denselben geschrieben, von welchen uns aber, traurig genug! die Geschichte weiter nichts als ihren Namen aufbehalten hat. Sie sind Demokrit der Physiker, der sich fast allein bloß mit der Physiologie der Obstbäume insbesondere, so wie des ganzen Gewächsreiches überhaupt, in einem eignen Werke beschäftigt zu haben scheint; und Androtion, welcher über die besondere Pflege des Obstbaums schrieb, und in das Einzelne derselben eingieng. Von beyden spricht Theophrast; besonders wird aber dieser Letztere mehrmals von ihm angeführt. Uebrigens gedenkt er auch noch hin und wieder eines gewissen Mnestor, welcher über den Obstfruchtbau geschrieben habe.

Plutarch spricht von einem Obstbaume, der auf dem Vorgebürge Sunium gestanden, und gegen dreissig verschiedene Sorten von Obstfrüchten, die in denselben durch Kunst gepfropft worden wären, getragen

ältesten Zeiten her in einem ansehnlichen Flor. Die Ausfuhr der Feigen war aber in den ältesten Zeiten sogar durch Gesetze gehindert worden, weil man diese Frucht, die in diesem steinigten Lande besser gedieh als jede andere, für ein vorzügliches Nahrungsmittel des Volkes hielt. Die Wächter über diese Sperre wurden Sykophanten genannt: sie waren eine Art von Marechaussée-Bedienten.

haben soll *). Welche Bemühung, auch wenn sie nur zu ihrem sechsten Theile gelungen wäre, auf jeden Fall doch ein großes Bestreben, die Kunst der Obstpflege immer weiter zu bringen, verräth, und in den neuesten Zeiten erstlich, zu baldiger Prüfung neuer Obstsorten, wieder vorgeschlagen worden ist.

Aus diesem Allen ergibt es sich also, daß die Obstkultur in Griechenland, bey dem Regierungsantritte Alexanders des Großen, sich schon ihrer Blüte näherte. Aus Mangel an sichern Nachrichten läßt sich aber nichts bestimmteres darüber angeben. Das was Aristoteles, Theophrast und andere darüber sagen, fällt in die Zeit nach Alexanders Kriegszug nach Indien**), zu der wir deshalb jetzt übergehen wollen.

*) Man vergleiche damit die Nachricht, welche der etwas spätere Theophrast im 5. B. seiner N. W. der G. hierüber ertheilt. Er sagt: πολυφορεῖν μὲν οὐκ αὐτὸ διὰ ταύτας ὑποληπτέον τὰς αἰτίας. ὁμοίαι γὰρ τρόποι τινα ὥσπερ εἰ τις ἐνοφθαλμίσῃ δένδρον ἐν ἀπο πλείονων καὶ διαφορῶν.

**) Daß Indien, besonders der gebürgige Theil desselben, in der Nähe des Paropamisus, von der Provinz Aria an bis zur Stadt Nyssa, an den mannigfaltigsten Obstfruchtbäumen, von denen man zu Alexanders Zeit in Griechenland nichts wußte, sehr reich und also hier eine große Ausbeute zu machen war; dieses bezeugt Theophr. N. G. der Gew. L. IV. K. 5. wo er sagt: διαφέρει δὲ καὶ αὐτὴ τῇ χωρᾷ, τῷ τῆν μὲν φέρει σίκα, τῇ δὲ μὴ φέρειν, ἢ γὰρ ὄρεω καὶ ἀμπελὸν ἔχει καὶ εἰλαιον, καὶ τὰ ἄλλα ἀκαρπύα, πλην ἀκαρπύων τὴν εἰλαιον. Und weiter oben, wo er von einem Baume spricht, welcher Früchte trug, die den Korneliuskirschen sehr ähnlich waren, sagte er: καὶ ἕτερον δὲ πλείω καὶ διαφορότα των εἶς τοῖς Ἕλλησιν. ἀλλ' ἀνώνυμον. — σχεδὸν γὰρ ὥστε δὲ τινες φασὶν, αὐτὲ ὅλως τῶν δένδρων, οὐδὲ τῶν ὑλημάτων, οὐτὲ τῶν ποικίλων, ὁμοίων εἶς τοῖς ἐν τῇ Ἑλλάδι; πλην ὀλίγων. Man traf also dort, nach Theophr. Aussage, mehrentheils ganz andere Bäume, Sträucher und Kräuter, als in Griechenland, nur einige weni-

Zustand der Obstkultur Griechenlands zu Alexanders Zeit, nach dem Kriegszuge desselben nach Persien und Indien.

I. Nähere Zeit nach dem Anfang desselben.

Aristoteles.

Obschon Aristoteles Alexanders Lehrer war, und die Zeit seines Wirkens deshalb auch in eine frühere Periode, als in die, welche nach dem Zug Alexanders fällt, der gewöhnlichen Methode nach, gerechnet werden sollte; so glauben wir doch nur dann ganz sicher zu gehen, wenn wir das, was Aristoteles Bemühungen um die Obstbaumzucht als Schriftsteller charakterisirt, nämlich einige Abschnitte in seinen Problemen und besonders mehrere Kapitel aus seiner Schrift „über das Gewächsreich“ nach jener Periode erst für geschrieben halten. Die Gründe für diese Meynung sind folgende:

Es läßt sich nämlich nicht wohl denken, daß ein Mann, wie Aristoteles, der mit einem so äusserst lebhaften und tiefgehenden Geiste geboren, der in seiner Jugend ganz für die höhern ästhetischen Wissenschaften gebildet war; vor dem Zuge Alexanders nach Indien, sich mit etwas anderm, als den Gegen-

ge ausgenommen: als, Weinstöcke, Oliven, und einige Obst- und Nufsbäume. — Diese vom Theophr. aus den Erzählungen von Alexanders Kriegen gezogene Nachrichten werden durchgängig auch von den neuesten Reisebeschreibern, in Betreff der Länder jenseit oder in der Nähe des Paropamisus, bestätigt. Man sehe Lennel *Memoir of a Map of Hindostan* p. 105. wo er sagt; the soil is the richest, that can be conceived; and its productions these of the temperate zone. Und Bernier *Voyages Th.* II. p. 271. der alle Obstsorten, Aprikosen, Pflschen u. s. w. im Lande der Aegenen, wo das alte Alexandrie einst war, nebst so vielen unbekannten vortheilhaften Früchten, in großer Menge faude.

ständen der höhern philosophischen Spekulation abgeben haben könne. Die Kraft eines feurigen Geistes übt sich in der Jugend mehr in dem Gebiete der Phantasie und des Scharfsinns, indem sie selbst etwas erschaffen und hervorbringen will. Nur in dem Weisern, dem erfahrungsreichern Alter erst kehrt sie von jenen Bemühungen mit sich selbst zu den Beschäftigungen des gemeinen Lebens zurück; in welchen sie einen nützlichen Vorwurf zugleich für Arbeit, als für Erholung findet. Sie kehrt dann vorzüglich, wenn Gelegenheit und Muße es ihr erlauben, im ruhigen Landleben zur Beschäftigung mit dem Land- und Gartenbau zurück. — Bey wie vielen der besten Köpfe erblickt man nicht diesen Gang ihres menschlichen Strebens! Ein Virgil, dessen vollendetstes Gedicht, nach seiner eignen Behauptung, bekanntlich die Georgika sind, und ein Addison, so wie auch noch viele unzählige andere unsrer vorzüglichsten, edelsten Männer sprechen laut für diese Behauptung. — Selbst jedes Volk, je höher die ästhetische Kultur der Wissenschaften in ihm steigt, folgt im allgemeinen diesem Gange. Seine Staatsmänner, seine Philosophen, seine Dichter, seine Gelehrten, und seine Künstler begeben sich nach den Jahren der Jugend, die sie für den Staat und für die Wissenschaften verlebt, in die Arme des Landlebens, um auch dort mit ihrem thätigen Geiste noch zu nützen. Und gewöhnlich erwählen sie dann hier eine Art von Beschäftigung, die bey aller ihrer Nützlichkeit, auch die angenehmste ist; nämlich die Kultur ihrer Gärten. Mit jedem einzelnen Gegenstande in denselben vertraut spekuliren sie dann in und mit der Natur selbst; und ihr Geist wird durch die gemeinschaftliche Sorge für deren Erzeugnisse gewissermassen mit ihr verschwistert. — So fanden wir die Griechen, so besonders die Römer, so die Franzosen, so die Engländer, so finden wir uns Deutsche fast durchgängig in der neuesten Zeit.

Als Alexander seinen Heerzug nach Indien unternahm, war nun Aristoteles ein junger kraftvoller Mann; höchstens erst gegen fünfzig Jahre alt. Damals lehrte er die spekulative Philosophie der studirenden Jugend zu Athen. Schwerlich schrieb er da schon das über die Obstzucht, was wir jetzt von ihm haben. Vielleicht besaß er da noch nicht den prächtigen grossen Garten, den er, nach seinem Tode, dem geliebtesten seiner Schüler, dem Theophrast, hinterließ, der doch mit grossen Kosten nur von ihm angeschafft seyn konnte. Dazu kommt noch ferner, daß Aristoteles erst durch Alexandern, seinen ehemaligen Zögling, vorzüglich auf die Beschäftigung mit der Naturgeschichte, und in soferne auch mit dem Gewächsreiche geleitet worden zu seyn scheint. Es ist nämlich aus der Geschichte bekannt, daß Alexander, trotz mancher vorgefallenen Mißshelligkeiten zwischen ihm und seinem Lehrer, doch immer mit besonderer Neigung an ihm hieng, und noch mehr, daß er ihm, während seines Aufenthaltes in den entlegensten Ländern Asiens das Merkwürdigste für die Wissenschaften übersandte. *) Dieses soll, einigen Berichten zu

*) Daß das Versenden der Obstfrüchte in der damaligen Zeit schon bekannt gewesen sey; dieses bezeugt, von getrockneten Früchten, zuerst Diodorus von Sizilien in seiner Bibl. L. XVII. K. 597. wo er sagt, daß Alexander, nachdem er über einen Arm des Tigris gegangen, in das Land der Uxier (das heutige Chusistan oder auf Fars) wo es an Irak gränzt, gekommen sey, und daselbst eine an allerley Früchten sehr reiche Gegend gefunden habe. „Aus dieser Gegend — sagter — waren von den dortigen Kaufleuten auf dem Tigris viele Schifsladungen der besten im Herbste getrockneten Obstfrüchte nach Babylonien gebracht worden.“ Es bezeugt dieses zweitens Plutarchus L. VI. wovon er erzählt, daß dem Alexander vom Meere her frische griechische Früchte gebracht wurden, kurz vorher, ehe er den Klitus ermordete. Ueber die ganz vorzügliche Fruchtbarkeit an allerley Obstbaumfrüch-

Folge, nicht bloß mit eigentlich bloß litterarischen Sachen, sondern vorzüglich auch mit Gegenständen der Natutgeschichte geschehen seyn.' Ohne Zweifel mußten diese königlichen Geschenke nur noch eine grössere Liebe zu dem Studium der Natur überhaupt erwecken, und immer mehr zur Beschäftigung mit derselben führen. Die seltenen Gewächse, die sein Garten erhielt, mußten ihn zu einer genauern Kenntniß des Gewächsreiches antreiben. Also diesem Umstande haben wir vielleicht vorzüglich die einzelnen Wahrheiten zu verdanken, welche Aristoteles uns über Obstfrüchte, und Obstbäume hinterlassen hat.

Die Schrift des Aristoteles, die den Titel führt: „über die Gewächse“ *) ist in zwey Bücher eingetheilt, und enthält eigentlich bloß einen allgemeinen physiologischen Versuch über das Gewächsreich überhaupt, in dem von der Physiologie der Stauden an bis zur Physiologie des Obstbaumes manches Interessante verhandelt wird. Die Geschichte der Obstkultur verlangt ihrem Zwecke gemäß, daß das Wichtigste aus derselben hier angegeben werde.

ten in dem erwähnten Fars auch heut zu Tage noch, lese man nach Tavernier I. S. 40. der in diesem Lande die Gegend von Xead ein Paradies nennt, welches die besten Früchte von ganz Persien enthalte, und eben so auch die Gegend von Schiras lobt.

- *) Der griechische Titel dieser Schrift heisst: *Τὸ περὶ φυτῶν*; und beyde Bücher halten ohngefähr vier Bogen im Druck. Man ist zwar unter den Kritikern noch nicht ganz damit übereinig, ob man sie für echt zu halten habe; indessen scheint die Annahme ihrer Aechtheit doch gar nicht unwahrscheinlich zu seyn, wenn man sie mit Theophrasts seines Schülers Schrift vergleicht, wo es sich dann findet, daß Theophrast diese Schrift gekannt haben muß, da er die Hauptsätze derselben ganz im Aristotelischen Geiste weiter ausführte.

In dem ersten Kap. *) des ersten Buches dieser seiner Pflanzen-Physiologie fängt Aristoteles mit einer scharfsinnigen Untersuchung über die Lebenskraft der Gewächse an, und in ihm erweist er: daß die Gewächse allerdings mit Lebenskraft versehen wären; jedoch indem er ihnen zugleich das Vermögen des Begehrens, der Empfindung und des absoluten Lebensprinzips in ihnen selbst abspricht. Ein Gegenstand, der auch von den berühmtesten Pflanzenphysiologen der neusten Zeit behandelt, und nicht viel anders, als von Aristoteles geschah, abgethan worden ist.

Von Aristoteles Zeiten nämlich hatten ältere Naturphilosophen, die sich mit dieser Physiologie abgaben, das Vermögen des Begehrens und der Empfindung den Gewächsen noch zugetheilt. Sie waren Anaxagoras und Empedokles. Ja der erstere von diesen hatte sogar behauptet: daß sie zum Thierreiche zu rechnen wären, indem er aus dem Treiben und Wachsen, so wie aus dem Verlieren ihrer Blätter, Blüthen, und Früchte schliessen zu können glaubte, daß sie Vergnügen so wie Schmerz empfinden. Der zweyte folgerte dieses aus ihrer Geschlechtsvermischung. Und Plato **) gestand ihnen ein Begehungsvermögen aus dem Grunde zu; weil der Drang zur Aufnahme von Nahrung in sie so äusserst lebhaft sey.

Alle diese Behauptungen verwirft aber Aristoteles als übertrieben, und folglich als ungegründet. Die Art, wie er sie widerlegt, ist folgende:

„Es ist auf jeden Fall richtig“ sagt er — „daß das Gewächs eben so gut Lebenskraft besitzt, als das

*) Die Ueberschrift dieses Kap. ist: *Οτι τα φυτα ουτε επιθυμουν εχουσιν, ουτε αισθησιν, ουτε κινησιν εξ εαυτου*

**) Die Worte des Aristoteles über die Platonische Vorstellungsart sind: *ωσαυτως και ο Πλατων επιθυμειν μονον αυτα, δια την σφαδραν της θρεπτικης δυναμους αναγκη, εφησεν.*

Thier: nur bemerkt man diese an den Thieren eher, als an den Gewächsen: denn alles, was Nahrung in sich aufnimmt, diese in sich organisch vertheilt, und also wächst, besitzt Lebenskraft. Allein deshalb besitzt es noch kein Empfindungsvermögen wie das Thier. Wenn es ein Empfindungs- oder Begehrungsvermögen hätte, so müßte auch ein Sinn dafür in ihm vorhanden seyn. Aber man bemerkt weder diesen, noch ein Organ dafür, der zu ihm führte, in ihm. So wie man Organe, die für die Ernährung bestimmt sind, in den Gewächsen hat, so trifft man im Gegentheil auch nicht ein einziges für die Empfindung. Die Lebenskraft des Gewächses äussert sich nur dadurch, daß es zunimmt oder wächst. Die Lebenskraft besteht aber ausser diesem noch in dem Begehrungs- und Empfindungsvermögen, welche, als den andern Theil derselben, man nur bey den Thieren findet, wo das Leben schon vollkommener ist, oder die eine vollkommnere Organisation erhalten haben. Das Vermögen Nahrung aufzunehmen, also — zu wachsen, trifft man in den Thieren sowohl, als in den Pflanzen an; allein nur die Thiere fühlen das Verlangen nach Nahrung, die Pflanzen aber nicht. Jene sind sich dieses Gefühls entweder dunkler oder deutlicher bewußt; diese hingegen nehmen die Nahrung nur auf.
u. s. w. "

In dem zweyten Kapitel eben dieses Buches, spricht Aristoteles von einem gleichfalls eben so wichtigen Gegenstande, der bis hieher eben so oft bestritten, als vertheidigt worden ist; nämlich von dem männlichen sowohl, als weiblichen Geschlechte im Gewächsreiche. *) Exist der älteste Schriftsteller, den wir noch besitzen, der diese Behauptung zuerst aufgestellt hat, und die von allen grossen Naturkündigern nach ihm nur weiter fortgepflanzt und ausgebildet worden ist.

*) Περὶ τοῦ ἐν τοῖς φυτοῖς γυναικός.

Der oben schon angeführte Empedokles ist wirklich eigentlich der Urheber derselben, und von diesem hatte sie Aristoteles erstlich angenommen. Es ist dieses eben der Empedokles, von dem die alte Sage sich erhalten hat, daß er einen Thurm auf dem Aetna bewohnt, und in diesen sich hinab gestürzt habe. Wie die Schrift hieß, in welcher er diese Wahrnehmung zuerst niederlegte, dieß ist nicht bekannt geworden. Aristoteles ist der einzige, der dieser Wahrnehmung von ihm Erwähnung thut. Auffallend ist es aber doch, daß diese Beobachtung schon fast zwei bis drei Hundert Jahre vor Aristoteles gemacht wurde, welche zu unsern Zeiten erst eine vollkommnere Ausbildung durch das auf denselben errichtete Linnäische System erhalten hat. Ja sie wird noch auffallender dadurch, daß Aristoteles das Richtige in ihr durch etwas Schiefes widerlegte. Empedokles behauptet nemlich nicht nur: »daß es in ein und derselben Gewächsart verschiedene männliche und weibliche Individuen gebe,« sondern auch: »daß in einem und demselben Individuum öfters beyde Geschlechter sich vereinigt befinden.« *) Diesen letztern Satz bestreitet Aristoteles, und scheint dabey gerade nicht an den Birn- und Aepfelbaum gedacht zu haben, in dessen Blüthe sich vorzüglich diese Geschlechtsvereinigung befindet.

Aristoteles sagt nemlich hierüber: »Was aber in Betreff dieser Untersuchung (nemlich der Physiologie der Gew.) noch näher bestimmt zu werden verdient, das ist dieß: ob man in jeder Gewächsart männliche und weibliche Individuen, besonders finde, oder sie in einem und demselben Individuum verbunden treffe?

*) Diese Hauptstelle, welche für die Bekanntschaft des Empedokles mit dem männlichen und weiblichen Geschlechte auf einem Gewächse spricht, finden wir bey Aristot. also ausgedrückt: *κατανοούμεν ζήτην: ποτερον ευρισκοται ταυτα τα δυο γνη κεκαυμένα αμα εν ταις φυταις, ως υπερεμπεδονκλῆς.*

Männlich *) nennt man nun überhaupt nur das, was, wenn es erzeugt, etwas in einem andern erzeugt; und weiblich **) das, was das von einem andern Erzeugte in sich aufnimmt: beyde müssen also von einander getrennt seyn. Da man nun in jeder Gewächsart männliche und weibliche Individuen findet, das männliche Geschlecht in derselben hart, rauh, und rigide, das weibliche aber weich und fruchtbar ist; so läßt es sich allerdings fragen: ob das männliche und weibliche Geschlecht in einem und demselben Individuum verbunden sich befinde, wie Empedokles behauptet? — Ich halte dieses für ungegründet. Denn das, was sich mit einander vermischen will, muß sich vorher von einander getrennt befinden; das männliche Individuum und das weibliche muß für sich bestehen. Und die Vermischung kann nur durch das Geschäft der Zeugung geschehen. Nach Empedokles Meynung fände man aber schon vor der Vermischung eine Vermischung, welche in einer und derselben Stunde eine zugleich leidende und thätige Ursache wäre. Ja! Allein nie findet man das männliche und weibliche Geschlecht in einer und derselben Pflanze verbunden: ja — wenn dieses wäre; so würde die Pflanze ein noch vollkommner organisirtes Naturprodukt seyn, als das Thier! Und doch bedarf das Thier zu seinem Geschäfte der Zeugung keiner von aussen her auf dasselbe einwirkenden Ursache, wie die Pflanze, durch welche, bey dieser, die Vermischung der Geschlechter erst möglich gemacht wird! Denn die Pflanze hängt hierinnen ganz von den Jahreszeiten ab. Die Sonne, warme Luft, und am mehrsten der Frühling tragen das Meiste dazu mit bey, daß das Gewächs seine Knospen erst zum Ausbruch und zur Blüthe zu bringen vermag.“

*) το αρρεν.

**) το θηλυ.

Aus dieser Aristotelischen Stelle ergibt es sich also so ziemlich klar, daß das Befruchtungssystem, durch die Staubbeutel der Antheren in die Pistillen, dem Empedokles sowohl, als Aristoteles, obschon vielleicht nur einer oberflächlichen Wahrnehmung nach, bekannt gewesen ist. Auf diese Wahrnehmung konnten sie ja, bey einem nur etwas aufmerksamen Geiste, die auffallenden Erscheinungen an den Gurken, Palmen, Wachholderbäumen, Korneluskirschen, und Dattelpflanzen leicht geleitet haben! Sie fanden es, und mußten es hier natürlich finden, daß die Befruchtung durch die Blüten statt finde; (denn warum sollte sonst Aristoteles die Frühlingssonne als eine vorzüglich äussere praedisponirende Ursache zur Begattung, dadurch daß sie die Blüten hervorbringe, angegeben haben,) aber sie kannten die einzelnen Bestandtheile der Blüthe zu wenig, als daß sie über den Hergang des Geschäftes bey der Befruchtung hätten belehrt seyn können. Zu dieser vollkommnen Einsicht haben uns ja selbst erstlich in dem verflossenen Jahrhundert, und dieses zwar nur in den letzten Decennien desselben, vorzüglich die berühmten von Gleichenschen und Hedwigschen Entdeckungen geführt! Die bewaffneten Augen unsrer Naturkundler vermochten es freylich erst, dasjenige bestimmt zu erkennen und darzustellen, was das bloße Auge scharfsinniger Alten bey all ihrer Scharfsicht doch nur zu ahnen im Stande war. —

Daher mag es auch wohl kommen, daß Aristoteles der Empedokleischen Vorstellung widersprach, nämlich: „daß in einem und demselben Gewächse sich ein männliches und weibliches Geschlecht befinde.“ Dieses würde von ihm nicht geschehen seyn, wenn er die Funktionen der einzelnen Theile der Blüthe gekannt hätte. Er widersprach ihr daher aus Gründen der Philosophie und der Analogie mit den Thieren, welche, von einander getrennt, nur in dem Geschäfto

der Zeugung erstlich zusammengehen. Diese Vermuthung sichert folgende Stelle aus ihm: —

„Man kann sich übrigens auch das männliche und weibliche Geschlecht in den Pflanzen auf die Weise vorstellen; daß es nämlich mit dem Saamen derselben während der Befruchtung sich eben so verhalte, als mit dem der Thiere; zu dem bekanntlich eine Vermischung des Männchens sowohl als des Weibchens erfordert wird. Und so wie in dem Ey sich Zeugungskraft (während daß das Thier entsteht) und Nahrungskraft befindet, von der das gezeugte Thier, bis zu der Zeit, wo das Junge hervorkriecht, erhalten wird; eben so enthält dieses beydes auch der Saame des Gewächses“ u. s. w.

Diese Vergleichung des Körpers der Gewächse selbst mit dem animalischen Körper, welche freylich bis hieher zu so vielen Fehlritten in der Pflanzenphysiologie Veranlassung genug gegeben hat, und von der man nur neuerdings erst zurückzukommen durch richtigere Erfahrungen genöthiget worden ist, setzt Aristoteles bey der Angabe der einzelnen Theile der Gewächse weiter fort. So theilt er z. B. den Baum, der Früchte trägt, im dritten Kap. seiner Schrift in folgende Theile ein. In Artickel, *) in Saftgefäße, **) in Holz, Rinde und Mark. Diese Theile alle vergleicht er mit Gliedern und Theilen des thierischen Körpers. Die Artickel vergleicht er mit den Nerven, die Saftgefäße mit den Adern, das Holz mit den Früchten und

*) *δεσμός*, eigentlich: Band, oder Verknüpfung.

**) *φλέψ*, wörtlich: Ader, Blutgefäß. — Diese Aristotelische Vorstellungsart von wirklichen regelmäßig konstruirten Gefäßen in dem Baume hat sich bis auf die neuesten Zeiten erhalten, und zu ihrer Widerlegung ist erstlich von dem scharfsinnigen Medikus in Mannheim in seinem Journal für Pflanzenphysiologie wieder der Anfang gemacht worden.

und Knochen, die Rinde mit der Haut, und das Mark mit dem Knochenmark der Thiere. Von diesen Theilen allen, sagt er, haben einige Gewächse nur einige, andere hingegen alle zusammen. Wo sie sich alle zusammen vereinigt befinden, da soll die Organisation des Gewächses ganz vollkommen seyn. Um die Vergleichung des Pflanzenkörpers mit dem Thierischen ganz vollständig zu machen, so bemerkt er übrigens noch, daß die Wurzeln an der Pflanze eben dieselbe Stelle einnehmen, welche der Mund an den Thieren habe.

Dieses wäre das, was Aristoteles über die innern Bestandtheile jedes Baumes (denn wir führen nur dasjenige aus ihm an, was den eigentlichen Baum und zwar den Obstbaum betrifft) gesagt hätte: allein auch über seine äußern Theile, deren verschiedenen Ansatz und Bildung hat er sich verbreitet. Ein Baum, sagt er, ist jedes Gewächs, das die oben angegebenen, innern Bestandtheile alle in sich vereinigt, und von seinen Wurzeln aus als ein Stamm erwachsen ist, an dem mehrere Aeste sich angesetzt haben. Je vollkommner die äussere Gestalt eines solchen Baumes ist, desto mehr wird sich seine Neigung, von den Wurzeln aus als Stamm zu erwachsen, offenbaren. Freilich giebt es nur wenig Bäume von dieser Art, und die meisten sollen von Anfang an, in dem Stande der Wildheit, mehrere Stämme oder Aeste sogleich aus ihren Wurzeln getrieben haben, als Büsche erwachsen seyn, und nur durch Wartung oder Pflege erst einen Stamm erhalten haben. Zu diesen Bäumen rechnet Aristoteles vorzüglich unsre Obstbäume, und mit bestimmten Worten, nennt er, neben der Myrthe, den Apfel- und Birn-Baum.

Durch diese Bemerkung des Aristoteles hätten wir dann die erste und älteste Bestätigung der Vermuthung der berühmtesten Physiologen über die ursprüngliche Natur der Obstbäume in denjenigen Ländern, wo sie *Kulturgesch. des Obstbaues. 1 Th.* K.

uranfänglich nicht als in ihrem Mutterlande erwachsen, erhalten. Eine Bestätigung der Vermuthung, die darauf beruht: daß jeder Obstbaum in seinem vollkommen wilden Zustande als Strauchbaum erwachse, und daß Kultur und Pflege ihm erstlich einen Stamm ertheilt habe *). Sie wäre eine Bestätigung für das, was Du Hamel in Betreff des Doucin-Apfels anführte, und träte dann zusammen mit der Beobachtung von Pallas über den *cerastus pumila* in Sibirien.

Wichtiger aber noch als diese Nachricht ist für den Obstpfleger doch die, welche Aristoteles über das Fortpflanzen, Veredeln, und Pfropfen **) der Bäume ertheilt. Sie ist die älteste, welche hierüber aus einem Schriftsteller angeführt werden kann, die bestimmt davon spricht, und für die Geschichte der Obstkultur so merkwürdig, daß sie in ihrer ganzen Ausdehnung ausgezogen zu werden verdient. Sie findet sich in dem sechsten Kap., und lautet folgendermaßen:

*) Um diese wichtige Behauptung so glaubwürdig als möglich zu machen, so führe ich die eignen Worte des Aristoteles an: „Μυρσινὴ δὲ, καὶ μέλας, καὶ ὀχτὴ, καὶ τὰ λοιπὰ ὅμοια δένδρα εἰς ταῦτο τὸ γένος (nämlich derjenigen Bäume, welche viele Aeste aus ihren Wurzeln treiben) περιχόνται, ὡς πολλοὶ καὶ ματαῖοι εἰσι κλάδοι, ἐκ τῶν ῥιζῶν αὐτῶν φύονται.“ Man findet diese Stelle im 4ten Kap.

**) Für das Wort Pfropfen, oder vielleicht überhaupt, Veredeln braucht Aristoteles zwei Wörter. Das eine heißt: *εγκτερισμός*, von *κετρίζω*, ich stecke ein. Das zweite heißt *εμφυλλισμός*, von *φυλλον*, das Blatt, die junge Knospe. Vielleicht würde das erstere Wort mehr als das Kunstwort des Pfropfens gebraucht, weil das Reis in den Stamm hineingestochen wurde, das andere hingegen galt mehr vom Okuliren, weil dadurch bloß das junge Auge, die Knospe in die Rinde des Stammes gebracht ward.

„Einige Bäume werden durch Hülfe ihres Saamens fortgepflanzt, andere durch sich selbst; d. h. durch Theile von ihnen. Bey einigen geschieht dieses nemlich durch Wurzeln; bey andern durch Ausschößlinge aus dem Stamm; bey andern durch Zweige. — Einige werden auf Bäumen selbst weiter erzogen; diejenigen nemlich, welche in sie gepfropft werden. — Am besten thut man hier aber immer, wenn man nur ähnliche Arten zu einander bringt *). Man hat freilich auch ein gewisses Verhältniß, dem zu Folge man auch unähnliche Arten mit einander verbinden kann; als z. B. Aepfel mit Birnen, welche Verbindung eben so glücklich von statten zu gehen pflegt, als wenn man ganz ähnliche Sorten auf einander veredelt; als die Feige auf die Feige; den Weinstock auf Weinstock, und Mandel auf Mandel. Ja man veredelt oft in ganz verschiedene Arten; als die gute Olive in die wilde, und den Maulbeerbaum in sehr viele andere Bäume; und bringt sogar oft Reiser von wilden Obstarten in Stämme schon gut gemachter Frucht bäume.“

Aus dieser Nachricht erfahren wir zwar weiter nichts, als daß die Methode des Pfropfens schon zu Aristoteles Zeit üblich gewesen; wir erfahren aus ihr nicht, wie man dieses Pfropfen vorgenommen habe; allein sie belehrt uns doch, daß schon zu der damaligen Zeit mehrere Versuche durch sie gemacht worden waren, verschiedene Arten mit einander zu verbinden. Die Erfindung derselben möchte also eine geraume Zeit vor Aristoteles schon gemacht worden seyn: obgleich man durchaus nicht berechtigt ist, sie in das Zeitalter des Hesiodus schon zu versetzen.

Wie man auf diese Erfindung, deren Nothwendigkeit für die Verbreitung sowohl, als die Vervollkommnung aller Obstsorten sich hinlänglich bewährt hat,

*) *151. ὅτι βέλτερον ἢ ἐκφυγεῖσθαι τὸ φυτόν ἢ τὴν ὄψιν.*

gekommen sey, darüber finden sich schon von Plinius Zeiten her gar manche Vermuthungen, welche aber, wie natürlich, immer nur bloße Vermuthungen bleiben, und weiter nichts zu beweisen vermögen. Die Art und Weise, wie Plinius sich dieselbe vorstellt, ist diese: *) „Ein fleißiger Landmann habe vielleicht einst seine Hütte mit einem Zaun umgeben wollen, und damit die Pfähle nicht an ihrem in die Erde gesenkten Ende verfaulten; einen Epheustamm statt der Unterlage für sie gebraucht. Die in dem Epheustamme eingeschlagenen Pfähle hätten aber von dem lebenden Epheu ebenfalls Säfte und Leben bekommen, und wären in ihm gewachsen. Hierdurch sey man darauf gekommen, den Stamm mit der Säge horizontal durchzuschneiden, und diesen Schnitt hernach mit der Hippe glatt zu machen. Nun sey man nach einer doppelten Methode verfahren. Die erste sey die gewesen, daß man zwischen Holz und Rinde gepfropft habe: denn die Alten hätten sich gefürchtet, den Stamm zu spalten; darauf habe man es erst in der Mitte versucht, und dieses zwar so, daß man nur ein Pfropfreis in das Mark hineintrieb, da dieses mehrere Reiser nicht zu fassen vermochte. Nur dann erst, nachdem diese Erfindung mehr ausgebildet worden, habe man sechs Reiser dazu genommen, um, wenn einige zu Grunde gingen, andere noch zu erhalten. Zu diesem Zwecke habe man den Stamm ganz gelinde gespalten, und das Pfropfreis, keilförmig zugespitzt, in die gemachte Oefnung eingesenkt.“

*) Man sehe Plinius N. G. B. 17. K. 24. von den Worten *an insitionem autem casus, magister alius, et paene numerosior (docuit), ad hunc modum.*“ Zu dieser Vorstellung der ersten Erfindung des Pfropfens nahm Plinius wahrscheinlich die Veranlassung zuerst aus Theophrasts zweitem Buche der N. W. d. Gew. K. 19; wo es heißt: *ωστε γαρ η χρηται τοις περικειμεν τοις εμψυευομενοι, η νοφθαλμιζομενοι.*

Ob diese Veranlassung zur Erfindung des Pfropfens, wie Plinius sie sich hier gedacht hat, auch natürlich, oder zum wenigsten nur wahrscheinlich sey, diese mag jeder selbst beurtheilen. Ein wenig zu umständlich ist sie auf jeden Fall, und es findet sich durchaus mehr Malerey als Natürlichkeit in ihr. Weit eher scheint daher noch die hier statt finden zu können, welche er in dem zwei und zwanzigten Abschnitte eben dieses Buches, in Betreff des Erziehens ganz fremdartigen Bäume auf andern, die ihnen zur Unterlage dienten, wozu die Natur geführt haben soll, angegeben hat *). Hier erzählt er nemlich: „daß öfters Vögel, die von ihnen verschluckten Kerne und Saamenkörner mit ihrem Mist in Baumritzen ausgeleert, daß diese in dem Magen schon erweicht, und von dem beygelegten Mist ernährt, in diesem Keime getrieben, Wurzeln geschlagen hätten, und aufgewachsen wären. Vielleicht wären auch solche Kerne von dem Winde übergetragen worden. Daher habe man denn öfters einen Kirschbaum auf einen Weidenstamm, eine Platane auf einem Lorbeerbaume, einen Lorbeerbaum auf einem Kirschbaume, und so die verschiedenartigsten Früchte auf einem und demselben Stamme erblickt.“ — Diese Vorfälle konnten doch wirklich eher Gelegenheit zu dem künstlichen Versuche gegeben haben, die eine Obstart auf die andere, auch durch das Reis zu übertragen, als die in den Epheu eingerammten ausgeschlagenen Pfähle!

Jedoch noch besser vermuthet Goguet **), welcher die Veranlassung zu dieser Erfindung ganz allein

*) Zwar will Plinius den in diesem Kap. erzählten Vorfall mehr für eine Veranlassung zur Erfindung des Okulirens gelten lassen: denn er sagt in dem darauf folgenden 23ten Abschnitte: *hinc nata inoculatio et caet.* Allein das Inokuliren mit dem Auge halte ich für weit später, und für weit künstlicher, als daß ein solcher Zufall dazu hätte Veranlassung geben können.

*) De l'origine des loix, des arts, et des sciences par le Resident,

dem Zufall zuschreibt. Seine Worte hierüber sind folgende:

„Von dem Augenblicke an, wo man anfing, mehrere Bäume und Gewächse in einen und denselben Raum zu bringen, oder sie in Gärten zu pflanzen, mußte man mehrere Verschiedenheiten der Arten unter ihnen, besonders in Hinsicht auf die, welche in den Wäldern und auf dem Felde sich befanden, bemerken. Und, dieses vorausgesetzt, würde ich nun annehmen, daß die Kunst zu pflöpfen in der Folge aus den Beobachtungen entsprang, welche die Ansicht oder die Entdeckung verschiedener Zweige auf einem und demselben Stamme darbieten mußte. Man sieht nemlich sehr oft, wie Baumäste, oder auch selbst wohl Baumstämme, die sehr nahe neben einander gepflanzt sind, sich ganz nahe berühren, und sehr genau mit einander verbinden. Der Wind, oder sonst ein anderer Zufall konnte nun die Äste von so zwei Obstbäumen sehr stark an einander schlagen, so daß sie sich rieben, und daß sie an den aufgeriebenen Stellen wieder zusammengedrängt wurden. Die aufgeriebenen Stellen gaben Veranlassung, daß der Saft von den beyden Bäumen in den verschiedenen Reisern wechselseitig eindringen konnte. Und daher kam es dann, daß durch diesen Zufall jeder Baum schönere und bessere Früchte trug, als er bisher gewohnt war zu thun. — Man wird von ihnen gegessen haben, und die Verschiedenheit derselben, die man zwischen ihnen und denen von andern Bäumen aus der nemlichen Art bemerkte, wird dazu angetrieben haben, die Ursache dieses Vorfalles aufzusuchen. Man wird jeden Baum untersucht, man wird gefunden haben, daß er durch einen Ast mit dem Ast eines nahestehenden Baumes

Antoine Yvas de Goguet Tome premier, Liv. II. in dem Abschnitte des Arts et Metiers der fünfte Artikel mit der Ueberschrift: du Jardinage: pag. 245.

vereinigt war, und dann die Vortrefflichkeit seiner Früchte dieser Vereinigung zugeschrieben haben. Wahrscheinlich ist es nun, daß man sich in der Folge bemühte, diese Operation der Natur nachzumachen, und daß man den Fingerzeigen folgte, welche sie selbst hierüber gab. Aber nur nach verschiedenen wiederholten Versuchen zu pflropfen, wird man erstlich auf die mannigfaltigen Methoden zu pflropfen gekommen seyn, von denen man weiß, daß sie bey den Alten im Gebrauche waren. Ich halte es aber doch nicht für wahrscheinlich, daß sie in den Jahrhunderten, welche wir jetzt vor uns haben (des Homer und Hesiod) von den Alten schon entdeckt worden seyn möchten.“ *)

Schon zu Aristoteles Zeiten scheint man das Pflropfen als eine Art der Veredlung des Stammes, auf dem gepfropft ward, und als eine Fortpflanzung der bessern Sorten betrachtet zu haben: denn, was für die Obstkulturgeschichte wichtig ist, Aristoteles behauptet: daß kein Baum Früchte trage, welche demjenigen ähnlich wären, aus welchem der Saame genommen worden sey; ja er läugnet dieses überhaupt bey jedem Gewächse. „Einige, sagt er, verbessern, andere verschlechtern ihren Saamen. Der erste Fall tritt ein bey den Mandeln und Granatäpfeln. Mandelbäume, aus bittern Mandelkernen gezogen, geben süße Mandeln, und Granatäpfelbäume aus sauern Apfelkernen bringen süße Früchte. Der zweite Fall hingegen tritt bey den Früchten- und Palmbäumen ein, deren Saame immer schlechter wird.“ — Diese Bemerkungen liefern uns also die erste Nachricht über das Ausarten der Gewächse und Bäume schon zu der damaligen Zeit, und sprechen für die Nothwendigkeit des Pflropfens. Jedoch fügt Aristoteles zu diesen Bemerkungen noch hinzu,

*) Aus eben den Gründen verwirft er auch die Vermuthung des Makrobius B. 2. K. 7. p. 217. daß Saturn den Bewohnern Italiens das Pflropfen gelehrt habe.

dafs eine solche Ausartung nie so leicht und zu schnell vor sich zu gehen pflege.

Da aber jede Ausartung eines Gewächses und zwar besonders des Obstbaumes, ausser den innern Ursachen, vorzüglich noch von äufsern Beförderungsmitteln abzuhängen pflegt; so konnte dieses dem scharfsinnigen Auge des Aristoteles nicht entgehen, und deshalb sind von ihm davon zwei, als die Hauptsächlichsten angegeben worden. Nämlich: Verpflanzung in einen andern Boden und in ein anderes Klima; und: — besondere Kunstgriffe der Kultur. Zum Beleg für die erstere Behauptung führt er das Beyspiel von der Pflirsche an, die er *Belenion* *) nennt; welche, als sie noch in Persien war, schädlich zum Genufs, hingegen nach Aegypten und Palästina verpflanzt, sehr essbar wurde. Zum Beleg für die zweite hat er mehrere Mittel angegeben. Als, z. B. dafs man einen Baum, der eine dicke Rinde habe, und deshalb unfruchtbar sey, dadurch tragbar machen könne, dafs man die Rinde an seinen Wurzeln aufschlitze, und in die dadurch verursachte Spalte einen Stein bringe. Ferner: dafs die Granatäpfel durch Schweinemist, der an die Wurzeln ihrer Bäume gebracht werde, so wie die Mandeln, durch Pflöcke, die man in ihre Stämme schlägt, verbessert werden können. — Ueberhaupt legt Aristoteles sehr vielen Werth auf die Kultur der Obstbäume, und beweist dadurch, wie scharf sein Zeitalter in derselben schon spekulirt habe. Denn so rührt auch von ihm z. B. eine berühmte, und nach ihm so oft wiederholte Erfahrung mit den Palmen her, wo man, durch Beybringung eines mit Blüthen versehenen Zweiges von einem männlichen Baume an einem ebenfalls in der Blüthe stehenden weiblichen, die Befruch-

*) Βελενιον δε το δηλατηριωδες, το γινεται εν τη Περσείδι, μεταφυτευομενον εν Αιγυπτω ή εν Παλαιστίνη γινεται Βρωσιμον.
K. 7.

tung des letztern bewürkte. Gewiss eine feine Beobachtung! Aristoteles drückt sich folgendermaassen über sie aus *): »Wenn man die Blätter, oder die Geschlechtsblüthen, oder ein Stück Rinde von den männlichen Palmbäumen an die Zweige einer weiblichen Palme bringt, und sie ganz genau mit derselben verbindet, so bewürkt man, daß die Früchte der weiblichen Palme schneller reifen, und das Abfallen derselben verhindert wird.« Was bezeugt diese Bemerkung wohl auch noch ferner, als daß die Befruchtung der Bäume durch den Blüthenstaub damals bekannt gewesen, obgleich noch nicht völlig ergründet worden sey! denn Aristot. fährt noch weiter fort, und sagt: **) »Jedoch eben dieses kann auch geschehen, wenn irgend ein Wind von dem Geruche des männlichen Baumes etwas auf die Zweige der weiblichen Palme führte.«

Artig ist die Eintheilung, welche Aristoteles unter den Früchten, nach ihrer äussern Form sowohl als auch nach ihren innern Bestandtheilen macht: sie ist ferner auch deshalb merkwürdig; weil wir durch sie den ersten Versuch zu einer Klassifikation der Früchte, gemacht sehen, welche erst in der neuern Zeit, neben der Berichtigung ihrer Nomenklatur, ihre vollkommene Ausbildung erhalten hat. Vorzüglich aber auf die inneren Bestandtheile liefs Aristoteles sich auch ein. Und so theilte er denn die Früchte ab: in solche, deren Saft flüssig und zum Getränk zu bereiten

*) Im sechsten B. des 1ten Buches findet sich diese Stelle in folgenden Worten: *εἰ δὲ τοῖς φανίζῃ ἐν φύλλῳ, ἢ ψῆμας, ἢ φλοιὰς τοῦ ἀρρενὸς φοινίκος τοῦ θήλειος συντεθεῖν, παρὰ πᾶσι συναφθῶσι, ταχέως πεκαύονται ὡς καὶ οἱ κωνίται καὶ ἡ πτωσίς αὐταί.*

**) Aristoteles Worte über diese Wahrnehmung sind diese: *ἡ τυχὼν δὲ καὶ εἰ ἐκ τῆς ευωδίας τοῦ ἀρρενὸς ἐπὶ τῇ τι ὁ ἀρρενὸς πρὸς τῇ θήλει, πεκαύονται καὶ οὕτως οἱ κωνίται, ὥστε φέρονται τὰ φύλλα τοῦ ἀρρενὸς τῇ θήλει ἀπαιωγμένα.*

war; wie bey den Weintrauben, den Granatäpfeln, und sonst noch vielen andern: in solche, deren Saft fettig war; wie in den Oliven, Nüssen, und Eikern: in solche, in denen er sich mit Honigsüßigkeit befindet; wie in den Datteln und Feigen: und zuletzt in solche; wo dieser Geschmack etwas anziehendes hat, oder aus diesen allen gemischt ist. In Rücksicht auf ihre übrigen Bestandtheile schied er die Obstfrüchte in die, welche aus Fleisch, Stein und Kern zusammengesetzt sind; wie die Pflaumen, und alle Abarten derselben: in die, welche nur Saft und Kerne enthalten; wie die Granataepfel: in die, welche das Fleisch inwendig, die Schale aber auswendig haben; wie die Aepfel und Birnen, u. s. w. Auch auf die Zeitigung oder Reife der Früchte, meynete Aristoteles, habe man mit Rücksicht zu nehmen. Und hier führt er besonders die Kirschen- und Maulbeerbäume als zwei Fruchtarten an, welche vorzüglich bald und schnell zur Reife gelangen. — Höchst wahrscheinlich wurden also die Kirschen schon zu seiner Zeit in Griechenland angepflanzt, und waren daselbst einheimisch; welches aber um so auffallender ist, da die Römer sie erst aus dem Pontus, fast gegen zwei Jahrhunderte nachher, und als Griechenland von ihnen schon erobert war, bekanntlich durch Lukullus erhalten haben.

Das zweite Buch des Aristoteles über das Gewächsreich enthält noch tiefer gehende Untersuchungen in der Physiologie der Gewächse als das erste. In dem ersten Kapitel desselben beschäftigt er sich mit den Grundkräften des Baums, und den Ursachen seines Entstehens sowohl als seines Wachsthum; wo er von allgemeinen Prinzipien ausgeht.

„Der Baum“ — sagt er — „enthält drei Grundkräfte.*), Die erste ist vom Elemente der Erde; die

*) Το δένδρον τρεις έχει δυνάμεις, πρώτην εκ του γένους της γης, δεύτεραν εκ του γένους του υδατος, τρίτην εκ του γένους του πυρος.

zweite vom Elemente des Wassers; und die dritte vom Elemente des Feuers. Denn aus dem Elemente der Erde ist der Stoff, aus dem Elemente des Wassers der Saft, und aus dem Elemente des Feuers die Vereinigung beyder mit einander. — Um diesen Satz zu erläutern, so führt er ein Beyspiel von dem irdenen Geschirr an, während des Akts, wo dasselbe gebrannt wird. „Zu jedem irdenen Geschirr, sagt er, gehört erstlich Thon, als der Stoff; zweitens Wasser, welches den Stoff mit einander verbindet; und drittens endlich Feuer, welches alle Thontheilchen auf das feste an einander bringt. Denn indem das Feuer ausdorrt und brennt, so werden die wässerigen Theile ausgezogen, und sodann alle Theile des Thons näher mit einander verbunden. Je lockerer das Gewebe irgend eines Gewächses ist, desto schneller geht aber nun dessen Wachsthum von statten; je fester es ist, desto langsamer erfolgt es. Dieses kommt daher; weil die Wärme, oder das Element des Feuers, in den Gewächsen von lockererem Gewebe weit leichter durchströmen, und also das Wachsthum an allen Enden eher befördern kann, als in denen, deren Gewebe dichter ist, und also mehrere Hindernisse dem Durchdringen der Wärme entgegen setzt. Aus diesen Gründen, fährt er weiter fort, wird nun auch ein guter Boden, zur Gewährung des Stoffes, ein gutes Wasser, zur Erzeugung des Saftes, und eine wohl temperirte Luft, zur schicklichen Verbindung aller dieser Theile durch das Feuer mit einander, für jedes Gewächs erfordert.“

Solche Betrachtungen liefert das ganze Buch. Diese können aber, da sie von zu allgemeinem Gehalte sind, hier weiter nicht angeführt werden; sie würden zu weit von dem Zwecke der Geschichte selbst abführen, und sind daher Jedermanns eignem Nachlesen zu überlassen. Es mag genügt seyn, hier bloß auf sie aufmerksam gemacht zu haben, da so mancher scharfsin-

nige Gedanke in denselben vorkommt, welcher auch für den bloßen Pomologen von Interesse seyn dürfte. Wir wenden uns vielmehr zu dem, was uns eben dieser Schriftsteller in seinen Problemen über die Benutzung der Obstfrüchte selbst und deren diaetetischen Gebrauch gesagt hat. Er pflegte in diesen Problemen nach der Methode zu verfahren, daß er über jeden einzelnen Gegenstand eine Frage aufwarf, und diese dann auf verschiedene Weise beantwortete. Eben so geschieht es auch in diesem Fragmente, welches wir hier ganz so, wie es ist, ausheben wollen *). Die erste Frage, die er thut, und welche diaetetischen Inhalts ist, ist nun: —

„Woher kömmt es, daß das Obst, wenn man es nach andern schon eingenommenen Speisen zu sich nimmt, nicht mit denselben zugleich verdaut wird. Wie man dieses z. B. an den Feigen bemerkt, die bey dem Erbrechen doch allemal zuletzt ausgeworfen werden, ob man sie schon zuletzt aß? — Liegt nicht vielleicht die Ursache davon darinnen, weil es schwerer ist als alle andern Speisen, und deshalb sich in den Boden des Magens hinabsenkt, wodurch es den andern Speisen wieder Luft macht.“

„Woher kömmt es, daß man von süßem Obste eher als von saurem gesättigt wird? Vielleicht daher: weil wir eher aufhören, Verlangen nach dem Süßen als nach dem Sauern zu empfinden? oder ist dieß die Ursache, daß wir mit süßen Früchten eher unsern Magen füllen können? Dieses ist aber zu beweisen. — Das Verlangen nach Nahrung, oder die Begierde nach derselben, ist ein Bedürfnis, wenn in unserm Magen entweder gar keine, oder doch zu wenig Speise sich befindet. Da nun alles das, was von einem scharfen oder sauren Geschmacke ist, nicht viel Nahrungs-

*) Dieses Problem ist das zwei und zwanzigste, und ist überschrieben: *quæritur an fructus*.

stoff sondern mehr Reitz enthält; so haben wir auch ein weit größeres Verlangen nach demselben, und werden, eben wegen jenes Mangels an Nahrungsstoff, nur später erstlich gesättigt. Von süßen Früchten ist hingegen nur eine kleine Menge nöthig, um uns zu sättigen, da diese Nahrungsstoff genug in sich haben. «

»Woher kommt es, daß die Obstfrüchte, wenn man sie in wohlangefüllten Schläuchen, oder in fest verpichten Gefäßen *) aufbewahrt, nicht faulend werden, sondern sich sehr lange unverdorben erhalten? Vielleicht aus dem Grunde, weil alles das, was der Bewegung ausgesetzt ist, verdirbt, die Obstfrüchte aber auf diese Weise keine Bewegung leiden. «

»Warum schmeckt der Wein auf mürbes Obst, das man so eben genossen hat, bitter? Enthält vielleicht das mürbe Obst schon Bitterkeit? Oder bildet das, was von dem zermalnten Obste noch auf der Zunge zurückblieb, einen ganz besondern bittern Geschmack mit dem eingenommenen Wein? — «

»Warum bedient man sich des Obstes zum Nachschisch, und wozu ist dieser nöthig? Vielleicht deshalb, um dann desto besser trinken zu können? denn nicht blos der Nothwendigkeit halber, den Durst während der ersten Gerichte zu stillen, sondern des Vergnügens halber pflegt man ja hernach zu trinken! «

»Woher kommt es, daß die gebratenen Kastanien **) ihren guten Geschmack verlieren, wenn sie kalt geworden sind, und diesen wieder erhalten, wenn sie wieder warm gemacht wurden? Vielleicht daher, weil ihr Saft, wenn sie kalt wurden, stagnirte, warm aber wieder aufgelöst war; da doch der Saft allein den angenehmen Geschmack bewürkt. «

*) Die Stelle heist: «*διὰ τὴν περιεργίαν ἐν τοῖς αἰσθητοῖς γίνεται, ὅταν σφοδρὰ φυσήτωσι;*»

**) Aristot. nannte diese gebratenen Kastanien: *ὄβρα καρύα*.

„Warum muß man nach dem Genusse von Obst, als Feigen u. s. w. entweder Most oder Wasser trinken, da doch dieses einander so sehr entgegen ist? Vielleicht um deswillen, weil jede Obstfrucht zu ihren Prinzipien Wärme sowohl als Wasser hat, und also hierdurch theils zu viele Hitze theils zu viele Krudität erzeugt wird. Das Wasser tilgt nun die Hitze, so wie der Wein die Krudität aufhebt, indem er eine gelinde Wärme bewürkt.“

„Woher geschieht es, daß die Karischen Feigen*), die nur einmal getheilt sind, einen süßern Geschmack haben, als diejenigen, die entweder mehrmals getheilt oder gar nicht getheilt sind? Ohne Zweifel daher, weil aus den vielfach getheilten Feigen der größte Theil der Süßigkeit zugleich mit der Feuchtigkeit ausgeireten ist; und ferner, weil in den ungetheilten die Menge an Saft zu groß ist, als daß dieser genug durchgekocht werden könnte, welche Hindernisse bey den einmalgetheilten aber gänzlich wegfallen.“

„Warum werden die in dem Ofen gedörrten Feigen härter, als diejenigen, welche man in der freien Luft trocknet? Sollte dieses nicht aus dem Grunde geschehen, weil in dem Ofen die große Hitze alle Feuchtigkeit aus den Feigen austreibt, da diese hingegen durch die äußere Luft, wenn nemlich die Feigen an der Luft getrocknet werden, zusammengepreßt wird, und in der Feige bleibt, oder doch zum wenigsten nur nach und nach ausströmt.“ **)

*) Die Karischen Feigen; d. h. Feigen, die man aus der Provinz Karien in Kleinasien erhalten hatte, nannte Aristoteles auch *ισχιδες*, welche von dreyerley Art waren: entweder *διχως εσχισμεναι*, einmal getheilte; oder *πολυσχιδες*, mehrmals getheilte; oder *ασχιδες*, ungetheilte.

**) Die in Welköfen oder im Kamin gedörrten Feigen nennt Arist. *συνκα εν τοις καμινοις ξηρασμενα*.

„Was kann die Ursache davon seyn, daß, nach dem Genuß bitterer Sachen, Wasser sowohl als Wein süßer schmeckt? wie z. B. wenn man vorher Eichen oder Myrthen gekaut hat, und dann Wein darauf trinkt. Ohne Zweifel hat es mit diesem Ereignisse eben die Bewandniß, als mit Allem andern ähnlichen, was durch den Kontrast gehoben wird. Die Zunge erhält nämlich zweierley ganz verschiedene Arten von Reizen.“

„Warum schmeckt man das Süße weniger, wenn es warm ist, als kalt? Vielleicht deshalb, weil zugleich zwey Geschmacksvermögen für beyde existiren; das eine für das Warme, und das andere für das Kalte. Das Vermögen für den Geschmack des Warmen überwältiget nun jeden andern Geschmack. Vielleicht kommt es aber auch daher, weil das Süße schon an und für sich Hitze bewürkt, und daher, durch jede warmgemachte Süßigkeit zu viel Hitze verursacht wird. Oder ist endlich das daran schuld, daß das Feuer alle Kräfte verringert, weil es eine Kraft besitzt, verändern zu können? Alles Warme ist nun dieser Veränderung am mehresten unterworfen; das Kalte aber bleibt sich gleich.“

„Woher kommt es, daß harte und unreife Früchte, in Spreu eingelegt*), weich und reif werden, weiche und reife hingegen in derselben nicht faulen? Irgend daher, weil die Spreu sowohl warm als anziehend ist. Durch ihre Wärme kocht sie die unreifen Obstfrüchte aus; durch ihre anziehende Kraft hingegen bewahrt sie dieselben vor allen Faulflecken.“

„Warum schaden die Feigen, wenn sie weich und süß sind, den Zähnen? Vielleicht, weil sie durch ihr zähes Wesen an dem Zahnfleische hängen bleiben, sich zwischen den Zähnen eindrucken, und durch ihre Wärme schnell Fäulniß bewirken. Vielleicht stümpfen sie

*) Arist. sagt: *ἡ δὲ τὴν πικρὰν τὰ ἀγρυπὰ τὰ μὴ σκληρὰ πέττα, τὰ δὲ πεπομασμένα οὐ σκληρὰ;*

auch wegen der Menge ihrer harten Körner die Zähne, und nutzen sie ab.“

Dieses sind die Bemerkungen, welche, aus den Aristotelischen Problemen gezogen, fast größtentheils wörtlich hier angeführt worden sind. Jedermann wird leicht selbst einsehen, daß Aristoteles sie nicht mit besonderer Hinsicht auf die Pomologie selbst, sondern mehr in diätetischer Rücksicht geschrieben hat. Aber so klein diese unvollkommenen Bruchstücke auch seyn mögen, so sind sie uns doch um deswillen sehr angenehm, weil wir aus ihnen so manches Merkwürdige für die Geschichte der Obstkultur erfahren.

Zum Beyspiel zuerst die Sitte, sich des Obstes statt des Nachtisches zu bedienen. Diese Sitte war also zu Aristoteles Zeiten schon vorhanden, wurde von den Römern fortgeführt, bey denen der größte Luxus darinnen herrschte, und hat sich noch bis in die gegenwärtige Zeiten erhalten. Für sie finden wir hier sogar einige medizinische Gründe angeführt.

Zweitens: Die Aufbewahrung der Früchte; wozu hier theils gut verpichte Gefäße, theils Spreu, oder Heckerling, vorgeschlagen werden. Diese Mittel, welche man in den neuern Zeiten als neu wieder angerathen hat, sind also sehr alt, und müssen zu Aristoteles Zeit, seinen Ausdrücken darüber zu Folge, die sie als etwas sehr Bekanntes voraussetzen, schon allgemein im Gebrauche gewesen seyn.

Drittens: Das Braten der Kastanien, welche man bis hieher fast allgemein für eine Italiänische Erfindung ausgegeben hat: weshalb denn diese Kastanien Maronen genannt wurden. Wie alt ist also nicht diese Gewohnheit, da schon die Griechen sie hatten!

Viertens: Das Dörren der Feigen im Ofen, so wie das Trocknen derselben in der freien Luft. — Durch diese Angaben sehen wir also die Erfindung des Obstwelckens schon in die frühesten Zeiten der Obstkultur versetzt; und daraus ergibt es sich, daß sie weder
eine

eine französische, noch, wie andere wollen, eine ursprünglich deutsche Erfindung sey.

Wie sehr wäre es nicht zu wünschen, daß es Aristoteles gefallen haben möchte, sich über die Obstkultur in einer besondern Hinsicht verbreitet zu haben; wie viel würden wir denn nicht noch aus seiner Zeit erfahren, was wir jetzt zu den neuen Erfindungen rechnen! Jedoch was er nur in unzusammenhängenden Bruchstücken ertheilte, dieses giebt uns nun weitläufiger sein Schüler Theophrast, zu dem wir uns deshalb jetzt wenden.

II. Entferntere Zeit nach Alexanders Kriegszug nach Persien und Indien.

Theophrast.

Eine geraume Zeit nach Alexanders Kriegszug nach Persien und Indien war schon verflossen, als Aristoteles starb, und dem würdigsten und liebsten seiner Schüler, dem Theophrast, seinen Hörsaal überließ, in dessen Lebenszeit erstlich wir die wahre eigenthümliche Kultur des Obstbaues in Griechenland versetzt sehen. Griechischer Fleiß, griechische Betriebsamkeit hatte nun erst alles zusammen gesucht, was zur Verzierung der Gärten sowohl, als zur Befriedigung des Gaumgenusses in denselben dienen konnte. In ihnen fand man jetzt die schmackhaftesten Birnen aus Kleinasien, die genussreichen Aepfel Armeniens, die süßen Pflrschen Aegyptens, die Granaten aus Palästina, die Citronen Großgriechenlands, die lieblichen Kirschen aus dem Pontus, und die mannigfaltigsten Arten von Nüssen aus Euboea. Die Krieger Alexanders waren doch nicht so ganz roh, daß sie das Vorzüglichste in den Ländern, wohin sie geführt wurden, ohne alle Aufmerksamkeit auf dasselbe übergangen haben sollten; unter ihnen befanden sich gewisse

Kulturgesch. des Obstbaues 1 Th. L

mehrere, welche aus den Landesproducten der eroberten Länder den möglichst größten Vortheil zu ziehen suchten; und nach Alexanders Tode war, durch die wirkliche Besitznahme mehrerer der eroberten Provinzen, Griechenland in eine zu nahe Verbindung mit diesen letztern gekommen, als daß nicht vieles von den eigenthümlichen Producten dieser eroberten Länder nach Griechenland hätte übergehen können.

Hierzu wurden aber freilich mehrere Jahre erfordert, und es geschah dieses nicht schnell, oder auf einmal; allein zu Theophrasts Zeiten mußte doch schon vieles darinnen gethan worden seyn. Dieses beweisen die Nachrichten, die er über den Zustand der Obstkultur uns ertheilt. Da er aber als der Vater nicht sowohl der wissenschaftlichen Obstkultur Griechenlandes, sondern der Pomologie überhaupt zu betrachten ist; so gehen wir deshalb zuvörderst über zu ihm selbst.

Biographie des Theophrast.

Die Insel Lesbos, eine der sporadischen Inseln im Aegäischen Meere, die von ihrer ehemals berühmten Hauptstadt Mytilene jetzt den Namen Metellino, oder türkisch Medilli, hat, war Theophrasts Vaterland, und auf derselben Eressos seine Vaterstadt. Sein Geburtsjahr fällt ohngefähr um die hundert und zweite oder dritte Olympiade, oder auch in das dreihundert vier und achtzigste Jahr vor Christi Geburt, und so nach in die herrlichste Periode der vollkommensten Blüthe Griechenlands, in der man Wissenschaften und Künste frei trieb, und edel belohnte. Sein Vater war ein Gerber, Namens Melas, der ihm durch seinen niedern Stand zwar keinen Weg zu Ehrenstellen oder glänzenden Aussichten hätte bahnen können, der aber indessen doch so viel befaß, daß er eine einem freigebohrnen griechischen Bürger angemessene anständige Erziehung ihm ertheilen lassen konnte. Uebrigens

hatte auch die Natur das ersetzt, was ihm an väterlichen Glücksumständen abgieng. Sie gab ihm einen wohlgebildeten schönen Körper; eine höchst einnehmende Gesichtsbildung; einen immer nach Beschäftigung strebenden Geist; ein edles Feuer in allen seinen Handlungen, das durch eine besondere Sanftheit des Charakters immer wieder gemäßiget wurde; eine blühende schaffende Phantasie, und einen scharfsehenden tiefblickenden Verstand. Um dieser so selten in einem und demselben Individuum vereinigten Naturgaben willen konnte es ihm daher auch nicht fehlen, daß er nicht einer der geliebtesten und geachtetsten Männer seiner Zeitgenossen werden mußte. Dazu kam nun, daß, wie schon bemerkt worden ist, obschon bey einer nicht glänzenden Geburt, er doch ein freigebohrner griechischer Bürger war. Ihm stand also jede Wissenschaft und Kunst zum Erlernen offen, und sein Thätigkeitstrieb konnte daher durch keine politischen Verhinderungen zurückgedrängt werden. Ein Glück, daß solch ein Kopf in einem solchen Lande gebohren wurde!

Die Insel Lesbos befand sich in der Nachbarschaft der Insel Scio, ehemals Chios genannt, des Paradieses unter Griechenlands Inseln; sie hatte die angenehmste Lage, und den ergiebigsten fruchtreichsten Boden. Gegen Osten blieb ihr die Aussicht auf die ganz nahe fruchtreiche Küste von Kleinasien, auf das Obstreiche Pergamos, das muthmaassliche Vaterland unsrer Pergamottenbirnen, gegen Westen auf die Inseln Scyros und Negroponte, oder genauer noch, auf die Thessalischen lachenden Gefilde, oder Tempe. In dieser Lage war sie durchaus keinem Extrem der Witterung ausgesetzt. Ihr Himmel war mehrentheils heiter, ihre Luft stets gesund, und die Abwechselung der angenehmsten und zuträglichsten Winde in ihr erhöhte immer die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens und das Wohl ihrer Bewohner. Ihr Wein war der Kap-

wein unserer Zeiten, und die Griechen nebst den Römern hielten ihn, so wie auch jetzt noch die Konstantinopolitaner, nach dem Wein von Chios, für den vorzüglichsten in ihren Kellern; ja sie schätzten ihn oft dem von Chios gleich. Man höre z. B. nur den Horaz, gewiß einen sehr feinen Weinkenner, in seiner neunten Epode im vier und dreißigsten Verse, über die Lesbischen Weine, und man wird sicher das, was bisher von ihnen gesagt worden, dort bestätigt finden.

Das Gleichbleibende der Witterung in ihr, die Milde der Luft, die Annehmlichkeit der Gegenden wirkten nun auch vorzüglich auf das Wohl ihrer Bewohner. Sie ertheilten denselben eine vorzügliche Schönheit und Harmonie des Körperbaues, mit allen Reizen eines blühenden Kolorits. — Bekannt ist die vorzügliche Schönheit des Lesbischen Frauenzimmers aus dem griechischen alten erotischen Dichter Anakreon. — Da nun nur die Natur es ist, welche durch ihre Einwirkung auf den Menschen die in ihm liegenden Dichtergaben vorzüglich entfaltet; so war auch die Annehmlichkeit ihrer Gegenden und die ursprüngliche Sanftheit ihrer Bewohner sicher die Ursache, daß in ihr zwei der lebenswürdigsten griechischen Dichter, der Dichter Alzäus und die Dichterin Sappho geboren wurden, welche beyde durch die unglaublich harmonische Verbindung des Sanften und Kraftvollen in der Empfindung in ihren lyrischen Liedern ihren Landsleuten eine vorzügliche Feinheit im Denken, Betragen, so wie auch in Ausdruck mitzutheilen wußten.

Alle diese glücklichen Umstände und Vorbereitungen, denn Sappho und Alzäus lebten mehrere Jahre vor Theophrast, bewirkten es, daß Theophrast bey seinem so seltenen guten Kopfe, der Mann werden mußte, wie wir ihn sowohl aus seinen eignen Schriften, als auch aus andern Nachrichten kennen gelernt haben. Daher seine sonorisches und schöngebildete Sprache, die selbst

Aristoteles so sehr zu rühmen wufste; daher die so einnehmende Sanftheit in seinem Betragen, und die Reinheit seiner Sitten; daher das tiefe und richtige Studium der Natur; daher auch die so vorzüglichen Kenntnisse und Erfahrungen in der Obstkultur, da ihm Kleinasien mit seinem Pergamos so nahe, und Kerasos im Pontus nicht weit entfernt lag; daher die so vorzügliche Gesundheit seines Körpers sowohl, als seines Geistes, und sein bis in das hundert und siebenende Jahr, wie einige sagen, sich erstreckendes Alter. —

Nachdem er in seinen Kinder- und Knabenjahren in den damals üblichen Anfangswissenschaften und Künsten hinlänglich unterrichtet worden war, so entschied sich sein scharfsinniger Kopf, als er in der Periode des Jünglings stand, bald für das Studium der Philosophie im engern Verstande, und er hatte das Glück, früh schon an dem Philosophen Leukipp, seinem Landsmann, einen vorzüglichen Lehrer in dieser Wissenschaft zu erhalten. Von diesem hinlänglich vorbereitet, wendete er sich von seiner Schule nach Athen zum Plato; und von diesem endlich zum Aristoteles, in dessen Vorträgen er wahrscheinlich mehr Nahrung für seinen logischen nicht bloß den Gebilden der Phantasie folgenden Geist gefunden hat. Er scheint um deswillen auch den genauern Umgang des Letztern sehr gesucht zu haben; er schmiegte sich mit besonderer Anhänglichkeit an diesen seinen großen Lehrer, und er genoß auch dafür die Liebe desselben in einem vorzüglichen Grade. Aristoteles erkannte bald in ihm den feurigen, gewandten, und zur Philosophie genievollen Kopf; und — so wie er diesen schätzte — eben so liebte und ehrte er sein gutes Herz sowohl, als seine gebildeten Sitten. So wie er selbst einst vom Plato im Vergleich mit Xenokrates durch das feine Bild, daß dieser des Sporns, er aber des Zügels bedürfe, ausgezeichnet wurde; auf

gleiche Weise zeichnete er nun wieder seinen geliebten Schüler Theophrast durch eben dieses Bild, im Vergleich mit Kallisthenes, vor allen seinen übrigen Schülern aus. Seiner so schönklingenden Sprache und seines vortrefflichen Stils zu Gunsten nannte er ihn Theophrast, da Tyrtamius eigentlich sein Geburtsname war. Wahrlich ein seltner Fall, daß ein Lehrer seinen Schüler so ehrte!

Als Artistoteles nach Alexanders Tode sich von Athen weg und nach Chalzis auf Euboea begab, weil der nunmehr freie Haß der Athenienser gegen diesen seinen ehemaligen königlichen Zögling auf ihn, seinen Lehrer, mit vermehrter Wuth gefallen, und ihm beynahe ein ähnliches Loos, als dem Socrates vor nicht vielen Jahren, bereitet worden war, so überliefs er dem Theophrast, den er, mit mehreren andern der vorzüglichsten Männer seiner Zeit, für den Würdigsten aus seiner Schule hielt, diese seine sehr ansehnliche Schule, und, aus besonderer Zuneigung zu ihm, auch seinen Garten, den er bisher besessen hatte. Auch sagt man, daß er den größten Theil seiner so werthen, für die damaligen Zeiten unschätzbaren, und durch Alexandern vorzüglich zu ihrem großen Umfange vermehrten Bibliothek, welche die vollständigste war, die damals Griechenland besaß, da in derselben viele jüdische, ägyptische und sogar indische Schriften enthalten gewesen seyn sollen, von dem Aristoteles, zum Besitz nach seinem Tode, zum Geschenk erhalten habe. Gewiß ein seltner und höchst merkwürdiger Beweis der Zuneigung des großen Lehrers zu seinem großen Schüler! und aus allem diesen leuchtet ein, daß unser Theophrast sich dieser Zuneigung sowohl durch seinen Eifer im Verfolg seiner Wissenschaften, als durch ein gutes sittliches Betragen stets würdig zu machen gesucht haben müsse.

Man sagt übrigens auch noch von ihm, daß er ein großer Menschenfreund und von einem sehr gefälligen

Betragen gewesen sey. Wahrscheinlich ist es diesen beyden Eigenschaften nun auch zuzuschreiben; daß alle Athenienser ihm so sehr persönlich gewogen waren. Nach dem Diogenes von Laerte, seinem Biographen, brachten jene liebenswürdigen Eigenschaften ihm nemlich eine solche Liebe zu Wege, daß, als einst ein gewisser Agnonides ihn als Götterverächter anklagte, dieser mit seiner Anklage ab und zur Ruhe verwiesen wurde. Welches allerdings unsre Verwunderung regemachen muß; besonders wenn wir die Beyspiele der zwei in Athen vorzüglich um dieses Gegenstandes willen verfolgten Philosophen, des Socrates, so wie des Aristoteles, uns zurückrufen. Die Liebe seiner Mitbürger zu ihm bewies sich ferner darinnen, daß, als ein gewisser Sophokles ein Gesetz gegeben hatte, welchem zu Folge nur die von dem Staate autorisirten philosophischen Schülern geduldet werden sollten, vorzüglich um seinetwillen die andern ausgewanderten Philosophen zurückberufen wurden; und er seine philosophische Schule noch wie vorher behielt. Man sagt, er habe gegen zwei tausend Zuhörer gehabt.

Unter den von Diogenes von Laerte aufgezählten Schriften des Theophrast, deren Anzahl sich, nach dessen Angabe, auf zwei hundert und fünfzig Werke, unter denen manches zwei bis zehen Bücher enthält, belaufen haben soll, welche aber, zu unserm großen Leidwesen, bis auf zwölf Werke und noch einige kleine Fragmente aus der Naturgeschichte der Thiere verlohren gegangen sind, finden sich in der That sehr viele Schriften, die einen mit Aristoteles Geiste sehr konformen Geist, zum wenigsten ein sehr ähnliches Studium verrathen. Eben so wie bey Aristoteles findet man auch bey ihm, als logische Arbeiten, Schriften über Analytik, Topik, und die Syllogismen. Ferner zwei Bücher über die Poetik. Und dann die vielen Bücher über die Naturwissenschaft und deren Geschichte; in der er vielleicht aus genauerer und längerer Bekannt-

schaft mit derselben seinem Lehrer Aristoteles noch überlegen seyn mußte.

Unter allen seinen verlohren gegangenen Schriften hat aber sicher keine mehr Recht, auf unser Bedauern den gegründetsten Anspruch zu machen, oder vielmehr, wegen des Verlustes von keiner derselben sind wir selbst mehr zu bedauern, als wegen der verlohren gegangenen Schrift, welche den Titel führte: „Ueber die Obstfrüchte“ *). In dieser Schrift waren wahrscheinlich alle in Griechenland zu seiner Zeit erwachsenden und gepflegten Obstfrüchte verzeichnet, und mit ihren charakteristischen Merkmalen angegeben. Der Verlust dieses Buches ist also gewissermaassen unersetzlich für die Geschichte unsrer Wissenschaft. Wäre dieses noch bis auf unsre Zeiten gekommen; so ist es kein Zweifel, daß unsre Geschichte der Obstkultur in diesem Zeitraume auf jeden Fall nicht hätte vollständiger werden müssen.

Jedoch, um uns einigermaassen über den Verlust dieses Werkes trösten zu können, so sind uns glücklicher Weise doch noch zwei andere Werke von ihm übrig geblieben, welche diesen Verlust etwas zu ersetzen im Stande sind, und deshalb von uns auch als die Hauptquellen dieser Geschichte in dem gegenwärtigen Zeitraume angesehen werden müssen. Das erste Werk ist eine Naturgeschichte und das zweite eine Naturwissenschaft der Gewächse. In dem erstern erzählt und beschreibt, in dem zweiten untersucht und urtheilt Theophrast. Und beydes geschieht mit einem für die damaligen Zeiten sehr glücklichen Erfolge. — In dem erstern Werke erblickt man seine für sein Zeitalter sehr ausgebreitete Kenntniß in der Obstkultur, so

*) *περὶ καρπῶν*. Man sehe Fabr. B. 9. sub tit. Theophrastus. Wahrscheinlich verbeitete sich Theoph. in dieser Schrift nicht über die Obstfrüchte allein, sondern vielleicht auch über andere Früchte.

wie in der Pflanzenkunde, und in dem zweiten seinen scharfen tiefeindringenden Untersuchungsgeist. Von ihm erhalten wir allein unter den Alten die vollkommenste Charakteristik der von ihm gekannten und angeführten sogenannten pomologischen und bloß botanischen Gewächse, von ihm allein eine ziemlich genaue Charakteristik des Gewächsreiches überhaupt; so weit als man es damals kannte.

In den Untersuchungen und Urtheilen, welche er in seinem zweiten Werke über einzelne individuelle Gegenstände der Obstkultur ertheilt, wird man gewiß nur selten auf einseitige oder unrichtige Bemerkungen stoßen. Sie verrathen alle den praktischen Kenner des Obstbaues eben so, als wie sie den hellsehenden Beobachter, der wissenschaftlich über diesen Gegenstand des menschlichen Fleißes spricht, zu erkennen geben. Er, der als Schriftsteller, bloß nach dem Vorgang eines Androtions, von dem wir gar nicht wissen, weder was, noch wie viel er in diesem Felde dem Theophrast zu benutzen überließ, für den Vater der wissenschaftlichen Pomologie angesehen werden muß; der sich, als der erste, selbst einen Weg bahnen mußte, ist, vorzüglich was Charakteristik anbetrifft, weit bestimmter, ausführlicher und deutlicher als alle auf ihn folgende und in den spätern Zeiten einer viel weiter verbreiteten und höher getriebenen Obstkultur lebende römischen Schriftsteller. Sein ungleich schärferer Blick sah weit mehreres deutlicher, als was jene nur dunkel zu errathen wagen konnten. Er ist der Du Hamel du Monceau der Griechen.

Zwar in seinen beyden Werken hat er kein System geliefert, weil er noch keins liefern konnte, da es ihm, wie schon erwähnt worden ist, fast gänzlich an schriftlichen Vorarbeiten und Vorbereitungen durch Kenner in dieser Wissenschaft fehlte; und noch weit weniger dachte er, wie natürlich ist, daran, ein Linnéisches System zu liefern: ob er gleich eben so wie

Aristoteles die Befruchtung der Gewächse zu kennen scheint. Allein da, wo er charakterisirt, ist er gewiß systematisch, treu, und richtig. Bestimmtheit, Reinheit, und Fülle der Sprache begleiten alle seine Bemerkungen.

Indessen darf man doch auch nicht glauben, er habe deshalb, weil man in ihm noch kein eingerichtetes System erblickt, auch noch keine wesentlichen Unterschiede in den Gewächsen bemerkt, die zur Errichtung eines Systems hätten dienen können. Wir finden bey einiger Aufmerksamkeit mehrere Spuren in seinen Schriften, wodurch sich seine gute Beobachtungsgabe in Betreff dieser wesentlichen Unterscheidungsmerkmale und sein fester Blick auf ein einst zu errichtendes System deutlich zu erkennen giebt. Man sieht hier öfters, wie sein philosophischer Geist bemüht ist, das Einzelne unter das Besondere, und das Besondere unter das Allgemeine zu bringen, und also — systematisch zu verfahren. Allein dieses thut er doch nur da, wo er glaubt, daß ihn, erstlich, die Erfahrungen über die Kennzeichen, die dazu gehören, nicht trügen, und daß er, zweytens, alle, oder zum wenigsten doch die mehrsten Merkmale dazu zusammen habe. Weil er aber wohl wufte, wie viel zum System gehört, und wie sehr es, aus Mangel an Vorbereitung und vor ihm schon gemachter Erfahrungen ihm an den nöthigen Hilfsmitteln fehlte; so begnügt er sich blos noch mit der Arbeit eines fleißigen Sammlers, und giebt nur Winke für das künftig zu errichtende System.

Damit aber diese Bemerkung über Theophrasts Verfahren nicht aus der Luft gegriffen zu seyn scheine, und man ersehe, wie Theophrast blos beobachtender und fleißig zusammentragender Sammler habe seyn wollen; so mag, unter mehreren zu einem Beweise deshalb dienlichen Stellen, nur die dienen, welche im dritten Buche seiner Naturgeschichte der Gewächse gleich zu Anfang des zweyten Kap. sich befindet, und

die durch das sechste Kap. im zweiten Buche eben desselben Werkes sich vollständig erläutern läßt. Es heisset daselbst folgendermaassen: „Alle Gewächse sind entweder fruchttragende, oder unfruchtbare; behalten entweder ihre Blätter immerfort, oder werfen sie ab; bringen Blüthen zum Vorschein, oder sind Blüthenlose u. s. w.“ Wie mancher andere im Aufforschen weniger bedächtige und sorgsame, und mit weit weniger naturhistorischen Kenntnissen versehene Kopf würde nicht die eine oder die andere dieser Bemerkungen begierig aufgegriffen, und sogleich zu systematisiren angefangen haben! Allein nicht so Theophrast. — Er bedachte gar wohl, daß eine sehr vollständige Menge mit Treue und Scharfsichtigkeit gemachter Erfahrungen dem Ordnen derselben vorhergehen müsse, und daß das System nur ein Resultat der Vollständigkeit und Vollkommenheit derselben seyn könnte.

Jedoch um jedermann in den Stand zu setzen, das bisher gefällte Urtheil über Theophrast gehörig einsehen und würdigen zu können; so soll der Hauptinhalt der erwähnten zwei Hauptwerke nur kürzlich angegeben, und dann erst, durch den Gebrauch derselben der Zustand der Obstkultur in der Zeit, in welcher sie geschrieben wurden, bemerklich gemacht werden.

I. Inhalt des ersten Werkes, unter dem Titel:

*Naturgeschichte der Gewächse. *)*

Erstes Buch.

In dem ersten Abschnitte dieses ersten Buches, wo er von dem Begriffe, dem Umfange, und dem Inhalte einer Naturgeschichte der Gewächse handelt, kömmt er zuerst darinnen mit sich überein, daß eine solche sowohl nach den innern als nach den äussern

*) Der Titel dieser Schrift heist: *περί ἰσχυρίας τῶν φυτῶν*.

Bestandtheilen derselben geliefert werden müsse. Darauf sucht er, zweitens, philosophisch, aber durch Erfahrung unterstützt, zu bestimmen, welche von diesen Bestandtheilen, erstens, die mehrentheils allgemeinen innern, und zweitens, welche die mehrentheils allgemeinen äussern Hauptbestandtheile des Gewächses wären. Und hiervon erstlich geht er sodann zur Angabe ihrer besondern Verschiedenheiten, sowohl in ihren innern als in ihren äussern Theilen, über.

Genau und recht gut bestimmt er daher die Begriffe von Wurzel, Stengel, Stamm, Ast, Zweig, Kern Rinde, Nerv oder Faser, Gefäß, Fleisch, Frucht, und Blatt. *) Die Bäume theilt er ein, in wilde und edle, fruchtbare und unfruchtbare, blüthentragende und blüthenlose. In Rücksicht auf ihren Boden unterscheidet er wieder in Land- und Wassergewächse, und diese letztern wieder in Sumpf- See-Fluss- und Meergewächse. Endlich folgt eine Angabe aller Gewächse nach ihren Eigenschaften und Verschiedenheiten, nach ihrem Nutzen und ihrer Kultur; mehrentheils sehr treu und richtig.

Diesen Untersuchungen gemäß trifft man nun hier auf mehrere Bestimmungen des Unterschieds unter den Gewächsen in Hinsicht auf ihre äussere Gestalt, ihren Stamm, ihre Rinde, ihr Holz, und auch auf ihren Kern. Dieß wird durch viele Beyspiele erläutert, und es werden die verschiedenen Arten von Bäumen aufgezählt, welche entweder hoch oder astig, knotig

*) ρίζα, καυλος, στελεχος, ακριμων, κλαδος, μητρα, υγρον, φλοιος, ις, φλεψ, σαρξ, καρπος, φυλλον.

Aus einigen dieser Wörter sieht man, daß Theophr. dem Aristot. in dessen Schrift „über die Gewächse“ nachgegangen sey, und von diesem die Vorstellung von Nerven, Adern, und dem Fleisch in den Bäumen aufgenommen habe.

oder glatt erwachsen. Hierauf folgt über die Verschiedenheit der Blätter, ihre Form und ihre Bestandtheile eine genaue Betrachtung. Die Aufzählung mehrerer der verschiedenen Früchte und Saamenarten, durch deren Hülfe die Gewächse fortgepflanzt werden, und der verschiedenen Gattungen der Blüthen nebst dem auszeichnenden Naturell mehrerer Bäume, durch welche sich dieselbe in der Hervorbringung ihrer Früchte, in Rücksicht auf ihr Alter sowohl als ihre Zeit, unterscheiden, macht den Beschluß dieses Buchs.

Z w e i t e s B u c h.

In diesem werden die verschiedenen Fortpflanzungsarten aller Gewächse überhaupt angegeben. Theophrast zählt acht Arten derselben auf, die damals im Gebrauche waren. Hierauf folgen; erstlich: eine Angabe der Ursachen, durch welche es bewürkt werde, daß einige Gewächse ausarten, andere nicht; warum einige durch Wartung und Pflege veredelt werden können; und woher es komme, daß dieses Geschäft nur bey den Obstbäumen vorzüglich von einem glücklichen Fortgange sey. Zweitens: einige merkwürdige an Obstbäumen sowohl als an andern Bäumen bemerkte Erscheinungen. Drittens: Betrachtungen über das Anpflanzen und Setzen der Bäume, über die Gruben, die Wurzeln, den Dünger, und dieß zwar über verschiedene Gattungen des Letztern. Den Beschluß des Buchs macht eine Aufzählung der mehrsten von den Bäumen, welche ihre Früchte gewöhnlich zu verlihren pflegen, ehe sie reif werden, und der Mittel, welche in dieser Hinsicht bey den Feigen angewendet werden.

D r i t t e s B u c h.

Dieses beschäftigt sich mehr mit den wilden ungenießbare Früchte tragenden Bäumen, und zwar, im

ersten Abschnitte, mit deren Erzeugung und Fortpflanzung. Zuerst kömmt nun hier eine Erwähnung der Meynungen einiger alten Philosophen vor; als z. B. eines Anaxagoras, dem zu Folge die Luft, und des Diogenes, nach dessen Vorstellung das Wasser den Saamen aller Dinge in sich selbst enthalten soll. Theophrast scheint eher noch der Meynung seinen Beyfall zu schenken, welche annimmt, daß durch Ueberschwemmungen der Saame an verschiedene Orte gebracht werden könne. Nach diesem kömmt eine Darstellung der eigenthümlichen Verschiedenheit cultivirter und wilder Früchte von einander, und dieß zwar vorzüglich in Hinsicht ihrer Früchte; wo denn gezeigt wird, was Pflege und was Vernachlässigung in diesem Falle thue. Alles dieses belegt er mit Beyspielen. Auf dieses folgt nun: eine Angabe solcher Bäume, die nirgends anders als in bergigtem Boden fortkommen; derjenigen Gewächse die immer grünen; der Verschiedenheiten an ihnen, die durch die Verschiedenheit des Bodens entstehen; der Pfirsche; des Palmbaums; der Verschiedenheiten der Früchte an einem und demselben Baume; der Schwämme an den Bäumen; der männlichen und weiblichen Bäume; der verschiedenen Gattungen der Mispeln und Speierlingsbäume; des Kirschbaums und eines andern dieser Fruchtart sehr ähnlichen Baumes, der den Kirschen ähnliche, uns aber unbekannte Früchte trägt, welchen er Diospyros nennt; der verschiedenen Gattungen der Ulmbäume; der Haselnuss; so wie endlich der Pflaume, der Feige, des Weinstockes, und einer sehr großen Menge wilder Bäume.

Viertes Buch.

In diesem untersucht Theophrast zuerst die Frage: welches der für jeden Baum eigne schicklichste Boden sey. Seinen Grundsatz hierüber drückt er folgendermaßen aus: „Alle Gewächse gedeihen in ihrem eig-

nen Böden am schönsten und vollkommensten.“ *)
 Hierauf spricht er von dem Aegyptischen Maulbeer-
 baume; der Cyprischen Feige; der wahren süßen fast
 wie eine Birne gestalteten Pfirsche; und dem Kokos-
 baume, **) welcher in Persien ehemals wuchs, und
 dessen sich die Perser nebst der Schale der Frucht zu
 verschiedenem Hausrathe bedienten. In der in diesem
 Buche versuchten Angabe aller dornigen Gewächse
 wird wieder von den Pflaumen, den Griechischen so-
 wohl als den Aegyptischen gesprochen. Hier erfolgt
 nun eine Schilderung der Figur und Beschaffenheit des
 Holzes, der Blüthe, Frucht, und Nutzens der Grie-
 chischen Pflaumen: eine Schilderung der ungeheuern
 Gröfse und Stärke des Aegyptischen Pflaumenbaums,
 nebst der Erwähnung des besondern Umstandes seiner
 Blätter; indem nemlich diese, wenn man ihre Zweige
 berührt, wie verwelkt an dem Baume zusammenfallen,
 nach der Zeit aber wieder Saft und grüne Farbe erhal-
 ten. Nun kömmt die Beschreibung des Lotus-Bau-
 mes, welcher in Afrika sich befand, und der hier ge-
 gebenen Beschreibung zu Folge, nichts anders, als
 der noch jetzt in Aegypten häufig erwachsende Syko-
 morus, oder Feigenmaulbeerbaum, ist. Als eine an-
 genehme Frucht mit einem bittern Kerne wird dann
 ferner vom Theophrast der Paliurus angegeben, der
 aber, so viel als wir wissen, gegenwärtig noch so
 ziemlich unbekannt ist. Man soll mit ihm dem Weine
 einen sehr angenehmen Geschmack ertheilen können:
 Auf diesen folgt wieder eine Beschreibung der Palmen
 im heißen Afrika, der Persischen Aepfel, und eines
 Indianischen Feigenbaumes, welcher zu einer unge-
 heuern Höhe erwächst, seine Aeste gegen die Erde zu
 senkt, diese daselbst Wurzel fassen läßt, und so

*) *απαντα δ' εν τοις οικειοις τοποις καλλισ γινεται, και μαλλον
 σθενει.*

**) Er nennt diesen Baum *κουμοφορος*.

oft ein ganzes kleines Wäldchen bildet, nach dieser Beschreibung aber zu urtheilen kein anderer, als der Indianische Pagoden-Feigenbaum ist, der auch der Banianenbaum heisst. Eben daselbst soll auch noch ein anderer Baum wachsen, dessen Blätter die Einwohner sich statt der Straußfedern bedienen sollen. Ueberhaupt meynt Theophrast: dass das gebürgige Indien alle Obst- und Nussarten, nebst dem Weinstocke und Olivenbaume enthalte; dass die Gewürzbäume vorzüglich in den heißen Gegenden sich wohl befänden, das Obst hingegen mehr die gemäßigten Zonen liebe. *) Dieses Buch beschliessen wieder Beschreibungen von Platanen, Eichen, Weinstöcken, der Papyrus-Staude, und des Baumwollenbaums auf der Insel Tylus im arabischen Meerbusen; Vergleichen von Wassergewächsen mit Landgewächsen in Rücksicht auf ihre Dauer; und endlich eine sehr genaue Angabe aller Krankheiten, mit denen die Bäume gewöhnlich behaftet zu seyn pflegen. Diese Krankheiten nun werden hier in allgemeine und spezielle eingetheilt.

F ä l l n i s t e s B u c h.

In diesem spricht Theophrast mehr von dem Gebrauche des Holzes des Baumes selbst, als von den Früchten desselben. Dem zu Folge ist nun in dem ersten Abschnitte eine Angabe der schicklichsten Zeit enthalten, in der man die Bäume, die zu irgend einem Nutzen bestimmt sind, fällen müsse. Hier wird die bewährte Regel angegeben, dass man nie einen Baum weder in dem ersten noch in dem zweiten, noch in dem dritten Saftte hauen dürfe; weil sonst das Holz verstocke, oder am leichtesten in Fäulnis übergehe.

Frei-

*) Man sehe K. V. «η γὰρ ὀρεῖνῃ καὶ ἀμπελῶν ἔχει καὶ εἰλαῶν, καὶ τὰ ἄλλα ἀκροδύνα, πλὴν ἀναρῶν τῇ εἰλαῶν. «

Freilich, sagt er, löset sich die Binde am leichtesten ab, wenn sie in dem Saft gehauen werden; sollen aber eckigte Balken aus den Stämmen gehauen werden, so hat man sie sogleich, nachdem sie ihre Früchte verlohren haben, zu hauen. Hier finden sich dann manche schöne Bemerkungen über die Schlagbarkeit mancher Holzarten; welche sodann auch zur Untersuchung über diejenigen Baumarten führen, die sich besonders gut zum Bauholze und zur Feuernutzung schicken. Z. B. über diejenigen Holzarten, welche dicht, oder hart, oder weich, welche warm oder kalt, elastisch oder schlaff in ihren Fasern sind. Nach Theophrasts Vorstellung besitzen die Landgewächse die wärmste, die Wassergewächse hingegen die kälteste Temperatur. Unter den Landgewächsen wird die Linde für den weichsten, fleischigsten und wärmsten Baum von ihm gehalten. Mit der Angabe einiger Holzarten, welche vorzüglich lange dauern, und die zur Verfertigung von Statuen sehr gebraucht werden: als z. B. des Sykomorus, dessen man sich in Aegypten vorzüglich zu Särgen für die Mumien bediente, und einer gewissen Holzart auf der Insel Tylus, welche ein unverwüsthliches Schiffsbauholz abgegeben, aber ausserhalb des Wassers nicht lange gedauert haben soll, beschliesset er dieses Buch.

Sechstes Buch.

Hier ist von den Stauden, Kräutern und Früchten, von der vorzüglichsten Verschiedenheit aller Arten derselben von einander, und zwar zuerst von den unstachlichten Kräutern, die Rede. Er spricht hier auch von den kultivirten Gewächsen unter den Stauden, und wir lernen hier die Blumenflor der Griechen kennen. Aus dieser Angabe ergibt es sich, daß die Flor der schwarzen und weissen Veilchen von den Griechen schon sehr stark betrieben worden seyn muß, und daß man in den Besitz weißer, purpurfarbner, *Kulturgesch. des Obstbaues. 1 Th.* M

und sonst noch schattirter Lilien eine große Liebhaberei setzte.

S i e b e n t e s B u c h .

In diesem ist die Rede von Kräutern und Gräsern. Diese, sagt Theophrast, können fortgepflanzt werden, entweder durch den Saamen, oder durch Absenker, oder durch Aeste, oder durch Wurzeln. Und dieses geschieht zwar zu drey verschiedenen Zeiten des Jahres, wo man jedoch sich wohl in Acht zu nehmen hat, daß jeder Saame zur gehörigen Zeit in die Erde gebracht werde. In diesem Buche ist eine Aufzählung aller derjenigen Pflanzen, deren Wurzeln lange dauern; aller derer, welche wieder ausschlagen; und aller derer, welche holzige, fleischige, und kurze Wurzeln haben, enthalten. Hierauf folgt eine Darstellung der besondern Kultur und Pflege, welche man bey verschiedenen Gemüsearten anwendet; und es wird angegeben, welches Wasser den kochartigen Gemüsen nützlich, und welches denselben schädlich sei. Zur Vertilgung der Erdflöhe soll es kein besseres Mittel geben als Mist und Wasser.

Theophrast bemerkt ferner in diesem Buche besonders genau, zu welchen Zeiten das Aufknospen der Gemüse zu geschehen pflege; er bemerkt die Verschiedenheit der Blüthen und der äußern Gestalt ihrer Stengel. Hierauf giebt er den Unterschied an, der bey den Kräutern in Rücksicht auf die Lage und den Ansatz ihrer Blätter u. s. w. statt findet. Noch erwähnt er gegen das Ende des Buchs eines ganz besondern Gewächses, das zu der Gattung der Zwiebelgewächse gehöre, und eine Art von Wolle trage, aus der man, vorzüglich zu seiner Zeit, Kleider, in Griechenland verfertigte, und das häufig an den Meeresküsten gewachsen seyn soll.

A c h t e s B u c h .

Dieses enthält eine Angabe mehrerer getreideartiger Gewächse. Hier wird zuerst in zwei Hauptgattungen derselben abgetheilt, in Korn und in Hülsengewächse. Zu der ersten Art rechnete Theophrast den Roggen, die Gerste, und zwei Arten von Dinkel; überhaupt alle Roggen und Gerstenartigen Früchte. Zu der andern Gattung; als der Hülsengewächse, zählte er die Bohne, die Erbse, die Wike, u. s. w. Noch, meynt er, könnte man eine dritte Gattung festsetzen, welche den Hirsen, die Heidegrütze u. s. w. enthielte. Alle diese Gewächse sollen einfach und bloß durch den Saamen fortkommen, und zu ihrer Aussaat vorzüglich nur zwei Zeitpunkte seyn, von welchen der erste in dem Monat September, der zweite in dem Anfang des Frühjahres gesetzt wird. Noch folgt auf diese Bemerkungen eine Aufzählung einer großen Menge der verschiedensten Getreidearten.

N e u n t e s B u c h .

Dieses Buch handelt zuerst von dem Saft, so wie von dem Geschmack der Gewächse. Einige Bäume, sagt Theophrast, haben einen mehr oder weniger bemerkbaren Saft. Bey einigen ist er weiß, bey andern roth, und bey andern grün. Indessen soll man dieses doch mehr an jährigen Stengel- und Staudengewächsen als bey den Bäumen selbst bemerken können. Verschiedene von den letztern, fährt er hier fort, haben einen Thränenartigen Saft; wie z. B. die Tanne, die Fichte, die Terebinthe, der Mandelbaum, der Wachholderbaum, und so noch viele andere. Von den Thränen dieser Bäume sollen diejenigen fettiger Natur seyn, welche einen Geruch von sich geben, diejenigen hingegen keine fettigen Theile enthalten, welche Geruchlos sind. Nun kommen einige gute Lehren, wie man verschiedene Arten von Harz und

Pech gewinnt, ohne die Bäume zu verletzen, von denen man dasselbe nimmt: ferner; wie man Kohlen brennen müsse, und welches die wahren Länder wären, aus denen man Weihrauch, Myrrhen, Kassia und Zimmetrinde bekomme. Darauf folgt eine Aufzählung einer ungeheueren Menge von Salben, deren sich damals die Griechen bedienten. Der Sitz des stärksten Saftes soll, nach Theophrast in den Wurzeln seyn, weshalb auch diese vorzüglich zur Bereitung der Medizinalsäfte gesammelt würden.

Zehntes Buch.

Hier hat sich Theophrast über die Kräuter zum medizinischen Gebrauche wahrscheinlich noch sehr weitläufig ausgebreitet; allein nur ein kleines Fragment davon ist noch bis auf unsere Zeiten gekommen.

Dieses ist der summarisch hier angegebene Inhalt des erstern Hauptwerks für die Geschichte der Obstkultur vom Theophrast. Da es für Pomologie allein nicht geschrieben war, sondern vielmehr das ganze Gewächsreich umfasste, so findet sich in demselben auch sehr vieles für Botanik, und von dem, was zur Obstkultur nicht gerechnet werden kann. Allein die Nachrichten über mehrere Gegenstände aus dieser finden sich mit den Nachrichten über Gegenstände aus jenem Gebiete der Naturgeschichte so oft untermischt, daß es nicht wohl möglich war, beyde immer schicklich in der summarischen Angabe des Werkes zu scheiden. Uebrigens wie nahe stoßen nicht beyde Felder, das der Obstbaumzucht und das der Botanik aneinander? und sollte es nicht angenehm seyn, beyde in ihrem ältesten Zustande bey den Griechen zugleich etwas kennen gelernt zu haben? — Wir wenden uns nun zu einer kurzen Inhaltsanzeige des zweiten Werks von Theophrast, in dem die Ursachen der Erzeugung und der Kultur der Gewächse untersucht werden; ei-

eines Werkes, das zu einem vorzüglichen Beweise zu dienen vermag, wie hoch das Studium der Physiologie der Gewächse in jenen Zeiten schon getrieben worden sey.

II. Inhaltsanzeige des zweiten Werkes, unter dem Titel:

Naturwissenschaft der Gewächse.

Erstes Buch.

In diesem Buch wird zuerst das schöne und von ihm schon in seinem ganzen Umfange gekannte Naturgesetz aufgestellt: daß die Natur nichts vergebens thue *). Die Wahrheit oder Gültigkeit dieses Gesetzes wird nun vom Theophrast sowohl durch die Vernunft als durch die Erfahrung erwiesen. Er wendet dasselbe auf die Erzeugung der Gewächse an, und widerlegt die Meynungen einiger gleichzeitiger Physiologen: nicht jeder Saame besitze eine erzeugende Kraft. — Freilich, sagt Theophrast, kömmt manches Gewächs ohne Saamen, und dieß zwar von selbst, automatisch, schneller empor; allein die mehrsten Gewächse haben doch ihren eignen Saamen, und kommen aus ihm hervor. Auf diese Abhandlung folgt eine Untersuchung über die Möglichkeit des Aufkommens der Palmbäume, wenn man sie umgekehrt in die Erde pflanzte, so wie auch über die Ursachen, daß man Gewächse durch abgerissene oder abgeschnittene Zweige und durch die Wurzel fortbringen könne, indem jedoch dieses durch den Stamm und Ast nicht zu bewürken sey. Es folgen einige Bemerkungen über die Fortpflanzung der Kräuter, welche, ausser derselben Fortpflanzung und Arten, wie sie bey den Bäumen üblich sind, auch noch den Saft und die Thränen statt

*) Man sehe K. I. « ἡ γὰρ φύσις οὐδὲν ποιεῖ μάτην, καὶ οὐδὲν ἐστὶν κενὸν καὶ κενώτατον. »

einer Art von Saamen haben. In dem fünften Kap. dieses Buches giebt er endlich auch seine wahre Meynung über die Fortpflanzung der Gewächse, die durch sich selbst und von freien Stücken geschieht, zu erkennen.

Nach diesem berührt Theophrast die Veredlung der Stämme, und zwar vorzüglich die zwei Hauptarten derselben; das Pfropfen und das Okuliren. Hier kommen nun sehr gute Lehren vor: über den schicklichsten Zeitpunkt dazu; über die Mittel und Handgriffe dabey; über das, was an den okulirten Stämmen schädlich und was ihnen nützlich ist. Wir werden von ihm unterrichtet, daß nach der Beschaffenheit des Bodens sich auch die Zeit des Pfropfens so wie des Okulirens richten, und daß man edle gute Reiser mit mehrerem Erfolge auf wilde Stämme pflöpfe, als umgekehrt wilde Reiser auf schon veredelte Stämme. Hierauf spricht er von der Sorgfalt der Natur in der Bekleidung und Sicherung des Saamens der Gewächse, so wie auch von denjenigen Pflanzen, welche leicht Knospen und Blüthen treiben. — Er stellt ferner Untersuchungen über die Ursachen an, warum die weiblichen Gewächse besser und schneller wachsen als die männlichen, und warum manche Gewächse mit besserem, andere mit schlechterem Erfolge aus dem Saamen erzogen werden. Zu der letztern Gattung rechnet er die Feige, den Punischen Apfelbaum, den Weinstock, und die Mandel; welche letztere Obstart von den Thasiern inokulirt werde.

Auf diese Darstellung folgt nun eine Aufzählung der verschiedenen Blühzeiten; eine Auseinandersezung der Ursachen, warum die immer grünenden Bäume ihre Früchte später bringen; einige Bäume immer grünen, blühen, und Früchte tragen. Dieses giebt denn Veranlassung zu einer Untersuchung: ob die obern oder untern Theile der Gewächse zugleich ausschlagen und knospen, und ob wir nicht, wenn wir einen immerwährenden hinlänglich temperirten

guten Boden hätten, auch stets grünende, blühende, und Früchte tragende Bäume haben würden, und folglich die dazu bestimmten Zeiten, als: Frühling, Sommer und Herbst, bey veränderter Temperatur, keinen solchen grossen Einfluß auf die Gewächse, wie bisher, haben dürften? Es wird ferner untersucht: warum im trocknen und heissen Sommer, im trocknen und feuchten Herbste noch Früchte erwachsen; und daran wird eine Betrachtung über die Natur der zweimaltragenden Bäume im Jahre, über ihre Blüthen und ihre Früchte geknüpft. Hierauf kömmt eine Entwicklung der Ursachen der Reife der Früchte, des Gebrauchs derselben, und ferner eine Beantwortung der Frage: warum der Maulbeerbaum so bald reife Früchte bringe, da er doch so spät blühe, die Feige, und Weinstock hingegen weit später ihre Früchte reifen, als dieses nach der frühen Zeit der Blüthe derselben geschehen sollte. Es wird ferner bemerkt: warum diejenigen Bäume, welche gut geblühet hatten, doch schlecht tragen; und daß Sonne, Luft und Eigenthümlichkeit der Bäume zur Bestimmung und Bildung der Früchte sehr viel beytragen. Zum Schlusse erwähnt er noch eines Baumes in Aegypten, welcher erst in seinem hundertsten Jahre zu Blüthen und Früchten gelange *).

Z w e i t e s B u c h .

In diesem spricht er von der, sowohl wilden als kultivirten edlen Gewächsen dienlichen Witterung. Es enthält dieses Buch sehr viele weitläufige und schöne Bemerkungen über diesen Gegenstand, Er entwickelt zuerst die Ursachen des Nutzens des Regens für die Bäume, und warum dieser, in dieser Hin-

* Sollte dieser Baum nicht vielleicht unsre Aloe seyn? Theophrast sagt: *καθ' ὅτι τὸ ἐν Αἰγυπτῷ λεγόμενον δένδρον, ὃ ἐκτῶς εἶσι μωθολογοῦσι φέρειν καρπὸν.* "

sicht, am schicklichsten im Winter und in die Zeit sogleich vor und nach der Blüthe falle. Auch redet er von den zuträglichsten Winden und ihren bequemsten Zeiten; von dem besten Boden für die Obstbäume überhaupt; von den Verschiedenheiten des Bodens; von der Nothwendigkeit des jedem Baume eigenthümlichen Bodens; von der Schädlichkeit des fetten Bodens für die Pflanzen. Hierauf spricht er von dem zuträglichsten Wasser zum Gebrauche für die Gewächse; von dem Nutzen des kalten Wassers, und von dem Vorzuge des süßen, besonders für die Obstbäume. Er bemerkt aber doch dabey auch, daß das süße Wasser nicht für alle Gewächse zu ihrer Erhaltung diene; und daß salziges Wasser bloß bittern Gewächsen zuträglich sei. Jeder Baum, behauptet er ferner, verlangt seinen ihm eigenthümlichen Ort, sowohl um sich selbst wohl zu nähren, als auch, um seine Früchte zur gehörigen Reife zu bringen. Hierauf spricht er von dem Wachstume und der GröÙe der Bäume; so wie auch von denjenigen Obstbäumen, welche ihre Früchte vor der Zeit verlieren; ferner von einem Mittel wilde Feigen durch eine Art von Mücken gut zu machen, welche den in denselben sich befindenden überflüssigen bittern Saft aus ihnen saugen; und von der Erhaltung der Früchte an spät tragenden Bäumen. Sodann fragt er: warum bey den wilden Bäumen von ein und derselben Gattung einige fruchtbar andere hingegen unfruchtbar sind? warum der Weinstock und der Feigenbaum ihre Aeste und Ranken so weit ausbreiten? warum einige Theile an den Bäumen zuerst absterben? warum das Beschneiden und Reinigen der Bäume ihrer Fruchtbarkeit so zuträglich sei? und warum die Obstfrüchte sich öfters so sehr verändern? — Hierauf erfolgt die Antwort: daß durch Kultur und Pflege die Kraft und die Beschaffenheit der Gewächse sich ändern; daß die Veränderung der Natur in den Bäumen durch irgend einen Zufall oder Feh-

ler in den Wurzeln bewirkt werde; daß die erste Ursache zur Verschlechterung derselben die Nachlässigkeit in ihrer Pflege sey, welches man vorzüglich an den Mandeln bemerke, die in diesem Falle, aus süßen in bittere sich umänderten, u. s. w.; daß man Bäume dadurch veredeln könne, wenn man sie recht klein verschneide *). — Diese Bemerkung Theophrasts beweiset also, daß man das sogenannte Franzobst und Zwergbäume schon damals in Griechenland zu erziehen gewußt habe. — Nun untersucht er noch den Umstand: warum der Geruch der Früchte sich verändere? welche Gewächse von der einen Gattung zur andern übergehen? warum die Blätter an einem und demselben Baume sich verändern? und es erfolgt, in Hinsicht auf diesen letztern Punkt, die Antwort: daß dieses wahrscheinlich von den verschiedenen Modifikationen des Bodens, in welchem die Bäume stehen, herkommen.

Drittes Buch.

Die erste Untersuchung in diesem Buche ist: daß es sowohl unter den Bäumen als unter den Gesträuchen verschiedene Gewächse gebe, welche für Kultur gar nicht empfänglich sind. Als solche Gewächse zählt er den Speierlingsbaum und die Korneliuskirsche auf. Hierauf redet er von den verschiedenen Geschäften in Wartung der Bäume, und zwar zuerst von dem Vorzuge der Anpflanzung im Frühlinge vor derjenigen, welche im Herbste geschieht; wohey er aber doch zugleich erklärt, daß auf die Beschaffenheit des Bodens sehr viel in Rücksicht auf die Zeit der Anpflanzung derselben ankomme. Hier giebt er auch manche Regel

*) Man sehe Kap. XVIII. dieses Buches, wo Theophrast sagt: *«επι και αι διακαταρσεις των δενδρων και αι κατακοποι (das Verschneiden) ποιουν πολυκαρπειν.»* Man bewirkte durch den Schnitt also nicht nur, daß die Bäume bessere, sondern auch, daß sie mehrere Früchte trugen.

für das Aufwerfen der Gräben, in Betreff deren er vorschlägt, daß sie ein Jahr eher zu machen wären, ehe man die Bäume pflanze; und verbreitet sich vorzüglich weitläufig über die Einrichtung junger Baumschulen, wo er von den verschiedenen Mistarten, welche hier anzuwenden sind, den zwischen den Setzlingen zu machenden Zwischenräumen, und von der verschiedenen Bearbeitung des Bodens in denselben, spricht. Theophrast rath hier vorzüglich sehr viele Sorgfalt in der Pflege an, und will, dem zu Folge, daß man junge Bäume ja nicht zu früh beschneide, weil sie dadurch erschüttert und also zu sehr verletzt werden könnten, ob er gleich zugiebt, daß das Beschneiden der Bäume zur Bewürkung der Fruchtbarkeit derselben vorzüglich dienlich sey, da der Baum hierdurch gezwungen werde, seine Kraft nicht so sehr auf das Ansetzen neuer Aeste und Zweige, sondern auf die Anlegung der Früchte selbst zu verwenden. Vorzüglich empfiehlt er aber diesen Theil der Obstkultur bey dem Weinstock, ertheilt aber hier wieder die Lehre, daß man sich gar wohl hüten müsse, den Baum zu sehr zu beschneiden, weil es wohl möglich werden könne, daß der Baum alle seine Kraft auf die Anlegung und Austreibung vieler Wurzeln verwende, und denn weder Zweige noch Fruchtknospen angesetzt werden könnten. Von dem Baumschitte kömmt er nun zur Angabe der schicklichsten Zeit, wo die Bäume beschnitten werden. In diesem Punkte rath er an, auf die Verschiedenheit der Himmelsstriche, des Bodens, und der verschiedenen Natur der Bäume Rücksicht zu nehmen. Birn- und Aepfelbäume rath er nur selten zu beschneiden, weil diese Bäume durch ihre verschiedene Verpflanzung und Versetzung immer eine schwächere Art von Bäumen wären, welche den Schnitt nie wohl vertragen. Diese Vorsicht soll überhaupt bey allen solchen Bäumen statt finden, welche eine zarte Rinde haben, und nicht vorzüglich saftreich sind.

Von dieser Untersuchung geht er nun auf das Graben um die Wurzeln der Bäume über, welches er für alle Bäume als sehr heilsam empfiehlt, und auf das Beschneiden der Wurzeln der Bäume. Dieses letztere soll besonders bey jungen Bäumen sehr heilsam seyn, da sie dadurch gezwungen würden, ihre Wurzeln tief einzuschlagen, und auf diese Weise dem Baume eine gewisse Festigkeit zu verschaffen. Der Feigenbaum und der Weinstock sollen ihre Wurzeln vorzüglich immer nach der Oberfläche der Erde zu treiben, und bey dem letztern soll es sogar erlaubt seyn, die obern Wurzeln abzuschneiden, damit die untern desto häufiger und stärker erwachsen möchten.

An diese so wohl ausgearbeitete, richtige, und in gar mancher Hinsicht für uns neue Bemerkungen knüpft Theophrast ferner noch manche andere Regeln in Rücksicht der Bestäubung der Weinstöcke, und des Gebrauchs des Salzes, sowohl bey ihnen als bey dem Palmbaum, an. Hierauf folgen verschiedene Methoden, wie man wilde Bäume kultiviren könne. Als Mittel dazu führt er z. B. Mist, Gärberlohe, und Urin, wie auch das Besprengen der Bäume mit warmen Wasser an, welches Mittel vorzüglich an dem Frühlapfelbaume gute Dienste thue. Uebrigens rath er an, den Mandelbaum zur Zeit der Blüthe ja nicht mit zu vielem Dünger zwingen zu wollen, weil er sonst dadurch seine Kräfte zur Zeit der Blüthe zu sehr erschöpfe.

Viertes Buch.

In diesem untersucht Theophrast zuerst den Umstand: warum der Saame der Gewächse mehrentheils nicht mit dem Gewächse, von dem er getragen wird, im gehörigen Verhältnisse stehe? woher es z. B. komme: daß der Saame, welcher von schwächeren Gewächsen komme, eine thätigere Kraft besitze, als derjenige, welcher von stärkern und größern Gewächsen gewonnen wird? — Die Ursachen dieses Mißverhält-

nisses der Kräfte des Saamens sollen, nach Theophrast, folgende seyn: Gewächse, deren Dauer sich nur auf ein Jahr erstreckt, bringen; bey gehöriger Kultur, immerfort dieselben Früchte, denselben Saamen; der Saame von grossen Gewächsen, deren Dauer mehrere Jahre umfaßt, erzeugt hingegen immer schlechte Früchte: Denn obschon die Bäume von festerer Natur sind, so bringen sie ihre Früchte doch weit langsamer. Weil nun der Saame der größern Bäume von schwächerer Natur ist, so erhielt er auch eine stärkere festere Bedeckung, welche entweder hölzig oder fleischig ist. Man soll dieses vorzüglich bey dem Oelbaum, dem Weinstocke, dem Pflaumen-, Birn- und Apfelbaume finden. — Woher es nun komme, daß der mit einer schwächern Bedeckung umkleidete Saame am schnellsten seine Früchte bringe, und hierdurch seine größern und weit thätigern Kräfte zeige? Dieses sucht Theophrast folgendermaassen zu erklären. — Er nimmt eine doppelte in dem Saamen enthaltene Kraft an; eine thätige und eine leidende Kraft. Der mit schwächern Integumenten versehene Saame ist durch seine leidende Kraft der nähern Einwirkung der Luft mehr ausgesetzt, wodurch seine Thätigkeit heftiger und folglich auch schneller gereizt wird, so, daß der Saame dann bald seinen Keim treiben kann. Allein eben deshalb erzeugt dieser Saame nur Gewächse von kürzerer Dauer; die Konsumtion der Kraft des Saamens war gleich im Anfange zu stark. Der mit stärkern Integumenten verhüllte Saame hingegen ist der Einwirkung der Luft weniger ausgesetzt, seine leidende Kraft fühlt diese Einwirkung nicht zu stark, und daher wird auch seine thätige Kraft nicht sogleich in Bewegung gesetzt. Es geht bey ihm alles nach und nach; wodurch das aus dem Saamen erzeugte Gewächs für die Zukunft mehr Dauer erhält. — Diese Entwicklung der Gründe des Mifsverhältnisses des Saamens zu seinem Gewächse erläutert er durch Beyspiele aus

aus dem Thierreiche; wo er zeigt, daß diejenigen Thiere, welche am längsten tragen, auch die stärksten kraftvollsten Jungen zur Welt brächten. — Die Ausartung der Bäume sowohl als der Staudengewächse schiebt Theophrast auf die durch den zu großen Zufluß der Nahrung veränderte Natur derselben, und auf den durch dieselbe bewirkten eigenthümlichen Saft der Wurzeln.

Fünftes Buch.

Da Theophrast in diesem von den sowohl durch die Kunst als durch die Natur widernatürlich erzeugten Erscheinungen an den Gewächsen, und dieses zwar vorzüglich an den Bäumen, spricht, so unterscheidet er zuerst in die durch die Kunst und in die durch die Natur auf die Gewächse gemachten Einwirkungen. Diejenigen nun, welche durch die Natur selbst, von freien Stücken, bewirkt werden, geschehen, nach Theophrast, entweder der natürlichen Einrichtung und Bestimmung der Gewächse gemäß, oder derselben zuwider. Dieses Letztere kann sich auf verschiedene Weise eräugnen: als z. B., wenn irgend ein Gewächs keine mit seiner Natur übereinstimmende Frucht, und diese weder an der gehörigen Stelle noch zur gehörigen Zeit getragen hat. Solche Veränderungen hingegen, welche durch Kunst und Kultur an den Gewächsen hervorgebracht werden, bestehen mehrentheils in der bezweckten Menge und Güte der Früchte, nebst einigen besondern Eigenthümlichkeiten derselben: z. B., wenn man den Weinstock durch Kunst so behandelt, daß in den Weinbeeren derselben sich keine Kerne finden, oder daß sich an einem und demselben Ranken, ja manchmal an einer und derselben Traube, schwarze und weiße Beeren wahrnehmen lassen. Nun giebt er verschiedene künstliche Ursachen der Ausartungen an.

• Nach der Darstellung aller dieser Ursachen, sowohl der künstlichen als der natürlichen, welche besondere Erscheinungen an den Gewächsen hervorzu- bringen im Stande sind, sucht Theophrast nun noch die Meynung derer zu widerlegen, die da glauben, daß jede Wurzel ihren besondern Theil des Gewäch- ses zu ernähren und zu erhalten habe: denn, sagt er, manche Bäume haben, wegen der Beschaffenheit ihres Standpunktes, ihre Wurzeln nur auf der einen Seite, da doch die Zweige und Aeste auf der andern Seite Blätter und Früchte in gleicher Maasse bringen. Der durch alle Wurzeln angezogene Nahrungssaft verbrei- tet sich gleichmäfsig durch alle Theile des Gewächses. Wenn freilich die Wurzeln alle sich gleichmäfsig um den Baum herum verbreiten, so steigt der Nahrungs- saft in gerader Richtung auf; allein wenn gewisse Theile des Baumes verdorren, so fehlt es dann just nicht an dieser oder an jener Wurzel, sondern an Wurzeln überhaupt. — Gegen dieses fährt Theophrast fort, darf man nicht einwenden, daß es Weinstöcke gebe, welche auf jeder Seite Früchte tragen, die von einan- der ganz verschieden sind; dieses kömmt daher, wenn zwei Weinranken so mit einander durch das Rfropfen verbunden sind, daß ein einziger Weinstock zweier- lei Arten von Früchten zu tragen scheint. — Hierauf folgt eine Untersuchung und Erklärung der Ursachen und Mittel, durch die man Wurzeln und Zweige in ihrem Wachsthum zu befördern im Stande sey. Die Hauptmittel davon setzt er in Wärme und Feuchtigkeit, und in dem schicklichen Gebrauche desselben zur ge- hörigen Zeit. Deshalb spricht er von den Ursachen des nützlichen Gebrauchs der Asche und des Mistes bey den Wurzeln der Bäume. Zulezt beschäftigt ihn noch eine ziemlich weitläufige Untersuchung der Ursachen des Unterganges, des Verderbnisses, und der Krank- heiten der Gewächse, vorzüglich aber der Bäume. Hier theilt er nun in solche Krankheiten ab, welche

natürlich, und in andere, welche widernatürlich sich an den Gewächsen zu eräugen pflegen, und hierauf in solche, welche von aussen, und solche, welche von innen entstehen.

Sechstes Buch.

Dieses enthält mehrere Untersuchungen, welche über die Natur des Geschmacks und des Geruchs vegetabilischer Substanzen angestellt sind. Dem allgemeinen Begriffe nach ist dem Theophrast Geschmack die genaueste und innerste feine Verbindung des Saftes mit Erdpartikelchen; der Geruch hingegen die feinste Verbindung trockner Theile mit einer unsichtbaren Flüssigkeit. Nach dieser Bestimmung zählt er verschiedene Modifikationen dieses Geschmacks auf, und stellt die Behauptung auf, daß alle Früchte entweder mehr oder weniger, jedoch immer etwas von dem Geschmacke des Gewächses enthalten, welches sie trug. Feuchtigkeit ist aber überhaupt der allgemeine Bestandtheil des Geschmacks überhaupt, und diese wird aus jener durch innere so wie durch äussere Wärme auf verschiedene Weise präparirt. Einige Abhandlungen über den Geschmack des Weins, der Olive, und mehrere andere Früchte schliessen das Buch.

Nach dieser Darstellung des Theophrasts als Mensch, Philosoph, und vorzüglich als Pomolog, und nach der Angabe des Hauptinhaltes seiner beyden botanischen und pomologischen Werke, schreiten wir nun zur geschichtlichen Schilderung des Zustandes der Pomologie in dieser Periode. Die Nachrichten zu dieser Schilderung schöpfen wir theils aus ihm selbst, theils auch aus andern Hilfsquellen.

Zuerst: was für Obstsorten kannte man in der damaligen Zeit?

Die Birnen, gr. Apia *).

Nach der Meynung des Theophrast erwuchs der Birnbaum ursprünglich, so wie alle andere Obstarten, nicht als Stamm, sondern als Busch. Diefs war aber noch zu der Zeit in Griechenland der Fall, als er sich wild und in den Wäldern befand. Die Früchte, die er in diesem Zustande trug, waren weder roh noch durch

*) Der Baum hieß im gr. Apios. Bey dem Phavorinus finden sich dreierlei Etymologien dieses Wortes. Dieser sagt: *«απιος ἡ οχη καλουμένη γενικως, οτι πρῶτον ἐν Απια γέγονεν. ἡ παρὰ το ἐν διήκει τῶν τοις Φυτοῖς. ἡ παρὰ τῆς πισότητος τοῦ χυλοῦ αὐτῆς.»* Der generale Name der Birne ist Ochne; den Namen Apion hat sie erhalten, entweder daher: weil sie in Apia (einer Gegend im Peloponnesus) zuerst entstanden ist, oder, weil sie in mageren nicht fettigem Boden am besten fortkömmt; oder endlich von der Beschaffenheit ihres Saftes (weil dieser nemlich sehr süß war). Für die Richtigkeit des ersten etymologischen Versuches scheint der Scholiast zu Theokrits erster Idylle zu sprechen, welcher sagt: *«απιος δὲ, οτι πρῶτον ἐν Πελοποννησῷ δεκουσε Φυται ἡ ελεγετο Απια.»* Dieser will also, daß die Birnen ihren Namen Apion erst von der Gegend Apia im Peloponnesus erhalten haben sollen. Ihm widerspricht aber im vierzehnten Buche des Athenäus der Ister, welcher behauptet, daß der berühmten Gegend im Peloponnesus der Name Apia von den in ihr sehr häufig erwachsenden Birnen beygelegt worden sey. Er sagt: *«Ἐπεὶ ἀπ' αὐτῶν ἡ Πελοποννησος Απια ἐκλήθη, διὰ το ἐπιδὰ φιλεῖν ἐν αὐτῇ το Φυτον.»* — Indessen geht doch aus diesen Stellen so viel hervor, daß im Peloponnesus die guten Birnen vorzüglich angebaut worden, und wahrscheinlich daselbst auch ihre erste vorzügliche Pflege in Griechenland erhalten haben.

durch die Kunst bereitet genießbar; sie waren zu nichts wohltauglich, und erhielten daher die Benennung Achrades, welches so viel als: unnütze Früchte — bedeutet. Man belegte, einigen griechischen Schriftstellern zu Folge, die Obstsorten, welche Herkules nach Griechenland gebracht hatte, mit diesem Namen, als man sie in den Wäldern wieder hatte wild werden lassen. Sie waren von einem säuerlichen Geschmacke, zogen den Mund zusammen, und hatten im Ganzen ursprünglich in Griechenland sehr viel Widerliches; sie hießen deshalb auch »Ochnai« säuerlich schmeckende, würgende Birnen. Allein dies blieb nicht lange so: man verschaffte sich entweder immer bessere Obstsorten, oder man gab den schon vorhandenen eine bessere und vorzügliche Kultur. Die wilden Birnsträucher wurden aus den Wäldern genommen, in bessern Boden gebracht, und gehörig gewartet. Man nahm ihnen ihr überflüssiges Seitenholz, man beschnitt sie, und zog sie auf diese Weise zu einem Stamm; so, daß ein wirklicher Baum aus ihnen erwuchs. Die Früchte, welche sie dann trugen, waren daher auch wohlschmeckender; man nannte sie nicht mehr »ungenießbares Obst,« sondern ihnen wurde der ehrenvolle Name »Apia« süßschmeckende Früchte, zu Theil. In Jonien hießen sie übrigens noch Amamelides. Sie hatten keine Steine, keine harte Schale, ein sehr weiches Fleisch mit sehr vielem Saft.

Indessen wenn man auch nicht einig darüber werden könnte, ob diese Amamelides die Apia der Alten gewesen wären; so ist aber doch so viel einleuchtend, daß sie eine Fruchtart gewesen seyn müssen, welche mit den Birnen sehr verwandt war. Und sonach finden wir dann in diesem Zeitpunkte schon drei Hauptbirnensorten.

Die erste machen die Achrades und Ochnai, die wilden säuerlich schmeckenden Holzbirnen, aus.

Kulturgesch. des Obstbaues 1 Th.

N

Die zweite sind die schönen gutgemachten Apia, die nur in Gärten und unter der gehörigen Pflege, nie wild, erwachsen.

Zur dritten gehören die Amamelides; eine Birnensorte, welche durch Veredlung der ursprünglichen Birnenrace auf Aepfelstämme erzeugt worden war. Diese Sorte kam daher theils den Aepfeln und theils den ursprünglichen Birnen sehr nahe, sie war eine Art von Aepfelbirnen. Vorzüglich in Italien wurde sie in den nachfolgenden Zeiten sehr häufig gepflanzt; aber auch in Griechenland war und blieb sie immer sehr im Gebrauche.

Mehr als diese drei sich sehr von einander unterscheidende Birnensorten kannte man in unsrer Periode in Griechenland nicht, zum wenigsten thun die Schriftsteller derselben nicht Erwähnung. Man suchte sich dazumal jede gute Sorte noch ganz rein und unvermischt mit der andern zu erhalten; man war sehr sorgfältig bey der Erziehung der Reiser; suchte für jede besondere Art ihren besondern Boden; man pflanzte oder okulirte immer nur auf denselben Stamm, auf den man zu andern Zeiten dieselbe Obstart gebracht hatte. Dabey blieb alles im Geleise, und es entstanden also keine Varietäten, da man kein eigentliches Studium darauf verwandte. Die Erfahrung war übrigens dazumal auch noch zu jung, als daß sie auf dieses Studium hätte leiten sollen. Man hat zwar in der damaligen Zeit schon verschiedene Versuche gemacht, ganz verschiedenartige Gewächse zu- und auf einander zu bringen; wie z. B. Rosen auf Eichen, Nüsse auf Eichen, Aepfel auf Buchen, und Birnen auf Weißdorn; indessen dieß waren mehrentheils blöße Spielwerke, durch sonderbare Einfälle bewirkt, ohne überlegte und studirte Absicht.

Die Aepfel, gr. Mela.

Von diesen gab es mehrere Sorten, welche mehrentheils alle gut waren. In unserm Zeitraum finden wir

als die primitive und erste Art, den Apfel Melon schlechthin, ohne Beynamen, dessen Baum gleichfalls schlechthin Melea hiefs. Dieß war der eigenthümliche griechische Apfel, vom Herkules schon hierher verpflanzt. Er theilte sich in zwei Arten. Die eine war die Frühsorte, die andere die Spätsorte. Die eine blühte und trug im Frühjahr, die andere im Herbst. Beyde wurden gewöhnlich in den wilden Birnenstamm veredelt, waren aber beyde von einem sehr angenehmen lieblichen Geschmack.

Allein ausser dieser heimischen eigenthümlichen Art gab es noch mehrere Aepfelsorten. Man war mit Persien bekannt worden, und diese Bekanntschaft hatte den Melon Persikon, den Persischen Apfel, nach Griechenland gebracht. Es war dieser aber weder die von uns gekannte Pfirsche: denn diese charakterisirt Theophrast ganz anders; noch der Armenische; noch der Punische Apfel. Er ist und war nichts anders als die noch heut zu Tage uns gar wohl bekannte Citrone. Der Grund zu dieser Vermuthung liegt in der von diesem Apfel gegebenen Beschreibung durch Theophrast, der ihn auch noch den Melon Medikon nennt. *) Nach dieser war der Persische Apfel ziemlich rund, seine Farbe mehr ins gelbliche denn ins rothe fallend, und sein Fleisch nicht zum Genusse, sondern mehr dazu geschickt, um einen guten Athem zu verschaffen, und

*) Man sehe Th. N. G. d. G. B. IV. K. IV., wo er diesen Apfel beschreibt, und ihn ausdrücklich den Medischen oder Persischen Apfel nennt. Merkwürdig ist das, was er hier von demselben sagt, daß man nemlich den Baum, so wie es auch jetzt noch bey uns in den Orangerieen geschieht, in Aeschen gezogen habe: *κατασταί δε καὶ πρὸς ὄσφρακα δασυτέραν, καὶ σφαιρικήν ὡς φῶντες.* Hier erhalten wir also die erste Nachricht von der Erfindung des Fortpflanzens der Bäume in Scherben, welche zu Theophrasts Zeiten schon bekannt war, und mit den Citronen und Palmbäumen vorgenommen wurde.

überhaupt wohlriechend. Die Pfirsche hingegen war von einer Eyerform und mit einer Spitze versehen, ihre Farbe aber blutroth.

Die dritte Aepfelsorte machten endlich die Punische Aepfel *) aus; und dieß sind die unter dem Namen Granatäpfel sehr bekannten Früchte. Einige unter den Alten selbst verwechseln sie mit den Armenischen Aepfeln; allein dieß ist falsch. Trauen wir den zusammengefaßten Beschreibungen aller, so waren sie also beschaffen, daß sie im verwilderten Zustande durchaus nicht genossen werden konnten, wie dieß doch bey den Armenischen Aepfeln nicht der Fall war; sie waren eine Art von Gift, und konnten nur als ein solches gebraucht werden.

Die Pfirsche, gr. Persea. **)

Dieses ist die eigentliche Frucht, von der die Alten so viel Aufhebens machen; eine der größten Zier-

*) *poia*. Wenn man sie genießen wollte, so mußte man sehr viele Pflege an sie wenden.

**) Wie diese Frucht nach Aegypten gekommen sey, dieses erzählt Diodor von Sizilien im ersten Buche seiner Bibliothek folgendermaassen: *καὶ τοῦτων αἱ μὲν νομαζόμεναι Πέρσαι, καρπὸν διαφορὸν ἔχουσι τῇ γλυκύτητι μετερχθέντος ἐξ Αἰθιοπίας ὑπὸ Πέρσων τοῦ φυτοῦ καὶ ὃν καίρου Καμβύσης ἐκράτησεν ἐκείνων τῶν τόπων.* « Dieser läßt sie also aus Aethiopien durch die Perser kommen, zu der Zeit als Kambyses über diese Länder herrschte. Diodor ist aber ein sehr unsicherer Gewährmann — wir trauen also lieber dem Galen, der in seiner Schrift *de aliment. fac.* im zweiten Buche von ihr sagt: *ἴδου δὲ καὶ τοῦτο τὸ φυτόν ἐν Ἀλεξανδρείᾳ τῶν μεγάλων καὶ αὐτὸ δένδρον. Ἰσχυροὺς δὲ τοῦ καρποῦ αὐτοῦ μοχθηροῦτως ὑπάρχειν ἐν Πέρσῃς, ὥς ἀπαιρῖν τοὺς Φαργαγίτας. Εἰς Αἰγύπτῳ δὲ καί μιν εὐδαίμονα δὲ γενέσθαι παραπλήσιος ἐσθιομένουσιν αἰτίος δὲ καὶ μὴ λυγρῶν, ὡς καὶ πᾶσα ἐξ ὁμοιοφύτου ἐστίν.* «

den unsrer Obstgärten; das herrlichste Asiatische morgenländische Gewächs, durch Griechenland und Italien in den westlichen Boden von Frankreich, England, Holland und Deutschland in vorzüglicher Menge verpflanzt; und allerdings einer dankbaren Rückerinnerung werth! Sie ist die Persea (nicht der Melon Persikon) der Alten. Nach Theophrast erwuchs sie an einem grossen, starken, mit vielen Wurzeln und einer schwarzbraunen Schale versehenen Baume, der in der Form des Holzes sowohl als der Blätter und der Blüthen mit dem damaligen Birnbaume in Griechenland ausserordentlich viele Aehnlichkeit hatte. Die Frucht selbst glich der Birnfrucht sehr an Gestalt; wurde reif, wenn sich schon wieder Blüthen angesetzt hatten; war fast so länglich wie sie; ganz ausserordentlich saftreich; hatte ein sehr volles zartes Fleisch; die Farbe ihrer Haut spielte ins Grüne; in der Mitte des Fleisches befand sich der Kern, von einem Stein umgeben, wie bey den Pflaumen, allein dieser Kern war weit weicher und kleiner. Theophrast behauptet, keine einzige Frucht zu kennen, welche im gleichen Grade so viel Saft in sich fasse. Aber dieser Saft war nicht wässerig, sondern ganz vorzüglich süß. Sie kam aus Aegypten, und konnte zu Theophrasts Zeit in Griechenland noch nicht gut gezogen werden, da sie bloß in Aegypten süsse wohlschmeckende Früchte trug, aber selbst auf der Insel Rhodus es nur noch bis zur Blüthe und nur zu einzelnen Früchten brachte. *)

Die Pflaumen, gr. Kockymelea.

Im Griechischen heisst diese Frucht Kockymelea — Apfel mit einem harten Kern, mit einem Stein: denn

Nach diesem kam sie aus Persien, wo sie sogar giftig war, wurde aber in Aegypten eben so gut zum Genusse als Äpfel und Birnen, deren Grösse sie auch hatte.

*) Man sehe Theophr. N. G. d. G. B. IV. K. II.

das vorgesetzte Wort Kockos bedeutet so viel als «ein harter Kern.» So nannte man z. B. die harten Kerne des Granatapfels auch Kockoi. Man hatte in unserm Zeitraum schon zwei Sorten, die in Griechenland bekannt waren. Die eine erwuchs an einem sehr hohen Baume, die andere an niedrigen Bäumen. Beide waren aber gute Sorten; entweder durch Pflege und Wartung gut gemacht, oder ursprünglich gut. Ausser ihnen gab es noch eine dritte, welche wild wuchs, klein und unansehnlich war, Früchte von sehr herben Geschmack hatte, und daher von den Schriftstellern nur im Vorbeygehen genannt wird. Vielleicht war sie unsre Heckschlehe? Ursprünglich stammte diese Frucht aus Aegypten, und zwar aus der Gegend um Theben. Theophrast sagt dieses, und giebt über das noch an, daß sie in dieser Gegend ganz ausserordentlich häufig wachse; daß die dortigen Einwohner sie zu vielen Dingen in der Haushaltung, ausser dem rohen Genuß, benützten. Eben dieser Schriftsteller rechnet den Baum zu dem Dornengeschlechte, weil er viele Dornen habe. Er blühte aber, nach seiner Angabe, erstlich im Monat Julius, und reifte seine Früchte spät im Herbst. Die Frucht war in Rücksicht auf die äussere Form, rund, und in so ferne der Mispel ähnlich, hatte auch die Grösse der letztgenannten Frucht, und einen festen runden Kern. Der Geschmack derselben war sehr angenehm und süßlich. *)

Diese Pflaume ist entweder die Damaszener-Pflaume selbst, oder doch eine verwandte Art derselben. Gewiss ist es wenigstens, daß die Angabe des Landes, woher sie kam, und die übrige Beschreibung so ziemlich auf sie paßt. Athenäus in seinen Deipnosophisten läßt den Nikander sagen: »den Damaszener Apfel, den man Pflaume nennt.«

*) M. sehe Th. N. G. d. G. B. IV. K. III.

Die Mispeln, gr. Mespila. *)

Von dieser hatten die Griechen zu Theophrast Zeiten schon drei Sorten. Die erste hieß Anthedon, die zweite Sathanea, und die dritte Anthedonoides. Alle drei waren von runder Apfelfigur, und schmutzibrauner Farbe. Ihr Fleisch war essbar; jedoch etwas adstringirend. In ihrem Fleische hatten sie viele Kerne, die bey einigen Sorten mehr, bey andern weniger holzig waren. Die vorzüglichste Sorte unter ihnen war die Satanea. Diese hatte ein weißes lockeres Fleisch, war ziemlich groß, und hatte Kerne, die nicht holzig waren. Die andern Arten waren nicht so groß; ihr Fleisch war mehr gelb, nicht so fein, weit derber, hatte aber einen vorzüglichen Geruch. Man konnte sie alle zum Genuß, wenn sie recht reif geworden waren, gut brauchen. Vorzüglich in Kleinasien in der Gegend des Bergs Ida sind sie zu finden gewesen: daher auch jene Eintheilung in drei Sorten von den Bewohnern des Bergs Ida herrührt. Die Blüthe derselben war der Mandelblüthe ähnlich; nur daß die Farbe derselben nicht so ins Rothe, sondern mehr ins Grüne fiel. Der Baum erwuchs zu Theophrasts Zeit sehr hoch. Eine Nachricht, welche allerdings sehr auffallend ist, da er jetzt klein wächst. Er hatte einen kreisartigen Umfang. Sein Blatt war größtentheils ohne Zacken, und wie ein Epheublatt gestaltet; hienig an einem langen dünnen Stiel, und wurde hochroth, ehe es abfiel. Der Baum hatte viele Wurzeln, ein dichtes festes, der Fäulniß nichts ausgesetztes Holz, und war schwer auszurotten. Im Alter war er dem Wurmfraß unterworfen.

Die Kirschen, gr. Kerasia.

Von dieser Frucht kannte man in den ersten Zeiten unsers Zeitraums nur zwei Sorten. Die erste war der

*) Man sehe Th. N. G. d. G. B. III. K. XII.

eigentlich sogenannte Kerasos, und die andere ist der Diospyros, welcher ebenfalls in das Kirschengeschlecht mit gehört. Die Früchte der ersteren Sorte erwuchsen auf einem nach Theophrasts Beschreibung sehr schönen und hohen Baume, *) der öfters vier und zwanzig Fuß hoch wurde, und vier Fuß im Umkreis unten an dem Stamme hielt, da, wo er von den Wurzeln ausgeht. Sein Blatt war dem des Mispelbaums ähnlich, jedoch ziemlich hart, grob und breit, so daß man den Baum schon von weitem aus der Form desselben, und aus seiner dunkelgrünen Farbe zu erkennen vermochte. Die Rinde war, wegen ihrer Glätte, Farbe und Dicke, der der Linde ähnlich; man pflegte daher aus ihr, so wie aus der Rinde von Lindenstämmen, Gefäße oder Butten zu machen. Diese Rinde hatte eine besondere Textur: sie lief nemlich nicht gerade von dem Stamm herauf; sondern sie setzte sich in Ringeln, wie Aufsätze, über einander an. Sie löste sich öfters in diesen Ringeln ab, allein dann war wieder eine andere darunter entstanden; sie bestand nicht aus Fäden, sondern hatte nur Lamellen. Wenn sie sich bloß bläserte, so bestand sie nur aus kleinen Blättgen. Löste man mit Fleiß alle diese Lamellen ab, eine nach der andern, und trennte endlich auch die letzte Rinde, die den Stamm zunächst umgab, los, so kam ein zäher Saft zum Vorschein. Dieser bekleidete das Holz, ward schwarz, und bildete sich selbst wiederum zur Rinde, so, daß im zweiten Jahre darauf die Rinde vollkommen wieder vorhanden war. Der Baum hatte das Auszeichnende, daß, indem er an den äußersten Theilen in seinen Aesten und Zweigen scharf

*) Th. N. G. d. G. B. III. K. XIII. «μεγαλὸν μὲν μέγα. καὶ γὰρ εἰς τεσσαράς καὶ ἑκοσὶ πηχέας. ἐπὶ δὲ ὀρθοφύες σφοδρῶς. παχὺς δὲ, ὥστε καὶ διπλῶν τὴν περιμέτρου πρὸς τῆς ῥίζης ἔχειν.» Diese Beschreibung charakterisirt den Kirschbaum in einem sehr vollkommenen Zustande.

trieb, und nette Aeste und Zweige ansetzte, alle, welche an den untern Theilen gewachsen sind, absterben. Er hatte nicht so viele Aeste als die Pappel, und war auch weit glätter als diese. Mit Wurzeln war er zahlreich versehen, und diese schlugen sich mehr auf der Oberfläche als in der Tiefe des Bodens hin. *)

Die Frucht selbst war Hociroth, hatte die Form des Diospyrs, und war von der Grösse einer grossen Bohne. Sie schmeckte wegen ihres weichen saftreichen Fleisches sehr angenehm, hatte aber einen weichen Stein. Ihre Blüthe war weifs, der Birnblüthe ähnlich, wie auf Mispelstämmen sich dieselbe zeigt.

Von der zweiten Sorte, den Diospyr, haben uns die Alten fast gar keine Beschreibung hinterlassen. Theophrast hat derselben nur ein einzigesmal ausdrücklich erwähnt. Und dieser Erwähnung zu Folge war sie denn ohne allen Zweifel eine Kirschensorte, nur dafs sie einen harten festen, die eigentliche Kirsche hingegen einen weichen Stein enthielt. **) Die dritte Kir-

*) Ursprünglich war der Kirschbaum in Cerasunt im Pontus zu Hause. Lukullus brachte ihn zum wenigsten von daher zuerst nach Italien; welches in der Geschichte des Obstbaues unter den Römern noch weiter angegeben werden wird. Atter Theophrast hat ihn noch ein Anderer nicht lange nach Theophrast lebender Schriftsteller gekannt; wie man aus dem Athenäus erfährt. Hier heisst es nemlich im zweiten Buche der Deipnosoph. »πρὸς Δαφνίος τις Φίλιππος, ἀλλὰ μὴν καὶ πολλοὶ ἐκαστοὶ πρὸς βίτες Δουκουλλοῦ ἀπὸ τῆς ἐλλογίας Δαφνίος οὗ Σαφίος, γεγενηὶς κατὰ Λυσίμαχον τοῦ βασιλέως (ὅς τε οὗτος τὸν Ἀλεξάνδρου διαδεχόμενος) μεταμόνευε τὸν κήρατον, λέγων: τὰ κέραια εὐτομάγαια.« Diphilo's Biph nio's heisst dieser Schriftsteller, welcher von den Kirschen sagte, dafs sie sehr gut für den Magon wären. Zu verwundern ist es daher, wie oben schon erinnert worden ist, dafs die Römer die Kirschen nicht von dem Lukullus aus Griechenland erhalten haben!

**) Wahrscheinlich hatte diese Kirschensorte einen ganz vorzüglich harten Kern, und Theophrast hat nicht sagen wol-

achensorte ist die Wieselkirsche. Diese hatte kleinere Früchte als die andern, jedoch ebenfalls von gutem Geschmacke. Der Baum wuchs sehr niedrig und fast als Gesträuch; wehr er auch seinen Namen hat.

Die Korneliuskirschen, gr. Krena.

Auch in der damaligen Zeit eine sehr genussreiche Frucht, welche sehr beliebt war. Man hatte zwei Sorten von ihr: die eine nannte man die männliche, die andere die weibliche; und es gab demnach einen männlichen Korneliuskirschenbaum, so wie auch einen weiblichen. Beyde waren aber in ihrer äussern Form einander sehr ähnlich. Sie hatten beyde ein Blatt, welches dem des Mandelbaumes sehr ähnlich war; nur dafs es mehr Festigkeit und Dichtigkeit hatte. Die Rinde war bey beyden dünn, bestand blofs und allein aus Fasern, und der Stamm war eben nicht sehr dick. Der weibliche Korneliuskirschenbaum trug an seinen Seiten nur kleine Aeste und Zweige, und war im Ganzen weit reicher und tragbarer an Gesträuch. Beyde Baumarten erwachsen übrigens sehr knotig, und setzten diese ihre Knoten entweder in zwei und zwei knapp an einander, oder doch sich gegen über, an dem Stamm oder an den Aesten an. Das Holz des männlichen Korneliuskirschenbaums war sehr fest und dicht, und in dieser Qualität dem Horn sehr ähnlich. Weßhalb denn der Baum eigentlich Hornkirschbaum heißen sollte. Es enthält wenig oder gar kein Mark. Das Holz des weiblichen Baumes hingegen hatte vieles Mark, und war auch, im Ganzen, sehr weich und zart. Wegen der Festigkeit des Holzes von der ersten Art brauchte man dasselbe zu Jagdspiesen, welches aber bey der zweiten Sorte nicht angienge, da sie zu viel Mark enthielt. Die Höhe der männlichen Bäume belief sich öfters gegen zehn bis zwölf Ellen; sie waren so lang, als die längsten Mazedonischen Jagdspiese.

Man merke, dafs der Kern von der andern Sorte ganz weich gewesen sey.

Die Bewohner um den Berg Ida in Kleinasien behaupteten, daß die männlichen Bäume keine Früchte trügen, die weiblichen hingegen fruchtbar wären. Die Frucht dieses Baums war von einem ausserordentlich angenehmen Geschmack, einem lieblichen Geruch, und hatte eine längliche Form. Ihr Kern hatte ausserordentlich viele Aehnlichkeit mit einem Olivenkerne. Auch ihre Blüthe war wie eine Olivenblüthe gestaltet, sie blühte auch auf eben dieselbe Weise auf. Sonderbar war es, daß an einem und demselben Stiele mehrere Früchte hingen.

Nach der Behauptung der Mazedonier, im Theophrast, tragen beyde Arten; nur wären dann die Früchte des weiblichen Baumes nicht genießbar.

Uebrigens konnte man den Baum aus Kernen erzeugen, und durch Aeste, die man in die Erde steckte, fortpflanzen; nur kam er besser in etwas feuchtem Boden, als in zu trockenem fort.

Die Speierlinge, gr. Qua

Auch von dieser Fruchtart finden sich in unsern Zeiten zwei Baumgattungen vor; deren eine die männliche, die andere die weibliche war. Die männliche Baumgattung trug nicht. Die Früchte des weiblichen Baums theilten sich aber in zwei Sorten ab, welche man sowohl an ihrer von einander abweichenden Figur als auch an ihrem Geschmack erkennen konnte. Die eine Art war länglich oder oval, die andere ganz rund. Die runden Speierlinge hatten einen angenehmen Geruch, und waren von einem sehr süßen lieblichen Geschmack, da hingegen die länglichen öfters sauer und ziemlich herbe waren. Ihr Blatt hatten beyde Sorten an einem sehr dicken, langen und neigen Stiel. Die Blätter wuchsen oft zwei und zwei so dicht an einander, daß sie aussahen wie Flügel. Die Form derselben war eigentlich rund, jedoch in

eine Spitze auslaufend, und auf den Seiten waren sie wie eine Säge mit Zacken versehen. Im Ganzen war die Figur derselben so wie bey der dünnblättrigen Lorbeer. Alte Bäume hatten weniger Blätter, als die junge. Die Blüthe hatte eigentlich nur ein einziges Blatt, aber mehrere seiner in dieselbe gemachte Inzsuren. Die Blütenblätter waren weiß. Wenn der Baum sehr tragbar war, so setzte er die Früchte dicht an einander ganz Traubenähnlich an, und sah aus wie ein Honigkuchen. *) Die Würmer thaten den Früchten, selbst wenn sie auch noch ganz roh waren, sehr vielen Schaden, und giengen sie weit mehr an, als Birnen, Äpfeln, Mispeln und andere Früchte. Selbst der Baum ward von den Würmen mehr angefressen, und die Würmer, die dieses Uebel zufügten, waren ihm ganz eigen, und von einer besondern Gestalt. Sie waren roth und mit Haaren besetzt.

Der Baum schickte sich sehr jung zum Tragen an. Wenn er kaum 3 Jahre alt geworden war, so trug er schon viele und gute Früchte. Dafs er einen sehr starken Trieb gehabt habe, dieß sieht man daraus, dafs er im Herbste, so wie er nur die Blätter verlohren hatte, sogleich rechte starke schwelende Knospen ansetzte. Er hatte keine Stacheln, und wenn er jung war, eine gelbe, im Alter hingegen eine braune oder schwarze Rinde. Gewöhnlich wuchs er ziemlich hoch, und gerade, und setzte seine Aeste sehr regelmäfsig an. Sein Holz war dicht, fest und stark. Seine Wurzeln trieb er nicht tief in die Erde; allein sie waren fest, dick, und nie verletzbar. Uebrigens hatte er derselben nie viele. Er suchte einen etwas festen und feuchten Boden, indessen kam er auch auf Bergen fort.

*) « και ο κρεπος οταν ευκαρπη βοτρυειδης. παλλα γαρ απ' της αυτης κορυμης. » Th. N. G. d. G. B. III. K. XII.

Die Feigen, gr. Syka. *)

In unserm Zeitraume hatte man von dieser Obstfrucht mehrere Sorten, unter denen sich aber vorzüglich folgende drei, wegen ihrer öftern Anführung von den Schriftstellern dieses Zeitraums, sehr auszeichnen. Sie sind, die Cyprische Feige, die Aegyptische, und die Indische. Die Cyprische ist diejenige, welche wir unter dem eigentlichen Namen noch jetzt besitzen; die andern, am mehtsten die Indische, weichen, der von Theophrast uns davon hinterlassenen Beschreibung nach, sehr von der unsrigen ab. Man pflanzte, die erstere Feigenart vorzüglich auf der Insel Kreta in den ersten Zeiten unsers Zeitraums. Sie trug eine ziemlich große Frucht, welche ziemlich lange hängen mußte, beyor sie reif wurde. Die Farbe derselben war grün, ihre Größe, die einer mittelmässigen Birne, ihre Form rund, so wie die der Olive, ihr Geschmack, wenn sie vollkommen reif geworden, vorzüglich süß, ihr Fleisch ganz zähe. Ihre Früchte trug der Baum mehrentheils alle dicht an dem Stamme oder an den größten Aesten. Blätter trieb er sehr wenig, so daß oft auf vier Feigen nur ein einzi-

*) Auch diese traf man, so wie die Kirichen, Nüsse, Aepfel und Birnen, im Pontus in ganz vorzüglicher Güte, wie Theophr. N. G. d. G. B. IV. K. VI. berichtet. Nach einigen Versen eines alten Dichters, die Pausanias in seiner Beschreibung Griechenlands B. I. anführt, hatte die Ceres dem Phytalus, bey Cephissus in Attika, diese Frucht zuerst ertheilt, von der es heißt:

ἢ ἰσθὶ συκῆν ὅντων γένος ἐξονομάζει.

Nach Andriskus, dem Naxier, hatten die Bewohner der Insel Naxos vom Bacchus die Feige zuerst erhalten, weshalb ihm auch der Name Morichius zugetheilt ward: denn die Naxier nannten die Feigen Morichia (*Μοριχίου καλεῖσθαι τοὺς Διονυσίου διὰ τὴν τοῦ συκίνου καρποῦ παραδοσιν.*) Nach Sosibius, dem Lazedämonier, nannten die Spartaner den Bacchus aus eben diesem Grunde *Sykýtēs*. Athen. 3. B.

ges Blatt zu kommen pflegte, und seine Knospen durchaus ohne Blätter, welche übrigens den Lindenblättern etwas ähnlich waren. Wenn man bewirken wollte, daß die Feigen zur Reife kommen sollten, so mußte man sie alle einzeln aufschneiden, damit eine weiße Milch, welche das Reifen verhinderte, ausfließen konnte. Der Baum erwuchs nie sehr hoch. *)

Die zweite Art, die sogenannte Aegyptische Feige, von der aber Theophrast sagt, daß es durchaus unrichtig sey, wenn man sie nach Aegypten versetze, weil sie dort ganz und gar nicht wachse, war die von den Alten benannte Bohnenfeige. Sie wuchs in Syrien, Kleinasien, um Knidus herum, und auf der Insel Rhodus. Ihre Frucht war von ganz besonderer Form, beynahe so erwachsen wie die Maulbeersfrucht; sie sah schotenartig aus. Uebrigens war sie von sehr gutem Geschmack und durchdringendem Geruch. Sie hieng nie lange an dem Baum, der sie ganz knapp an dem Stamm oder an den Aesten trug, sondern wurde in demselben Jahre reif, in dem sie geblüht hatte. Die Farbe der Frucht sowohl als des Holzes, war auch grün.

Die dritte Art war die Indische Feige, welche aber sehr klein, jedoch an Geschmack der gewöhnlichen Feige, so wie auch an Farbe ähnlich war. Sie erwuchs auf einem ungeheuer großen Baume, dessen Aeste sich sehr weit ausbreiteten, an ihren Enden die kleinern Zweige gegen die Erde zu senkten, hier einwurzelten, wieder aufschossen, und so sich immer weiter fortpflanzten. Wegen dieser seiner Größe und sonderbaren Beschaffenheit pflegten die Bewohner der dortigen Gegenden sich unter einzelnen Parthieen dessel-

*) M. s. Th. N. G. d. G. B. III. K. XVII. Damit vergleiche man ebendesselben N. W. d. G. B. V. K. I., wo er von den verschiedenen Arten der Feigen spricht, und besonders der Leukomphalischen und Lazedämonischen Erwähnung thut.

ben gewöhnlich aufzuhalten, und sich derselben statt der Häuser zu bedienen. Gewöhnlich pflegte er ziemlich regulär in die Runde zu wachsen. Es ist dies wahrscheinlich kein anderer als der Banianenbaum.

Eine dieser Feigenart wahrscheinlich ähnliche andere Sorte in Indien war sehr schmackhaft, und die Braminen bedienten sich derselben sehr häufig zur Kost. Der Baum erwuchs ebenfalls zu einer ganz besondern Höhe.

Ueberhaupt muß es in Indien mehrere dergleichen Sorten gegeben haben. Theophrast führt ausser der obengenannten ausdrücklich bestimmten noch eine andere an, welche sehr süß war, sehr zum Genuß reizte, aber Magenweh verursachte. Alexander verbietet deshalb seinen Truppen, nach Theophrasts Bemerkung, von diesen Früchten zu essen. *)

Der Wein, gr. Oinos. **)

Obgleich die Pflege desselben früh schon sehr weit gediehen war, und die genaue Wartung desselben aller feinem Kultur der eigentlichen Obstbäume, als der Aepfel- und Birnengattungen vorausgegangen zu seyn scheint, so finden wir doch in den ersten Zeiten unsers Zeitraums nur einige wenige auszeichnende Sorten dieser so höchst nützlichen Fruchtart angegeben. Es scheint dem Weine eben so gegangen zu seyn, wie den Urhebern großer Erfindungen, deren Namen und andere Lebensumstände, über die Vorzüglichkeit ihrer Erfindung, vergessen wurden. Theophrast, der merkwürdigste aus den ältern Zeiten unserer Epoche, giebt nur fünf bis sechs Arten desselben an. Die erste war der sogenannte dunkle, dunkelrothe Wein;

*) Th. N. G. d. G. B. IV. K. V. "αὐτὸς ἐν τῇ κοιλίᾳ θυγμάτων ποιεῖ καὶ δυσεντερίαν: διὸ καὶ ὁ Ἀλεξάνδρος ἀπέκρηψε μὴ ἐσθῆναι. "

**) Der Baum selbst hieß Ampelos.

die zweite, der weisse, helle; die dritte, der graufarbige, helldunkle. *) Die vierte Sorte hat ihren Namen von einer Kleinasiatischen Gegend um den Berg Ida erhalten, welches überhaupt ein sehr fruchtreiches Gebürge gewesen seyn muß, und hiefs Phalakras. Dieser erwuchs von den Wurzeln aus in vielen Ranken, seine Reben waren nur gegen einen Fuß lang, seine Trauben waren schwarz, so groß wie eine Bohne, süß, und sein Blatt rund, ungetheilt und klein. Die fünfte Weinsorte hiefs Aphythäus, und die sechste Akanthon. Alle diese Sorten werden nur flüchtig erwähnt, über nähere sie betreffende Umstände findet man auch nicht die geringste Auskunft. Zwar wird von allen gesagt: sie seyen vorzüglich gut; allein worinnen die Vorzüglichkeit der einen Sorte vor der andern bestanden habe, darüber verlassen uns alle sichere historische Nachrichten. Nur des Stammvaters mehrerer guten Weine, des wilden Weinstockes, thut Theophrast noch Erwähnung, indem er von der Güte seiner Wurzeln spricht, welche mehrere medizinische Eigenschaften besessen haben soll, da man dieselben zur Vertilgung der Sommerflecken in Griechenland zu seiner Zeit zu gebrauchen pflegte.

Indessen war der Anbau desselben über ganz Griechenland hin verbreitet, und nach den Aeufserungen einiger Schriftsteller, als des Pausanias und Athänäus, gab

*) Dieser Weinsorte gedenkt auch Aristoteles B. IV. über die Erzeugung der Thiere K. IV. Er nennt sie, so wie auch Theophr. Karneon. „Εστὶ γὰρ τις ἀμπελος, λέγει ὁ καλοῦσι καρνεον, ἢ, ἀν' ἐνέγκῃ μαλακίας βοτρυες, οὐ κλονοῦσι τερας, δια τὸ πλεισακὶς εἰσθάναι ταύτην τούτο ποιεῖν.“ Es giebt einen gewissen Weinstock, welchen man den Karneon nennt, an dem es gar nicht auffällt, wenn er schwarze Trauben trägt, weil dieses sehr oft zu geschehen pflegt. Die Ursache davon sucht er in der Natur dieses Weinstockes, welcher zwischen dem weissen und schwarzen das Mittel halte.

gab man ihm so viele Namen als Länder waren, in denen er gebaut wurde, von denen er dann einige Provinzialische Eigenheiten angenommen hatte. Daher Kyprischer, Lesbischer, Rhodischer, und anderer Inselwein: denn auf den Inseln gedieh er vorzüglich gut.

Die Maulbeeren, gr. Sykamina: *)

Diese Frucht theilt sich in zwei Sorten ab, welche man in unserm Zeitraum kannte: Die eine war die eigentlich griechische Sorte, die andere die Aegyptische. Die erstere erwuchs auf einem ziemlich ansehnlichen Baume, der sonst die Form eines Feigenbaums hatte, nur aber höher wurde. Das Blatt desselben hatte Aehnlichkeit mit dem Lindenblatte, in Betreff seiner Breite, sonst aber war es wegen seiner Glätte dem Kirschenbaume ähnlich. Die Frucht war sehr süß, und Traubenartig geformt. Die zweite Sorte, die Aegyptische nämlich, ließ sich durchaus nicht aus Aegypten verpflanzen, und hatte das Eigenthümliche, daß sie durchaus nur an dem Stamm erwuchs. Sie war von der Größe einer Feige, und ihr sonst auch an Gestalt ähnlich. Im Geschmack kam sie den Früchten der wilden Feigenbäume sehr nahe, nur daß ausgenommen, daß sie weit süßler war. Wenn man sie reif haben wollte, so mußte man sie mit eisernen Instrumenten aufritzen, damit der rohe Saft ausfließen konnte; und vier Tage darauf war sie vollkommen reif. An der Stelle der abgenommenen Früchte setzten sich sogleich wieder neue an. Das Holz des Baums war zu allerley guten Dingen zu brauchen, hatte aber die Eigenheit, daß es nie dürr wurde, wenn man es in freier Luft liegen ließ, nachdem es gehauen worden war; sondern man mußte es tief ins Wasser senken, und hernach erst an die Luft bringen, wodurch es sein grünes Wesen verlor.

*) Der Baum hieß Sykaminos.

Die Mandeln, gr. Amygdala. *)

Von vorzüglicher Güte muß diese Nussfrucht in Griechenland gewesen seyn. Sie hatten eine ansehnliche Größe, beynahe wie eine mittelmässige Feige, waren länglich, und ihr Kern war von einer vorzüglichen Güte. Ihr Baum wuchs mehr als Busch, denn als Stamm, und kam zu keiner besondern Größe. Ihre Wurzeln waren stark, groß, und leicht in die Erde hinabgehend. Ihre Blätter waren den Weidenblättern sehr ähnlich, scharf zugespitzt, und hatten Zäckchen, und eine rothe Farbe; so wie die Blüthen auch röthlich waren. Theophrast erwähnt nur zwei Sorten derselben; der bittern und der süßen. Uebrigens wurden sie aber in Griechenland häufig gepflanzt.

Die wälschen Nüsse, gr. Karya Basilika. **)

Höchst wahrscheinlich gab es verschiedene Sorten von dieser Nussart, zum wenigsten ist sie unter mehreren Namen bekannt. Sie hieß erstlich die Persische Nuss (Karyon Persikon), weil sie aus Persien gebracht worden war; zweitens die Königsnuss (Karyon Basilikon), weil sie die größte und vorzüglichste von allen Arten war; drittens die Eubäische Nuss (Karyon Euboikon) von ihrem vorzüglichsten Pflanzungsorte auf Euböa. Sie wurde, wie alle andere Nussarten, von den Alten zu dem Eichelgeschlechte (den Akrodryois) gerechnet. Der Beschreibung nach, die man bey ihnen findet, war sie sehr groß, wie ein Apfel von einer mässig kleinen Sorte, hatte doppelte Schalen, von denen die obere hart und fest, die untere aber weich und zart war. Sie bestand aus zwei Hälften, von denen jede wieder durch eine besondere Scheidewand getheilt wurde. Der Baum erwuchs sehr hoch, und war auch auf den Olympischen Gebürgeu vorzüglich zu Hause.

*) M. s. Th. N. G. d. G. B. III. K. 12.

**) Man sehe Th. N. G. d. G. B. IV. K. 6.

Die Hasselnüsse, gr. Lopima.

Diese Nussorte ist nur als eine einzige, obgleich unter einigen Namen bekannt, sie heisst nemlich entweder die Pontische Nuss, oder Leptokaryon, oder Lopimon, oder Karyon Herakleotikon. Sie wuchs, so wie bey uns noch jetzt in den Wäldern, wurde aber durch Kultur vollkommen ausgebildet. Man hatte länglichte und runde Haselnüsse, und die äussere Schaafe derselben war gefleckt, so wie das Fleisch der gut gemachten sehr weifs war. Theophrast sagt, dass sie durch Pflege, wenn man sie aus den Wäldern genommen hatte, also verändert worden wäre, dass erstlich ihre Grösse um ein merkliches gewachsen, und ihr Geschmack sehr angenehm gemacht worden sey. Sie erwuchs nur als Buschgewächs, und konnte nie zu einem Baum erzogen werden. Ihre Aeste waren sehr glatte Ruthen, ohne Knoten, und lang auslaufend. Die Blätter des Busches waren rund, und auf den Seiten zäckig. Im Boden, der nahe am Wasser war, trug sie vorzüglich gut.

Die Kastanien, gr. Dios-Balania. *)

Diese Nussart kommt zuerst unter einer sehr ehrenvollen Benennung vor; sie heisst nemlich Jupiters Eichel. Sie, unter allen Nussarten die vorzüglichste, musste doch auch den ehrenvollsten Namen erhalten; denn ihre Güte war noch weit erprobter und vorzüglicher, als die der Königsnuss. Sie heisst aber auch die Pontische Nuss, weil sie aus dem Pontus, so wie die kleine Haselnuss, gebracht wurde; und endlich kannte man sie auch eben so wie die Haselnuss unter dem Namen der Herakleotischen Nuss. Es kann seyn, dass dieser Name daher kam, weil Herkules sie mit nach Griechenland gebracht hatte, oder weil sie von jenen Gegenden ursprünglich abstammte, von denen die an-

*) M. sehe Th. N. G. d. Gr. B. I. K. 28. B. III. K. 6. 3. 40.

dem Obstsorten hergekommen waren, und welche, wie schon bekannt ist, Herkules deshalb besucht hatte.

Sie hatte, nach der Angabe der Alten, unter allen den vorzüglichsten Geschmack, und befand sich, so wie noch jetzt, in einer ziemlich starken, nach innen zu wolligen, auswärts aber mit Stacheln versehenen Schaafe, welche, wenn die Frucht reif war, was im Spätherbste geschah, mit einem Knall auseinander platzte, und erwuchs auf einem ziemlich hohen Baum, der die Kälte wohl vertragen konnte, auf Gebirgen zu finden war, und ziemlich spät blühte.

Die Brombeeren, gr. Kynosbatea.

Auch diese wurden von den Alten schon in unserm Zeitraume gepflegt und gewartet, so, daß die Himbeeren, als eine von den Alten schon gekannte Abart derselben zu betrachten sind. Theophrast sagt selbst, daß es zu seiner Zeit mehrere Sorten davon gab, welche theils wild, theils in Gärten erwachsen. Die Früchte hatten durchaus das Ansehen einer Traube oder einer Maulbeere, nur daß die einzelnen Beerchen theils größer, theils weit lockerer, als die an der letztern Fruchtart waren. Sie waren von einem sehr pickanten Geschmack, hatten die Größe der Punischen Aepfel, und waren theils hellgelb, theils hellroth, theils dunkelroth von Farbe. Sie erwachsen nicht an einem Baume, sondern an Gesträuchen; und dieses lief theils knapp an dem Boden hinweg, welches mehrentheils der Fall war, wenn es wild erwuchs, oder als freier Busch in die Höhe, wenn die Kultur dazu gekommen war. Jedoch die Ruthen, die er trieb, waren eben nicht sehr lang, noch auch sehr dick. Sein Blatt war dem Ulmblatte ähnlich, ausgenommen dieß, daß es etwas spitziger war. Man theilte sie übrigens auch in männliche und weibliche Gewächse ein.

Der Krategon.

Noch dürfte zu dem Geschlechte der Bäume und Sträucher, welche genießbare Früchte im alten Griechenland trugen, auch dieser Baum mit gerechnet werden, der von Theophrast so, wie folgt, beschrieben wird. — Die Frucht desselben war rund, hatte die Form einer Mispel, wurde trocken, wenn sie reif war, und war an Geschmack der Mispel ähnlich. Weshalb sie Theophrast auch zum Mispelgeschlechte mit rechnet. Der Baum selbst hatte die Gestalt eines Mispelbaumes, ein starkes Holz, eine gelbe Rinde, eine tiefgehende Wurzel, und ein großes, breites, ungezacktes Blatt.

Dies wären denn nun alle von den Alten in der ersten Zeit ihres mit Ernst und mit wirklichem Kulturreifer betriebenen Obstbaues angegebenen Obst- und Fruchtarten. Nur sehr wenige dürften hier vielleicht bey der Aufzählung derselben aus ihnen ausgefallen seyn. Sie sind allerdings die einzigen und ersten, von denen die nachmalige und unsre gegenwärtige Obstkultur ausgieng; und es läßt sich mit Vergnügen bemerken, wie die immer schaffende und wirkende Natur aus ihnen, als den Stammmüttern aller nachfolgenden Arten, von Zeit zu Zeit immer mehr Varietäten entlockt und entwickelt hat. Denn ursprünglich war die Zahl dieser Abarten, wie wir gesehen haben, sehr beschränkt. Allein angewandte sorgsame Pflege und lange Erfahrung hatte unsre Wissenschaft gehoben; und deshalb gehört dann auch nicht allein das eben angegebene Verzeichniß der Früchte, sondern auch die Kultur, durch die man sie erhielt, veredelte, und vervielfachte, mit unter die Gegenstände unsrer geschichtlichen Darstellung.

Zuerst also: Wie suchten die Alten in der damaligen Zeit ihre Fruchtbäume fortzupflanzen? und

wie waren in der letztern Rücksicht ihre Begriffe von der Pflanzenphysiologie beschaffen?

Die letztere Frage hier zuerst.

Durch die Anatomie der Gewächse schon belehrt, daß es in einem so anscheinend einfachen organischen Produkte, als ein Gewächs ist, sey es Pflanze oder Baum, mehrere einzelne Theile gebe, von denen jeder sein besonderes Verhältniß zu dem Ganzen habe, suchten sie nun auch die jedem dieser Theile eigne Funktion in dem Gewächse zu erforschen. Die innere Theile eines Gewächses theilten sie ein in Holz, Fleisch, Nerven, Saft, Mark und Rinde. Das Holz bestand ihnen in den festen langen Fasern, und war dazu bestimmt, die Grundbasis, das Skelet des ganzen Gewächses auszumachen. Die Nerven waren die feinen dünnen Fädchen, von sehr zarter Struktur, die sich allemal um jede feste Holzfaser herum ansetzen, und mit der Zeit endlich selbst zu einer Holzfaser werden. Ihrer Bestimmung oder Natur nach waren sie ihnen die Theile, welche durch die ihnen eigne Reitzbarkeit dem Gewächsen erstlich Leben mittheilen. Das Fleisch war die breiartige Masse, die sich zwischen den Fasern befindet, und endlich in Nerven übergeht. Der Saft war die Feuchtigkeit, welche in dem Fleische, wie in Zellen, enthalten war. Das Mark war in der Mitte des Gewächses, und ohne dasselbe würde kein Gewächs subsistiren können, da es demselben Nahrung mit zuführt. Die Rinde war die Schaafe, oder die äussere Bedeckung, um dem innern Gang der Maschine eine stete Ruhe und einen festen Schutz gegen die Einwirkungen von Luft und Sonne zu gewähren. — Was die äussere Theile anbetrifft, so waren ihre Vorstellungen davon folgende: Die Wurzeln dienen dazu, um dem Baum erstlich Sicherheit und Haltbarkeit in dem Boden zu verschaffen, und zweitens, um die Nahrung, die in der Erde sich befindet, als Feuchtigkeit in sich zu saugen, und sie dann dem Stamme

mitzutheilen. (Dass die Wurzeln ausser diesen insorbirenden Gefässen auch noch ausleerende haben könnten, wie wir in den neuern Zeiten erfahren haben, fiel ihnen noch gar nicht ein.) Der Stamm war die Unterlage des Gewächses, auf dem der eigentliche Körper ruht, und seine Bestimmung bestand darinnen, dass er der Behälter des Nahrungssaftes war, der hernach in die Aeste und Zweige abgesetzt wird. Die Aeste waren zum Halten der Zweige, und diese letztern bey den mehrsten Gewächsen zum Fruchtragen bestimmt. Die Früchte waren das Produkt, und, philosophisch genommen, dasjenige, weswegen das Gewächs eigentlich vorhanden ist.

Kein Obsttragendes Gewächs oder Baum war, nach Theophrasts Meynung, ursprünglich mit einem Stamme erwachsen, in der Wildniss befanden sie sich alle als Strauchgewächse. *) Man sieht dieses bey den Haselnüssen und Myrthenbäumen, nach seiner Angabe: da die erstern durch Kultur und Pflege so verändert werden können, dass sie in einen Baum aus einem Strauche übergehen, die andern aber, wo man sie nicht öfters ausputzt oder ausschneidet, wieder ganz zum Strauchgewächse werden. Dieses ist mit allen Aepfel- und Birnenbäumen gleichfalls auch der Fall gewesen; ursprünglich waren sie blofse Strauchgewächse, und sie würden wieder in eben denselben Zustand zurückkehren, wo die Kultur dieses nicht verhinderte. **)

*) Diese höchst wichtige Behauptung, welche mit der oben angeführten Aristotelischen vollkommen zusammentrifft, findet sich in der N. G. d. G. B. I. K. 5. „ὁ δὲ μυρρινὸς μὴ ἀνακαθ' ἑαυτὸν ἐκθαμνέσθαι. καὶ Ἡρακλειωτικὴ καὶ δοκεῖ δὲ αὐτῇ καὶ τὸν καρπὸν βελτίω καὶ πλείω φέρειν, καὶ ῥαβδὸς τις ἐφ' ὅλους, ὡς τῆς φύσεως θαμνοδὸς οὐσης.“

**) Eib. d. εὐ μονοτελεχεῖς δὲ ἀν' ὁξείην οὐδὲ ἡ μήλεα οὐδὲ ἡ ῥοία οὐδὲ ἡ ἄπριος εἰνέει.

Nach dieser Vorstellung ihrer Einsichten in die Physiologie der Gewächse, welche gewifs nicht ganz verwerflich und unrichtig sind, kommen wir nun zur Beantwortung der ersteren Frage, nemlich folgender:

„Wie, oder nach welchen Methoden suchten die Alten in diesem Zeitraume ihre Obstbäume und Obstgewächse fortzupflanzen?“

Wie jeder Obstkenner leicht einsehen wird, so ist diese Frage von der größten Wichtigkeit: denn vorzüglich von ihrer Beantwortung hängt es ab, wie wir uns die wirklich wissenschaftlichen Verdienste der Alten um die Verbreitung der Obstbaumzucht vorzustellen haben.

Theophrast zählt uns acht Fortpflanzungsmethoden auf, welche, gleich wie an den andern Gewächsen, also auch bey den Obstbäumen schon dazumal im Gebrauch gewesen waren. Sie sind, erstlich, die Fortpflanzung durch den Saamen, oder den Kern; zweitens, durch die Wurzel; drittens, durch den Ausläufer oder Ausschößling; viertens, durch den Absenker; fünftens, durch den Ast oder den Zweig; sechstens, durch die Okulation; siebentens, durch das Pfropfen; achtens, durch das Ablactiren.

Von jeder dieser Methoden nun die Vorstellungsart der Alten einzeln: vorzüglich, um zu sehen, ob sie richtige Begriffe mit denselben in Rücksicht auf ihre Anwendung verbanden.

Zuerst: die Fortpflanzungsmethode durch den Saamen oder den Kern. *)

Von dieser Methode glaubten sie, dafs sie bey allen Gewächsen, welche Saamen trügen, anwendbar seyn müsse; da die Natur nichts umsonst thue. **)

*) M. s. Th. N. W. d. G. B. I. K. 1. Diese Fortpflanzungsmethode hiefs: *η απο του σπερματος*.

**) *η μεν ουν απο του σπερματος γενεσις κομη παντων εστι των εχοντων σπερμα. παντα γαρ δυναται γενειναι.* Eb. d.

Die Fortpflanzung durch den Saamen war ihnen die eigentliche Tendenz des Gewächses, das also eingerichtet sey, durch dieses feinere Mittel die Erhaltung der Art zu bewürken, wenn ihm auch mehrere andere Arten dazu zu Gebote stünden, als dem Thiere, das doch nur jenen einzigen Weg dazu kenne. Jedoch der Saame von dem einen Gewächse sey geschickter dazu, als der von einem andern. *) Bey dem einen, lehrte ihnen schon ihre Beobachtung, gehe der Saame schnell auf, bey dem andern hingegen weit später. Dieses letztere sey aber vorzüglich bey allen dem Saamen der Fall, dessen Kern unter einer harten Schale in einem Steineingeschlossen sich befindet. Indessen hier müsse man die Sache mit der Zeit erwarten. Ueberhaupt aber ließen sich alle Obstarten, als Aepfel, Birnen, Pfläuschen, Pflaumen u. s. w. aus dem Kern erziehen. Sie veränderten sich nicht, und blieben bey ihrer guten Art, wenn sie nur gehörig besorgt würden, und in guten Boden kämen. Freilich müsse man bey dieser Methode am längsten warten.

Zweitens: die Fortpflanzungsmethode durch die Wurzel. **)

Nach Theophrasts Meinung wurde diese Methode vorzüglich bey den Pflaumen - ***) Birn - und Aepfelbäumen angewendet, so wie überhaupt bey allen denjenigen Bäumen, welche ihre Wurzeln theils in grosser Menge, theils sehr weit um sich herum treiben: weil diese von ihrem Ueberflusse, ohne einen für sie zu besorgenden Schaden, leicht abgeben könnten. Je-

*) Eb. das. wird angegeben, daß man die Feige nur mit vieler Mühe aus ihrem Kern habe erziehen können.

**) M. s. Th. N. W. d. G. B. I. K. 3. Diese F. M. hieß: *παραφυαγή*.

***) Diese Natur der Pflaumen, durch ihre Wurzeln sich fortzupflanzen, hat sich also von Theophrasts Zeiten an bis jetzt unverändert erhalten,

doch es wird überdieß noch verlangt, daß erstlich die Wurzeln mit vielen kleinen Wurzelansätzen versehen seyn müssen; und daß sie nicht gerade auslaufend, sondern krumm, und mit sehr vielen Keimtrieben versehen sind. Zweitens hielten sie es für nothwendig, daß solche Bäume ihre Wurzeln nicht tief in die Erde, wo es kalt ist, sondern nahe an der Oberfläche derselben hinweg trieben, damit die Sonne mit ihren erwärmenden Strahlen durchdringen und den Knospenkeim, der aus einem zarten Reis in einen Stamm übergeht, hervorrufen könne. Wenn man die Wurzel auf beyden Seiten in gleicher Entfernung von dem Reise abgeschnitten habe, so müsse man sie gleichwohl nur leicht unter die Erde bringen. Auch der Punische Aepfelbaum gehöre mit zu dem Geschlechte der Bäume, welche durch die Wurzel fortgepflanzt werden könnten.

Drittens: die Fortpflanzungsmethode durch den Ausschößling. *)

Dieses sind bey den Alten alle die Ausläufer, welche zum Theil mit aus der Wurzel, aber doch zunächst an dem Stamme oder gar aus demselben selbst auswachsen. Man riß sie los, und daher erhielt diese Methode den Namen Ausräufing. Sie war gleichfalls bey allen Obstbaumarten gebräuchlich, und hatte öfters bey ihnen noch den Vorzug vor der Fortpflanzung durch die Wurzeln. Es gieng mit ihr sehr schnell, und sie behielt, nach dem Zeugniß des Theophrast, die gute Art des Stammes bey.

Viertens: die Fortpflanzungsmethode durch den Absenker. **)

Diese war auch dazumal nur bey dem Weinstock im Gebrauch, oder bey manchen Himbeergattungen.

*) M. s. Th. N. W. d. G. B. I. K. 3; Man nannte diese Methode: *η απο παρασπαδος*.

**) M. s. Th. N. W. d. G. B. IH. K. 17. Die Absenker nannte man: *μοσχευματα*.

Theophrast verlangt, daß, wenn andere Bäume zu gleichem Behuf genommen werden sollen, diese solche Aeste haben müßten, welche sehr lang wären, und eine aus vielen Fasern bestehende leicht sich auflösende Rinde hätten. Bey den Weinstöcken nahm man die schlanksten und feinsten Ranken, die nicht zu hoch an dem Stocke wuchsen, die Kraft und Stärke besaßen, und an einem gesunden Aste ohngefähr die vierte Ranke, von unten auf gerechnet, waren. Diese bog man sanft herab, und brachte sie in eine frisch aufgeworfene Grube: hatte man bemerkt, daß sie hier feste und starke Wurzeln geschlagen hatte, so nahm man sie aus der Erde heraus, schnitt sie von dem Mutterstocke ab, und versetzte sie in einen eignen Standpunkt.

Fünftens: die Fortpflanzungsmethode durch den Ast oder durch den Zweig. *)

Diese Methode wurde fast bey keinem Obstbaume von den Alten angewendet; weil, wie sie wohl schon selbst die Erfahrung gemacht hatten; und Theophrast es ausdrücklich versichert, sie bey demselben nicht anwendbar war. Nur die süße fruchttragende Palme und die nutzbare Olive konnten damals, so wie auch noch heutiges Tages, auf diese Weise fortgepflanzt werden. Die Ursache, warum dieses bey den genannten zwei Bäumen angehe, bey den übrigen aber nicht, sucht Theophrast in Folgendem. »Nur diejenigen Bäume können auf diese Weise fortgepflanzt werden, sagt er, welche nicht zu lange Aeste treiben, deren Aeste ferner nicht dick; nicht holzig, und sehr saftreich sind: denn Saft muß im Ueberflusse da seyn, damit das Gewächs indessen durch denselben ernährt werden könne. während dasselbe in der Erde sich befindet, und noch

*) M. s. Th. N. W. d. G. B. I. K. III. Diese hieß η γένεσις ἀπο κλωνος oder ἀκρεμόνος.

nicht Wurzeln geschlagen hat: und das Holz muß eine sehr zarte und feine Struktur haben, damit es leicht in der Erde seine Fasern von einander zu geben, und dann leichtlich Wurzeln zu schlagen vermag. Dieses beydes, nämlich Ueberfluß an Saft, und Weichheit des Holzes, trifft nur bey dem Olivenbaum so wie bey dem Palmbaum ein, fehlt aber durchaus allen andern obstragenden Gewächsen. Der Birn-, Apfel- und Pflaumenbaum haben alle zu lange Aeste, zu wenig Saft, und ein zu kompaktes Holz, und sind daher dem Vertrocknen gar zu sehr ausgesetzt. Wäre es je einmal geschehen, fährt Theophrast fort, daß jemand einen Ast gepflanzt hätte und daß dieser gekommen wäre; so sey es etwas widernatürliches gewesen, und bewirkt durch einen besondern glücklichen Zufall in der Natur. Auch bey dem Weinstocke, einem Holze von sehr lockern Fasern und sonst sehr saftreich, sey dieses nicht der Fall: er könne durch diese Methode durchaus nicht fortgepflanzt werden.“

Sechstens: die Fortpflanzungsmethode durch die Inokulation. *)

Nach der Meynung der Alten, laut des Zeugnisses von Theophrast, war diese künstliche und raffinierte Behandlungsart der Gewächse ebenfalls auch nur eine Fortpflanzungsart derselben, und wurde von ihnen nicht für eine eigentliche Veredlungsart gehalten. Theophrast nannte alle Veredlungsarten nur Verpflanzungsarten in ein Gewächs, wo man den Stamm, als Unterlage des Reises, wie einen Bodenansatz betrachtet. Man bediente sich ihrer, nicht, um neue gute

*) M. s. Th. N. W. d. G. B. I. K. 6. Diese Methode hieß *ενοφθαλμισμος*, Einäuglung. Von ihr sagt Theophrast: *και φυτειν δε τις και ο ενοφθαλμισμος, ου μονον παραταξις*. Das Einäugeln ist ein Einpflanzen, und nicht ein bloßes Verbinden.

Sorten zu erzielen; sondern, um die vorhandenen guten Sorten schnell zu vervielfältigen; so wie auch nicht um deswillen, weil man geglaubt hätte, nur durch sie allein könnten gute Sorten erhalten werden. — Wie aus der eben vorgenommenen Aufzählung der andern Fortpflanzungsarten leichtlich zu ersehen ist, so hielten sie die Erziehung durch Kerne u. s. w. ebenfalls für tauglich und gut. Eben deshalb nahmen sie aber auch bloß wild erwachsene unkultivirte Bäume zu solchen Stämmen, in die sie okulirten und pflropften: denn warum hätten sie die in den Gärten Erwachsenen dazu nehmen sollen? Diese trugen ja schon ohnedem gute Früchte.

Bey dem Inokuliren verfahren aber die Alten nach folgenden Grundsätzen. Sie okulirten nicht in alle Bäume, sondern diese mußten, nach Theophrast, erstlich eine glatte, nicht aufgesprungene, nicht rauhe Rinde haben. Diese mußte sich zweyten wieder gut ablösen lassen, so daß sie sich ohne Gewalt von dem Holze trennte. Der Saft, welchen die Bäume führten, durfte drittens kein wässriger Saft, sondern er mußte klebrig und zäh seyn; weil dieser fester packte und anleimte; und endlich viertens okulirten sie nie in alte, sondern stets in junge Bäume. — Zu dem Auge, das inokulirt werden sollte, nahmen sie ferner nur ein solches, welches erstlich nicht alt, sondern ganz jung war, und das zweyten von Kraft strotzte. *)

Die eigentliche Zeit für diese Fortpflanzungsart war die Zeit gegen die Hundstage, wenn der Saft vollkommen in die Gewächse getreten war; indessen auch in der Mitte des Frühjahres und gegen den Anfang des Herbstes trieb man noch dieses Geschäft. Die zuerst angegebene Zeit beobachtete man bey Aepfeln, Bir-

*) M. s. Th. N. W. d. G. B. I. K. 6. ευλαχώς δὲ καὶ τὸ τὰς μα-
σχάλας νοσφθαλμίζου τὰς τελευταίας καὶ νωτὰτας.

nien, und Pflaumenbäumen, die andere aber erstlich bey Kirschen und dann bey den Olivenbäumen.

Das Verfahren dabey war folgendes: Sie machten zwey Zoll ohngefähr von dem Auge entfernt einen cirkelartigen Schnitt in die Rinde: war dieser gut gerathen, so lösten sie das ausgeschnittene Rindenstück behutsam, und ohne es etwas zu verletzen, von dem Stamme los, und thaten dasselbe in einen feuchten Behälter, damit es seine Feuchtigkeit nicht verlor. Nun giengen sie an den Baum, in welchen sie okuliren wollten. Hier machten sie an einer glatten unknotigen Stelle einen länglichen Schnitt in die Rinde, und zogen durch diesen wieder einen Querschnitt hindurch; oder sie nahmen auch, nach einer andern Methode, hier ein Auge mit so vielem Bast heraus, daß die leer gewordene Stelle sehr gut mit dem Rindenstücke der Inokulation bedeckt werden konnte. War dieses geschehen, so brachten sie endlich in beyden Fällen das Stück Rinde, auf welchem das einzuäugelnde Auge befindlich war, so knapp an den Baum an, daß die Rinde des Baumes sie umschloß und bedecken mußte. Die ganze Inokulationsstelle ward tüchtig mit Bast umwunden, und verhütete, daß weder Luft, noch Regen, noch Sonne zu der Wunde durchdringen und irgend einigen Schaden anzurichten vermochte. *)

Siebentens: die Fortpflanzungsmethode durch das Pfropfen. **)

Da es mit unter mit dem Inokuliren etwas mislich war, weil das einzusetzende Auge mehrentheils gar zart behandelt seyn wollte, und ferner weil es mit dem Wachsthum desselben öfters etwas zu langsam gieng; so pfliegten die Alten mehr das Pfropfen zu erwählen.

*) Kk. d. το δε υδαρ το μιν το μιν εισθαλισμα πολαιμα.

**) Diese Methode hieß: εμφυτια — Einpflanzung.

Sie nahmen dazu, unter den Obstbäumen, jede Art von Stämmen, sie mochten alt oder jung seyn, dafern sie nur, wie Theophrast sagt, nicht gar zu alt waren. Die Pflropfreiser aber mußten feuchter saftiger Natur, zart von Struktur, und übrigens jung, nicht über ein Jahr alt seyn. Das Geschäft selbst unternahm man auf folgende Weise. Man schnitt einen Ast oder Stamm, welcher gepfropft werden sollte, mit einer leichten Inzisur aus einander. Es durfte dieser Schnitt aber durchaus nicht zerrissen, sondern er mußte scharf und glatt seyn; und alles mußte ohne Verletzung des Marks abgehen. Nun nahm man das Pflropfreis, schnitt dasselbe auf der untern Seite scharf zu, und kulbte es auf der obern stumpf ab. Darauf wurde es mit der scharfen schneidenden Seite in den Spalt eingesetzt, und mit Hammerschlägen auf der stumpfen Seite in denselben mit Gewalt hineingetrieben. *) Jedoch auch bey dem Pflropfreise suchten die Alten, laut Theophrast, sich gar sehr in Acht zu nehmen, daß sie das Mark nicht verletzten. — War das Reis tief genug in den Spalt hineingetrieben, so umwanden sie die gemachte Wunde mit Bast, und darüber strichen sie eine Masse, die aus Lehm und Haaren zusammengeknetet war, um den ganzen Ort recht feucht zu erhalten: denn sie glaubten durch die Erfahrung belehrt worden zu seyn, daß dem Pflropfen nichts zuträglicher sey, als viele Feuchtigkeit, so sehr sie hingegen der Inokulation schade. In dieser Rücksicht benetzten sie auch fast ganzer vier Monate hindurch, nachdem das Pflropfen vorgenommen worden war, die gepfropfte Stelle mit Wasser.

*) Eb. d. και όταν σχισαντες επιθωσι το επιθεμα (das Pflropfreis), σφηνοειδεις ποιησαντες, εν σφυρα ελαυνωσιν, όπως οτι μαλιστα προσωχθη.

Achtens: die Fortpflanzungsmethode durch das Ablaktiren. *)

Dieses war wahrscheinlich die späteste Erfindung, welche die Griechen in diesem Felde der Obstbaumpflege gemacht hatten; und auch die seltenste; sie scheint mehr als ein bloßes Spiel ausgedacht, als ernstlich zur Vervielfältigung der Sorten angewendet worden zu seyn. Man bediente sich derselben auch noch in unserm Zeitraume bloß bey den Weinstöcken, und zwar bey solchen, welche mit langen Ranken versehen waren. Bey ihnen fand man sehr vieles Vergnügen daran, wenn man durch Kunst bewirken konnte, daß ein Stock oder vielmehr eine Ranke weiße und schwarze Trauben zu tragen schien. Zu dem Behufe unternahm man nun das Ablaktiren auf folgende Weise: Wenn zwey Stöcke, der eine mit dunkeln der andere mit weißen Trauben nicht weit von einander standen, und lange Ranken hatten, so zog man diese Ranken gegen einander. Mit einem sehr scharfen Messer schnitt man nun die Theile der Ranken, wo sie sich berührten, bis auf das Mark sehr scharf aus, und verhielt sich dabey so, daß der Schnitt nicht gänzlich in die Quere, sondern also zu stehen kam, daß die Ranken eine ziemliche Weite mit einander verbunden fortlaufen konnten. Die Ranken mußten daher an dem Theile, wo sie sich berührten, einen sehr passenden Schnitt erhalten haben. Hatte man sie nun so genau zusammengefügt, daß Holz auf Holz, Mark auf Mark, Rinde auf Rinde kam, so umwand man sie mit Bast, schützte sie gegen Wind und Wetter,

*) Diese hieß *συμφυσις κοινωνία* — gemeinschaftliches Verwachsen. Man sehe Th. N. W. d. G. B. V. K. 5. Dort heist es: *«ἐκ τοῦ αὐτοῦ δὲ κληματος φέρει λεῖπον καὶ μελανὰ βότρυς. ἢ ἐν αὐτῷ τῷ βότρει τὰς τοιαύτας. τὰς δὲ τοιαύτας οὔτε συνελόντες συνθλάσωιν ἑκάτερον τοῦ ἡμισυ, πλην τοῦ κατωτέρου, καὶ συνδησαντες καταπύξωσιν, συμφυτεῖ γὰρ ἀλλήλαις.*

ter, und liefs sie auf diese Weise zusammenwachsen. Wenn sie aber ganz fest zusammengewachsen waren, und man also spürte, dafs der Saft des einen Stockes schon den herübergezogenen Ranken des andern würde erhalten können, so schnitt man den noch zusammenhängenden Ranken des andern Stockes unten, wo er mit dem andern verwachsen war, ab, und so schien der andere Ranke einen neuen Zweig mit verschiedenen Trauben erhalten zu haben. Mit einem Worte, man hatte dann an einem Hauptranken Nebenranken mit weissen und schwarzen Trauben. *)

Grundsätze über die Bearbeitung des Bodens zum Behuf der Obstbäume in diesem Zeitraume.

Hier giengen die Alten zuerst von der Grundbasis, worauf alles beruht, nemlich von der sehr richtigen Erfahrung aus; dafs jeder Obstbaum seinen eignen Boden verlange, und dafs er nur in diesem zu gedeihen vermöge. Sie verbanden mit dieser Untersuchung, wie es im Theophrast geschieht, zugleich auch die, über den jedem Baume eigenthümlichen Standpunkt. In der letztern Rücksicht bestimmten sie die Standpunkte der Obstbäume gegen Mittag; gegen Mitternacht, gegen Morgen und gegen Abend; indem sie dem Standpunkte gegen Morgen und gegen Mittag die erste

*) Eb. das. gedenkt Theophr. auch noch der ganz besondern Methodode, deren man sich zu seiner Zeit häufig bediente, um sogar auf Aepfel- und Birnstämmen verschiedene Obstfrüchte zu erzeugen. Man nahm zwey Reiser, zerklöpfte sie mit einem Hammer; jedes so weit als das andere, verband sie hernach fest mit einander; und brachte sie dann in die Erde. Beyde verwachsen dann mit einander, wie ein einziger Stamm, jedes behielt aber seine ihm eigenthümliche Natur. Und so sah man denn öfters verschiedene Früchte auf einem und demselben Baume.

Stelle einräumten. Jedoch — sie verfuhrten noch genauer: — jene Bestimmung betraf die Himmelsgegend; eine andere beschäftigte sich eigentlich mit der Lage des Bodens.

Dieser war nun, nach ihnen, entweder bergig; und dahin schickten sich denn wilde Feigenbäume und Kirschen; oder er bestand aus Hügeln, welche immer abwechselten, und dieser schickte sich dann für den Weinstock; oder der Boden war in einer Ebene, und dieser war denn eigentlich für die so mancherley andere Obstarten, als Pflärschen, Pfärschen, Aepfel und Birnen, der schicklichste. Jede von diesen so sehr verschiedenen Lagen des Bodens enthielt nun wieder verschiedene Erdarten, und war also in dieser Rücksicht wiederum getheilt. Die Erdarten waren: schwere, leichte, fette, magere, lockre, feste, sandigte, thonige, kiesige, Stein- und Kreitenerde. In dieser Hinsicht finden sich nun bey ihnen folgende Behauptungen: Nicht in allen diesen Erdarten komme der Fruchtbaum fort; und es verlangten die Obstbäume alle einen Boden, der sich so ziemlich gleich bleibe, und sie liebten fast alle einen Boden von gleichem Gehalte. *) Es werde nemlich erfordert, daß die Erdart, in welcher der Obstbaum mit Gedeihen erwachsen sollte, aus fetten schweren lockern und etwas sandigen Boden so ziemlich zu gleichen Theilen gemischt sey; d. h. sie dürfe von keinem zu viel haben: nicht zu fett, nicht zu schwer, nicht zu locker, nicht zu sandig. Fett müsse der Boden seyn, um dem Gewächse, welches in demselben erwächst, Geschmeidigkeit mitzutheilen: schwer, damit Regen, Sonne und Wind ihn nicht so leicht vernichten könne: locker, damit der Regen in ihn einzudringen, und durch seine Feuchtigkeiten die in ihm liegenden Nahrungsstoffe aufzulösen vermöge: sandig, oder steinig, oder kiesig, damit die Feuchtig-

*) Man sehe Th. N. W. d. G. B. II. K. 5.

keit des Bodens nirgends gestopft werden, sondern allerwärts frei und ungehindert durchfließen könne. Am allermehrsten aber liebe der Weinatock steinigten Boden, wie sie meinten.

Diese Erdarten hatten nun, nach der Behauptung der Alten, wieder verschiedene Säfte, von denen einige einigen Gewächsen zukommen und sie wohl ernährten, andere aber wieder nicht. Der salzige, der bittere, der süße Boden war nicht für alle Obstbäume. Birnen und süße Früchte durften, nach ihrer Meinung, nicht in süßem Boden, aber auch nicht in ganz bitterm oder salzigen gezogen werden; sie verlohren denn ihren anziehenden Geschmack und wurden fade. Sie hielten dafür, daß der Geschmack der Erdarten bloß und allein von der Beschaffenheit der Feuchtigkeiten herrühre, welche in denselben sich befänden; und dieß führte sie denn wieder auf die Untersuchung von dem Nutzen des Wassers für die Obstbäume. *)

Je mehr Wasser in der Erde sich befand, desto tauglicher hielten sie dieselbe für die Erzeugung und Ernährung der obsttragenden Bäume. Dieses Wasser durfte aber kein Quell- sondern es mußte Regenwasser seyn; weil sie glaubten, dieses habe sich schon weit besser mit der Luft vermischt, welche bloß und allein den Nahrungsstoff zu allen Dingen in sich enthalte. Jedoch auch nicht jedes Regenwasser erfüllte in dieser Rücksicht ihre Forderungen: sie unterschieden ganz genau unter denselben. Für die vorzüglichsten Regen hielten sie diejenigen, welche in dem Winter fielen: denn diese stärkten denn die alle Nahrung jetzt begierig an sich ziehenden Bäume zu einer Zeit, wo sie diese Nahrungssäfte bloß auf ihr Holz und nicht auf ihre Früchte zu verwenden hatten: Diese Regen, wenn ihrer viele fielen, erhoben die Kräfte der Gewächse ungemein. — Nach diesen Regen hatten den zweiten

*) M. sehe Th. N. W. d. G. B. II. K. 8.

Rang solche, welche nicht lange vor dem Knospen oder der Blühzeit fielen: denn dadurch wurde der Obstbaum in den Stand gesetzt, seine Knospen mit Kraft zu treiben, und seine Blüthen zu behalten. Für ganz besonders nöthig hielt man solche Regen bey dem Weinstock. — Den dritten Rang erhielten solche, welche gleich nach der Blühzeit sich erzeugneten, weil dann der Baum Kräfte zum Ansatz seiner Früchte verlangte: traten sie nicht ein, so mußte, nach ihrer Meinung, der Baum viel von seinen angesetzten jungen Früchten verlieren. — In den vierten Rang endlich wurden die gesetzt, welche gegen die Zeit der Reife fielen, und welche daher bloß für die Größe und Schmackhaftigkeit der Früchte bestimmt zu seyn schienen. *)

Zu den schädlichen Regen zur ungelegenen Zeit rechneten sie aber nun auch: erstens, alle diejenigen, welche, wo sie nicht Winter-Regen waren, zu lange anhalten; weil sie sowohl den Bäumen als auch den Früchten eine sehr lockere Struktur gaben, wodurch denn die Bäume schwächlich, die Früchte aber fade von Geschmack wurden. Zweitens, alle Regen, welche in der Blühzeit fielen; da durch sie die Blüthen vernichtet wurden, und sich der Rost an sie ansetzte, wodurch sie zur ihrer weitem Ausbildung untauglich wurden. Drittens endlich, jeden Regen, welcher von Süden kam; auch dieser, meinten sie nach Theophrast, bewürke Schläffheit der Fasern des Baumes, und trage dazu bey, daß die Früchte schlecht würden. Sie zogen diesen bey weitem vor allen Regen, welche der Nordwind brachte. Diese stärkten, nach ihrer Meinung, die Gewächse, da sie kalt waren, und deshalb die Kräfte des Baums nicht auflösten, sondern in dem Baume mehr zusammendrängten. Sie waren überhaupt mehr mit Nahrungsstoff geschwängert. Auch selbst die Nordwinde wurden von ihnen

*) M. s. Th. N. V. d. G. B. II. K. 4.

für besser als die Südwinde gehalten, besonders in Rücksicht auf die Reife der Früchte; denn jene verhinderten durch ihre Kälte, daß die Sonnenstrahlen die Frucht nicht zu sehr zusammendörreten, sondern bewirkten immer ein allmähliges langsames Reifen, welches dem Obste einen süßen Geschmack gebe, und ihm seinen Saft lasse, *)

Uebrigens bemerken aber doch die Alten noch, daß in Betreff der glücklichen oder gelegenen und der ungelegenen Regengüsse sich nichts sicheres bestimmen lasse. Einigen Bäumen, sagt z. B. Theophrast, kämen sie gelegen zu eben der Zeit, wo sie andern schadeten. Die Ursache davon liege in der Verschiedenheit der Zeitpunkte ihres Blühens und Fruchttragens von einander; da einige früh- andere hingegen spät tragende Bäume wären. So schade z. B. ein Regen, der in der Blühzeit der Aepfel- und Birnbäume falle, gewaltig, da eben derselbe hingegen die Fruchtbarkeit des Weinstockes auf eine erstaunliche Weise befördere. Es lasse sich also die Nützlichkeit oder Schädlichkeit derselben in den meisten Fällen nur Beziehungsweise bestimmen.

Gegen solche Eräugnisse der Natur, sagt Theophrast, läßt sich nun nicht streiten: wir können weiter nichts thun, als der Natur nur folgen, sie auf ihrer vortheilhaften Seite benutzen, und ihre schädlichen Einflüsse, so weit es nur möglich ist, zu vermeiden suchen. Wir sehen hier aber nur zwei Wege vor uns, fährt er fort: der eine ist der, auf dem man dem üblen Einflusse der Luft und der Witterung, und der zweite, wo man der üblen Beschaffenheit des Bodens entgegen zu wirken hätte. Auf dem erstern Wege ist es fast immer unmöglich, etwas zu unternehmen; nur ein Theil der Gewächse läßt sich gegen die übermäßige

*) M. s. Th. N. W. d. G. B. II. K. 4. απλως δαιει τα Βορεια Βελτιω των νοτιων. και γαρ ψυχροτερα.

Wärme und übermäfsige Kälte schützen. Gegen übermäfsige Wärme, wenn man sie so nahe an einander pflanzt, daß sie sich wechselseitig in Schatten stellen, oder wenn man sie an den Abhang grösser Berge nach Norden zu hinpflanzt, oder an das Wasser setzt. Gegen übermäfsige Kälte, wenn man sie, die Obstbäume, mit Anpflanzungen von Buschholz umgiebt, sie nach der Sommerseite zu stellt; oder sonst vorhandene ähnliche Mittel dagegen ergreift. Jedoch unsre Bemühungen bleiben hierinnen immer unvollkommen. Weit eher gelingen sie uns in Rücksicht auf die Verbesserung des Bodens; diesem können wir auf mancherley Weise zu Hülfe kommen.

Die erste Methode*), welche die Alten, nach Theophrast, zu diesem Endzweck ergriffen, war die der Vermischung der verschiedenen Erdarten mit einander, um daraus eine gute zum Behuf der Erziehung der Obstbäume zu verfertigen. Wollten sie also ein Stück Land, auf dem ein Obstgarten angelegt werden sollte, verbessern, so suchten sie auf dasselbe, wenn die Erde steinig und dürr war, fette Erde mit etwas Sand vermischt zu bringen, und gruben sie mit dem untern Boden zusammen. Durch diese Vermischung bildeten sie sich nun einen eignen Boden, den sie für hinlänglich tauglich hielten. Und so machten sie es denn in allen übrigen Fällen.

Die zweyte Methode**), war die bey ihnen schon beliebte Verbesserung durch den Dünger. Allein auch hier benahmen sie sich vorsichtig, und führten nicht jeden Dünger in jeden Boden und an jedes Gewächs; sie beobachteten ferner die Zeitpunkte gar wohl, wenn der Dünger angebracht werden konnte. Zuviel Dünger,

*) M. s. Th. N. W. d. G. B. II. K. 5. und B. III. K. 6.

**) M. s. Th. N. W. d. G. B. III. K. 6. η δε κοπρος οτι μεν και
μασοι την γην και διατρεμνται, δι' αν αμφοτερον η ευθλα-
στος φανερη.

sagt Theoph., schadet eben sowohl, als der Mangel desselben die Bäume nicht zu Kräften kommen läßt: denn er dorrt durch seine zu große Hitze die Wurzeln aus. Aus eben dem Grunde durfte der Dünger, welcher an die Bäume gebracht ward, nicht zu stark, nicht zu hitzig seyn; denn die Meinung derjenigen ist unrichtig, fährt er fort, welche glauben, daß nur eine starke Düngersorte zu starken großen Gewächsen kommen müsse. Diese Sorte von Mist zieht nämlich alle Feuchtigkeiten in sich und verbraucht sie selbst, wodurch denn dem Baume der gehörige Nahrungssaft entzogen wird; oder sie reizt den Baum zu sehr. Nur in einigen Fällen hielten sie es für rathsam, hitzigen Mist anzuwenden: in solchen Fällen nämlich, wo die Natur des Baums mit den Früchten desselben gänzlich umgeändert werden sollte. So wandten sie z. B. den Dünger von Schweinen an, um die Punischen Aepfel süß zu machen, und um dadurch zu bewirken, daß sie ihre Steine verlieren sollten. Sie gebrauchten ihn gleichfalls bey den bittern Mandeln, um sie in süße zu verwandeln. Um Myrtenbeere schmackhaft zu machen, und sie von ihrem innern Kern zu befreyn, so riethen sie an, Urin und Gerberlohe um die Bäume derselben zu bringen. Auch die Olivenbäume sollten denselben mit unter gut haben vertragen können.

Für den besten Dünger für alle Obstbäume wurde aber doch im Ganzen immer der gehalten, welcher leicht und nicht zu schwer war, der zwischen dem hitzigen und kraftlosen das Mittel hielt. Er mußte die Eigenschaft haben, daß er der in die Erde zu den Wurzeln eindringenden Feuchtigkeit noch Kräfte abgab, welche dieselbe zu vollkommenem Nahrungssaft bildeten. Es mußte hierbey jeder durch eigne Beobachtung sich leiten lassen, was für Dünger er zu jedem Baume bringen dürfe; denn jeder verlangte seine ihm eigenthümliche Sorte. Der Mist, welchen die wiederkäuen-

de Thiere machen*), wurde für den unschädlichsten gehalten, und deshalb konnte er auch, ohne Gefahr, an jeden Baum geführt werden: bey ihm, wenn er nur nicht in zu großer Menge zugeführt wurde, hatte man nicht zu zweifeln, ob er auch den Bäumen wohlthun oder schaden werde. Die Weinberge düngten die Alten nur alle vier Jahre: sie meinten, in kürzern Zwischenräumen dürfte dieses nicht geschehen, weil dadurch entweder die Wurzeln der Stöcke ausgedörret, oder die Stöcke selbst durch übermäßige Geilheit verdorben werden würden.

Den Dünger pfl egten sie in die Gruben um die Bäume herum zunächst an die Wurzeln zu bringen: ungewiß aber waren sie: ob derselbe frey und unbedeckt an denselben liegen, oder ob er mit Erde bedeckt seyn sollte? Nach Theophrasts Aeußerung war die letzte Behandlungsart vorzuziehen. Bey der erstern nämlich wurden die Kräfte des Düngers zu sehr von der Sonne ausgezogen und verflüchtigt; sie giengen aufwärts und nicht abwärts in den Boden. Bey der zweyten aber blieben die Kräfte in der Erde, und kam ein Regen dazu, so wurden sie aufgelöst, und den Wurzeln zugeführt. Jedoch über diese Sache lagen die Alten, wie schon erinnert worden ist, noch im Streite.**)

Bearbeitung des Bodens selbst durch das Graben,

Von diesem Geschäfte, und dessen Nutzbarkeit urtheilten die Alten also; sie sagten: das Graben des Bodens sey nützlich, denn es entferne alles, was das

*) M. s. Th. N. W. d. G. B. III. K. 6. δια και μαλιστα χρωται τη των λαφύρων.

*) Eb. das. — In dem 12ten K. desselben Buches finden sich auch einige, jedoch unbedeutende Regeln über die Beobachtung der Zeitpunkte, inden der Dünger an die Bäume gebracht werden müsse.

Wachsthum verhindern, oder was den Nahrungsstoff den Bäumen entziehe, und bewirke, daß der Boden lockerer werde*). Durch diese von ihm herrührende Eigenschaft des Bodens werde aber bewirkt, daß derselbe mehr von Luft und Sonne durchstrichen und von Feuchtigkeiten durchdrungen werden könnte. Je fester, und je trockner ein Boden war, für desto nöthiger hielten sie es dann, ihn öfters zu umgraben, damit er feucht und lockerer werde. Aber auch über den Sumpf- und Moorboden hegten sie eben denselben Grundsatz, obschon aus einem andern Grunde; damit nämlich derselbe trocken werde. Durch das Umgraben, durch die fleißige Bearbeitung des Bodens konnte, nach ihrer Meinung, durchaus für Feuchtigkeit, für Menge an Nahrungsstoff gesorgt werden. Und dieser mußte in dem Boden seyn, wenn nicht bloß die Bäume sondern auch die Früchte an denselben gedeihen sollten. Im Boden, wo flüssiger Nahrungsstoff fehlte, behaupteten sie mit Recht, erwüchsen alle Obstsorten mit harten Schalen und harten Steinen am besten; es lege nämlich in demselben die Natur alles auf die Bildung der festen Theile an: Die Birnen erwüchsen in demselben mit einer pelzigen Haut, alle Schalenfrüchte bekämen in ihm harte, dicke, und feste Schalen; wie z. B. die vom Theophrast deshalb angeführten großen und kleinen Nüsse, die Mandeln und die Kastanien. Man schiebe dieses, sagt Theophrast, öfters auf die Art; da es doch öfters bloß an dem Boden, und sonach auch nicht selten an dem Besitzer desselben liege. Wenn dieser ihn gehörig bearbeite, so könne auch die

*) M. s. Th. N. W. d. G. B. III. K. 14. "Σκαπνῆ δε πασι συμφερί. ταῦτα γὰρ ἐμποδίζοντα, καὶ τὰ παρέρχουμενα τὰς τροφὰς ἔχει. καὶ τὴν αὐτὴν γὰρ ἐμπειρίαν πᾶσι καὶ κουφώτεραν. " — Eine höchst wichtige Regel; welche auch in den neuern Zeiten, nach einer so langen Vernachlässigung derselben, nicht stark genug empfohlen werden kann!

hartnäckigste wilde Fruchtart in eine bessere verwandelt werden, Den Birnen, Aepfeln, Pfirschen, Pflaumen und Kirschen werde dann ihr Fleisch grösser, süßser und saftreicher; die Nüsse würden mit dünnern Schalen bekleidet, und ihr Kern bekäme einen bessern Geschmack,

Ausser dem Graben des ganzen Ackers, auf dem Fruchtbäume gepflanzt waren, hielten die Alten in diesem Zeitraume nichts für dienlicher, als das Aufwerfen der Gruben zunächst um die Obstbäume herum. *) Theophrast drückt sich hierüber folgendermaassen aus: »Wenn der Boden mit Feuchtigkeiten erfüllt und locker werden soll, so daß die Wurzel des Baumes in demselben sich ungehindert ausbreiten kann, dick und stark zu werden vermag, so muß man die Gruben, sowohl für die jungen erstlich zu setzenden, als auch für die alten Bäume, lange Zeit vorher aufwerfen. Bey den jungen Bäumen muß es ein Jahr vorher geschehen, ehe dieselben gesetzt werden, damit der Boden Sonne, Luft und Feuchtigkeit einziehen könne, und sonach gut und tragbar werde.« Einige andere unter den damaligen Schriftstellern über diesen Gegenstand bestimmten als den schicklichsten Zeitpunkt zu diesem Geschäfte, die Zeit von dem Sommer Sonnenstillestand bis zum Aufgange des großen Bären, und pflanzten denn in diese Gruben im Herbst, nach dem Untergange des Siebenschläfers, nachdem die aufgeworfne Erde einen Regen erhalten hatte, damit Kräfte in dieselbe konnten. Die Gruben füllten die Alten nicht gänzlich zu; sondern sie thaten dieses nach und nach, und dieses zwar aus dem Grunde: damit zuerst die untersten Theile des gesetzten jungen Reises recht stark werden möchten, da noch wenige Kräfte unten in den Wurzeln blieben; diese aber, wenn zu viel Erde um dieselben angehäuft würde, vermehrt werden, und

*) M. s. Th. N. W. d. G. B. III, K. 6. und K. 18.

einen zu starken Zug nach oben hin bewürken könnten. Ueberdies ernähre und stärke noch vorzüglich die einwirkende Kraft der Luft und der Sonne, welche durch die zu hoch angehäuften Erde nicht durchdringen könne, behaupteten sie, — Nicht aber alle Gruben wurden von ihnen von einerley Tiefe gemacht: sie richteten sich hierbey nach der Beschaffenheit der Bäume, welche sie pflanzten, Für solche, welche ihre Wurzeln an der Oberfläche der Erde herum trieben, machten sie flache, und für diejenigen, welche sie tiefer einsenkten, tiefe Gruben, So machten sie z. B. bey den Oel- Feigen- und Aepfelbäumen die Gräben flach, Zum Vortheil der Bäume richteten sie nun übrigens noch die Gruben öfters besonders ein, So machten sie manchmal zu der Basis derselben Steine, welche hohl, auf- oder übereinander lagen, um die Feuchtigkeiten aufzuhalten, welche im Sommer die Wurzeln immer frisch zu erhalten, im Winter aber ihnen Nahrung zu geben vermöchten, *) Sie brachten ferner unter die Wurzeln derselben Reisbündel in gleicher Absicht, oder sie trieben einen großen starken Pflock von Holz neben den Wurzeln hinein, und zogen denselben wieder heraus, wenn sie haben wollten, daß sich dieselbe mit Feuchtigkeiten füllen sollten. Einige pfligten auch immer einen Topf mit Wasser angefüllt neben denselben stehen zu haben, der mit Rizen versehen war, aus denen die Feuchtigkeit immer heraus tropfte.

*) Eb. d. «υπάρχει γὰρ φύσις τε βοηθῶν, ὡς ἐν ὁποιῶν
αν εἰν οὐττω τὶς λίθους ἐνῇ ἡ τροχμαλόν, ἡ ἀμμόν, ἡ
γῆν μοχθήσαν, οὐκ ἀπὸς τὸ μὲν μὴ συμμιγνύται μὴ δὲ
σκηδανύται ταυτην, ἀλλὰ τασούτω βαδύτερον τὸν γυρον ἡ
τὴν ταφρον οὐζῶντα, τὸν δὲ τροχμαλόν ὑποβρῶνῃναι, καὶ
τὴν ἀμμόν.

**Die Zeitpunkte, in welchen die Alten in unsern
Zeitraume ihre Obstbäume pflanzten. *)**

Die Untersuchungen der Alten über die beste Bereitung des Bodens für die obsttragende Bäume führte sie auch auf die Erfahrungen, zu welcher Zeit diese Bäume am schicklichsten in denselben verpflanzt werden möchten. Nach Theophrast giengen sie hier von folgenden Grundsätzen aus: „Man muß immer nur in den Boden zu pflanzen suchen, der von Kräften strotzt, und den gute Säfte aufgeschwellt haben; denn nur dann enthält er hinreichenden Nahrungsstoff, um die jungen Bäume mit Nachdruck damit versorgen zu können. Dieß ist aber vorzüglich nur zu zweyen Jahreszeiten der Fall. Diese sind das Frühjahr und der Herbst. Nur während diesen Jahreszeiten ist es am rathsamsten, sagt Theophrast ferner, die Bäume zu pflanzen, und nur in diesen werden auch von uns die mehrsten gepflanzt.“ Die Meinungen der Alten waren aber, nach eben diesem Schriftsteller, in Rücksicht auf die Wahl dieser Zeiten getheilt. Einige erwählten dazu lieber das Frühjahr; und für diese scheint Theophrast selbst zu stimmen; andere lobten sich den Herbst. Die letztere führten folgende Gründe für ihre Behauptung an. Im Herbste, sagten sie, sey die Erde mit einer gelinden Wärme erfüllt, oder lau: nichts begünstige aber mehr den Wurzeltrieb, als eine milde warme Erde, und für den Wurzeltrieb habe man doch unter allen Dingen zuerst zu sorgen, da von dem glücklichen Fortgange desselben das Wohl des ganzen Gewächses abhange. **) Diese milde Wärme der Erde, welche von der Hitze des Sommers noch übrig ist, begünstige, wecke und reize

*) M. s. Th. N. W. d. G. B. III. K. 3. 4. 5.

**) Eb. d. K. 3. „οἱ δὲ ἐκαίοντες αὐτὴν μάλλον τοῦ εαρος, τοιαῦτα λέγουσι. ὅτι τὰ φυτὰ θερμοῦς οὗτης ἐπὶ τῆς γῆς ριζοῦνται καλλίων ἢ σ. w.

ferner noch die Lebenskraft des Gewächses. Nach diesen ihren Grundsätzen sey daher das Pflanzen der jungen Bäume im Frühjahr gar sehr fehlerhaft: denn während dieser Zeit habe der Boden erstlich nur einige Wärme erhalten, und sey nur etwas in Gährung gekommen; ja, er sey noch gänzlich kalt, da die Winterkälte noch nicht aus ihm getrieben wäre, und so schade denn den Wurzeln der Setzlinge der Frost. Sie wollen also, daß man alle Gewächse im Herbste pflanze, welche in demselben ihre Knospen treiben können. Denn es giebt, merkt Theophrast hierzu an, verschiedene Obstbäume, wie z. B. alle Aepfel, Birnen, und alle diejenigen Baumarten, welche viel Holz und nicht gar zu viel Saft haben, die also trocken sind, und eine sehr reizbare Holzfaser besitzen; alle diese können wegen der aus den angeführten Ursachen entstehenden Schwäche den Winter nicht ausdauern. Die Knospen nun, welche diese Bäume gegen den Herbst zu, als Trag- oder Fruchtknospen für das kommende Jahr, angesetzt haben, können im Winter nicht von ihnen ferner unterhalten werden, welches natürlich Schaden verursacht. Im Frühjahr hingegen sind die Knospen klein, und diese können denn auch, wenn die Bäume versetzt worden sind, weit eher mit Saft den Sommer hindurch versehen werden.

Theophrasts Meinung bleibt also bey allen Gegenständen der Obstplanzer, für den Herbst, unerschüttert die, daß man im Frühjahr pflanzen müsse. Die Gründe, welche er dafür anführt, sind folgende: *) „Die Natur hat zuerst diese Zeit dazu bestimmt: denn diese wollte es, daß im Frühjahr alles nur wachsen, und blühen, im Sommer alles reifen, im Herbste alles eingeärndtet werden, und im Winter alles ruhen und

*) Eb. d. K. 4: „οὐ μὲν ἄλλα, καθάπερ εἰρηται, κοινότερα πα-
σιν, ἢ τοῖς πλείοσι καὶ τοῖς κερτοῖς καὶ φυταῖς ἢ τοῦ εαρος ἐν
σκορῷ.“

Kräfte in sich ziehen sollte. Dieses Gesetz der Natur darf durch keine ihr entgegenstrebende Handlung gestört, es muß dasselbe immer befolgt werden. Diesem Gesetze zu Folge empfinden die Gewächse nur im Frühjahr einen freyen, ungereizten Trieb sich fortzupflanzen und zu wachsen. Durch die allmählig steigende Heiterkeit der Tage, die allmählig sich bildende Milde der Witterung, die allmählig wachsende Wärme der Erde wird dieser Trieb auch nur nach und nach nicht zu reizend und mit zu großer Anstrengung hervorgerufen: denn die Strahlen der Sonne dringen nicht bloß zu der Oberfläche der Erde, sondern sie gehen auch in die Tiefe derselben. Es äußert sich aber nur dieser Trieb erstlich in den Wurzeln. Diese werden in dieser Zeit vorzüglicher als zu irgend einer andern begünstigt. Er äußert sich zweytens im Ansetzen seiner Knospen, welche allmählig ausgebildet werden. Die Saftmasse häuft sich nie auf einmal zu sehr an; sondern sie wird nach und nach zugeführt, und also ordentlich in denselben verarbeitet. Es geschieht nichts auf einmal während dieser Zeit, und also auch nichts zu viel. «

„Gegen dieses Natürliche der Pflanzung im Frühjahr, fährt er fort, halte man nun aber das Unnatürliche von derjenigen, die im Herbste vorgenommen wird. Erstlich: sie geschieht zu einer Zeit, welche die Natur durchaus nicht für dieselbe bestimmt hat. Zweytens: die Kräfte der Natur, und wären sie im Herbste auch von einem noch größern Belange, sind im Ab- und nicht im Zunehmen. Drittens: des einströmenden Nahrungssaftes durch die Wurzeln, welche bey versetzten Bäumen alles begierig an sich saugen, giebt es zu viel, und doch hört derselbe bald wieder auf. Daraus erfolgt denn, daß, erstlich, die Reizbarkeit und Empfindlichkeit des Gewächses zu schnell erhöht, hernach aber wieder bald durch den Winter deprimirt wird; zweytens, daß die Wurzeln erst zu sehr anschwellen, durch die Winterkälte aber hernach wieder

zusammengezogen werden; und endlich, drittens, daß die aufgeschwollene Rinde des Oel- und Feigenbaums bey nur etwas empfindlichem Froste platzt.“

Diefs waren, die bey'm Theophrast zerstreut sich findende Gegengründe gegen diejenigen, welche die Obstpflanzungen im Herbste anriethen. Jedoch dieses wollte er bloß von Griechenland behauptet wissen; ein anderer Fall, meynte er, sey es mit andern Ländern. Besonders mit denjenigen, in welchen es in der Mitte des Sommers regnete, die in den tropischen oder den Wende-Kreisen lagen, zu welchen er Aethiopien, Indien und Aegypten rechnet. In diesen sey es rathsam, erstlich nach der Zeit des Regens und nach der Ueberschwemmung des Nils, oder doch zum wenigsten kurz zuvor zu pflanzen. Die Erde sey dann locker, -sey mit Kräften erfüllt, und die Luft heiter: mit einem Worte, es beginne dann erstlich die Zeit des Frühlings für die Bäume.

Nur eine einzige Ausnahme von der Regel giebt er zu, wo man in Griechenland im Herbste pflanzen könne. Diese finde statt, wenn Sumpfboden vorhanden sey, wie z. B. in Sparta. Hier gehe es an, sagt er, daß man auch im Herbste Bäume einsetzen könne, weil die in demselben sich befindende Feuchtigkeit und Wärme auch während des Winters den Wurzeln Kraft zum Gedeihen und Wachsen gebe.

*Vorsicht bey Anlegung von Pflanzschulen. *)*

Nur von jungen, starken und mit Kraft grünenden Bäumen wurden die jungen Setzlinge, die nicht aus dem Kern erzogen worden waren, genommen; und man hatte vorzüglich dafür zu sorgen, daß sie gerade erwachsen, glatt und mit einer hellen glänzenden Rinde versehen waren. - Nur solche schlugen ihre Wurzeln

*) M. s. Th. N. W. d. G. B. III. K. 8. 9. Diese nannte man *Φυτὴν ἰατρικὴν*.

gut ein, und erwachsen schön. Besonders sah man darauf, daß sie recht jung und mit einem vollen runden Körperbau versehen waren. Nicht allein mit einem guten Trieb war aber ein solcher Setzling, nach ihrer Meinung, versehen, sondern auch gegen Verletzungen von aussen mehr gesichert; zum wenigsten empfand er diese Verletzungen nicht so sehr. Nichts aber von demjenigen taugte zu etwas, was krumm und knurzig erwachsen war: dieses trug, nach ihrer Meinung, schlechte Früchte, und könnte, auch bey der angestrengtesten Sorgfalt um dasselbe, nie zu einem hohen Stamm erzogen werden. Und einen geraden schönen Wuchs hielten die Alten doch schon für eine sehr nöthige Erforderniß einer guten gesunden Organisation. Nach ihrer Meinung konnte nemlich der Saft dann weit eher hindurch gehen, er fand, bey dem Aufsteigen, bey weitem nicht so viele Hindernisse, um in alle Theile des Gewächses zu dringen.

Eine andere gute praktische Bemerkung, welche Theophrast selbst hat, aus jener Zeit, ist auch die, daß man erstlich die jungen Setzreiser nur aus gleichem Boden in gleichen verpflanzen, und zweitens sie nur so setzen müsse, daß sie ihre ehemalige Seite wieder bekommen; daß sie nemlich, stunden sie nach Norden zu, wieder gegen Norden, nach Süden zu, gegen Süden u. s. w. gebracht wurden. Für die Wahrheit der erstern Bemerkung gaben sie folgende Gründe an; sie sagten, es pflege zu geschehen, daß man das Reis aus besserm Boden in schlechtern, oder aus schlechtem in bessern bringe. Im erstern Falle sey das Verfahren fehlerhaft: denn es werde dann das Reis nicht mehr mit den Kräften und Säften versorgt, welche es vorher im Uebermaasse erhalten hätte, und die nothwendige Folge daraus könne denn keine andere als ein verschlechterter Zustand desselben seyn. Im zweiten Falle sey dasselbe gleichfalls verwerflich, weil durch den veränderten Standpunkt des Gewächses aus den

den bessern Boden in schlechtern der Andrang der Säfte in dasselbe zu stark, die Reizbarkeit desselben demnach zu heftig in Bewegung gesetzt, und dadurch öfters großer Schaden verursacht werde. — Für die Richtigkeit des zweyten Grundsatzes wird vom Theophrast angeführt, daß man bey der Verpflanzung der Bäume nach der Regel verfahren müsse: — „durchaus nichts an dem Gewächse mit Gewalt zu verändern; sondern es aus dem einen Standpunkte in den andern so überzutragen, daß es seine Veränderung kaum bemerke; weil je zärter, je jünger, und je edler das junge Setzreis sey, destoweniger dasselbe eine Veränderung vertragen könne.“

So wie es auch noch heutiges Tages zu geschehen pflegt, eben so setzte man auch dazumal schon die jungen Setzreiser so in die Erde, daß sie nur wenig über derselben herausragten. Man meynte, es sey besser, unten so viel zu haben, als wie oben, da das Reis von unten her auch mehr bekommen könne; Es habe dasselbe übrigens auch bloß damit viel zu thun, daß es feste Wurzeln einschlage; es helfe ihm nichts wenn es oben stark treibe, es werde dadurch nur erschöpft. Die durch den Schnitt gemachte Wunde an der Spitze des Gewächses bedeckten sie mit Lehm, den sie auf Meerzwiebeln schmierten, und also aufbanden, daß die Meerzwiebel den Schnitt zunächst bedeckte: denn die Meerzwiebel hatte, nach ihren Erfahrungen, die Eigenschaft, daß sie das Gewächs grün erhielt.

Bey dem Setzen der jungen Reiser in Rücksicht auf ihre Erfahrungen von einander beobachtete man folgende Grundsätze. *) Erstlich erwog man die Beschaffenheit des Ortes, wo man sie anpflanzte. Man nahm hier Rücksicht darauf: ob der Boden bergig, oder ob er eben war, oder ob er in einer Thalgegend lag. Im erstern Falle pflanzte man sie nahe an einander, in

*) Eb. d. K. 8.

den übrigen Fällen aber weiter entfernt. Man erwog ferner, zweytens, die Natur und Beschaffenheit der Reiser selbst. Man frug hier: liebt dieser Baum den Schatten oder verträgt er ihn nicht? schlägt er seine Wurzeln weit aus, oder nicht? Und nach den über diesen Grundsatz gemachten Erfahrungen brachte man die Setzreiser entweder mehr zu einander, oder weiter von einander ab. Theophrast meint, daß alle diejenigen Bäume, welche etwas trockne, oder eben nicht besonders saftreiche Früchte trügen, und welche überdiß noch mit einem starken Kern versehen wären, den Schatten sehr liebten. Zu diesen gehörten denn vorzüglich der Granatapfelbaum, alle Nufsarten, und die Myrthe. Ja auch solche Bäume könnten dazu gerechnet werden, welche klein und kurzstämmig nur erwüchsen, und sonst noch trockne Früchte trügen. Als den Grund davon giebt er an, daß die Früchte dieser Bäume, wenn sie an der Sonne hiengen, gerne bitter würden, und daß sie selbst wegen ihrer Kleinheit und Schwäche durch den von sich selbst zu bewürkenden Schatten gegen Kälte und Wärme einen Schutz erhielten. Daß dieses nahe an einander Anpflanzen bey diesen Bäumen angehe, diß werde dadurch bewürkt, daß sie ihre Wurzeln nicht lang sondern nur sehr kurz trieben, und also dadurch ihr Verhältniß wechselseitig nicht störten. Bey andern Bäumen habe man andere Rücksichten zu beobachten. Als einen Grund für das nähere Aneinanderpflanzen der Bäume in bergigten Gegenden führt Theophrast den an: weil in dem Bergboden die Bäume weder lange Wurzeln noch auch lange Aeste ansetzten.

*Von dem Ausputzen der Bäume, und dem Schnitt derselben in diesem Zeitraume. *)*

Mit der Pflege der Obstbäume, sagt Theophrast, halten wir aber es noch nicht für abgethan, wenn wir

*) Man sehe Th. N. W. d. G. B. III. K. 9.

erstlich gute Setzreiser genommen, und diese zwey-
tens in einen guten fruchtbaren Boden gebracht ha-
ben. Unsre Erfahrung hat uns gelehrt, daß sie dem-
ohnerachtet doch ausarten und sich verschlechtern kön-
nen. Wir müssen sie überdies noch erziehen und bil-
den. *) Dieß geschieht aber nur durch das Ausputzen
derselben, durch den Schnitt. Hier beobachten wir
aber nur zwey Grundregeln: Erstlich, wir schneiden
nicht zu wenig, und zweytens wir schneiden nicht
zu viel. Wir lassen nämlich, was die erstere Re-
gel betrifft, nichts zu sehr in die Höhe gehen, was
nicht seiner Natur nach hochstämmig erwächst, wir
lassen keinen Baum zu viele Aeste ansetzen. Der
Grund, warum wir dieses thun, ist: weil in dem er-
stern Fall der Saft von den Wurzeln aus zu weit ge-
führt wird, seine Kräfte verliert, und also in einer so
großen Entfernung nichts gutes mehr ansetzen kann:
in dem zweyten Falle aber; weil der Saft zu sehr ver-
theilt wird. **)

Als Beleg zu dieser Behauptung führt Theophrast
den Weinstock an: „Sieht man nicht, sagt er, wie
sehr es schadet, wenn man diesem erlaubt, daß er
hohe und viele Ranken treibe? Man gebe diesem den
besten Boden, man verschneide ihn aber nicht, so
wird er gewiß weit weniger Früchte tragen, als wenn
man diesen Theil der Pflege an ihn wendet. Eben
dieses ist auch bey den Bäumen der Fall, nur daß
die Folgen der Vernachlässigung hier nicht so offenbar
in die Augen springen.“

Die guten Folgen des Schnitts sind offenbar, nach
der Alten Meynung, die: daß das Geschäfte des Ein-
saugens in den Wurzeln nicht mehr so sehr angestrengt,

*) Die trefflichen Worte Theophrasts hierüber sind folgende:
„η δε αναγωγή και ην καλουσιν οι πολλοι των φυτειων παι-
δειαν, οιον σχηματισμος εστι, και μορφωσις των δένδρων
υψει δε και ταπεινοτητι, και πλατει και αλλοις.“

**) Eb. das.

dafs der Saft verdickt und verbessert, und dafs endlich die übriggelassenen Theile des Baumes vollkommner ausgebildet werden, weil mehr Saft in dieselben einströmt.

Man durfte, nach der Alten Behauptung, nun aber wieder auch nicht zu viel von den Bäumen wegschneiden: man hatte sonst zu befürchten, dafs man das Kind mit dem Bade verschüttete. Erstlich durch das zu öftere Schneiden konnte der Baum so verwundet werden, dafs er abstarb: oder es konnte dadurch seine Natur in so ferne verändert werden, dafs der Saft in demselben eine ganz andere Richtung nahm. Statt in die oberen Theile zu gehen, blieb er nemlich denn blofs in den Wurzeln, und so wurden denn diese dick und stark, während dafs die Zweige fast verdorrten. *)

Ueber diesen Punkt empfahlen die Alten viele Vorsicht an. In Betreff der Bäume im allgemeinen gaben sie die Regel: es dürfe kein Baum zu sehr verschnitten werden, welcher ein etwas trocknes Holz habe, und nur mit einer leichten Rinde bekleidet sey. Zu dieser Baumgattung rechneten sie nun die Aepfel- und Birnbäume, welche aus dieser Rücksicht, wie Theophrast ausdrücklich versichert, von ihnen auch wenig beschnitten wurden. Sie erkrankten von einigen Schnitten zu viel, gar zu sehr. Man nahm ihnen blofs alles verdorrte Holz, und alles das, von dem man augenscheinlich wahrnehmen konnte, dafs es überflüssig sey. Die Alten glaubten, eine Verwundung dieser Bäume an den Aesten sey von eben denselben Folgen, als wie eine Verletzung an der Wurzel.

In Rücksicht auf die Zeit, zu der sie den Baumschnitt vornahmen, richteten sie sich nach folgendem

*) Eb. das. „Επει και ει τις αι βουλεται κολυσεν τα αυκα, προς τας ριζας η τρυφη παση φερεται u. s. w.

Grundsätze. *) Die früher tragenden Bäume beschnitten sie sogleich nach dem Untergange der Plejaden, weil sie dann die Bäume für stark und kraftvoll hielten, und glaubten, daß sie noch keinen frischen Saft wieder an sich gezogen hätten, der alte aber zum Theil für ihre Früchte verbraucht sey. Die später tragenden beschnitten sie nach der Abnahme ihrer Früchte. Vom Feigenbaum aber ist es als etwas besonders anzumerken, daß sie ihn vorher beschnitten, ehe er Knospen ansetzte. Sie thaten dies, weil sie ihn für so schwächlich hielten, daß er im Herbste nicht viel vertragen könne. Ueberhaupt bewahrten sie diesen Grundsatz bey allen Bäumen, von denen sie glaubten, daß sie eine schwächliche Konstitution hätten.

Theophrast sagt endlich noch, man habe nicht alle Bäume gleichmäfsig beschnitten; einigen hätte man mehrere, andern weniger Augen genommen; und wenn das Geschäft des Beschneiden vorbey gewesen wäre, so hätte man Dünger an die Bäume gebracht, um sie wieder zu stärken, oder die verlohrnen Kräfte dadurch wieder zu ersetzen.

*Von dem Weinbau und Weinschnitt in diesem Zeitraume, **).*

Schon zu jener Zeit, hatte man verschiedene Weinsorten, welche aber freilich namentlich nicht durch die Geschichte bis zu uns gekommen sind. Theophrast sagt indessen in seinem Buche ausdrücklich, daß ihrer Mehrere gewesen wären. Alle diese Sorten verlangten eine besondere Behandlungsweise, und erhielten dieselbe, nach Theophrasts Angabe, auch von den Alten. Sie erfuhren diese Behandlung aber auch von

*) M. s. Th. N. W. d. Gew. B. III. K. 10. In dem 11ten K. ist von dem Wurzelschnitte die Rede, welchen Th. sehr anzupfehlen scheint.

**) M. s. Th. N. W. d. G. B. III. K. 16, und 17, 18, 19.

ihnen auf eine weit sorgfältigere Art, als alle andere Obstbäume. Im Griechischen Boden gedieh *herrlicher fast als jeder andere Fruchtbaum der Weinstock. Die Milde des griechischen Klimas war gänzlich demselben angemessen, und noch ganz unverdorben war er aus dem herrlichen Kaukasien gekommen. Die Frucht selbst war nicht bloß für den augenblicklichen rohen Genuß bestimmt, wie es mit den mehrsten andern Obstsorten dazumals noch der Fall gewesen zu seyn scheint; sie labte noch lange Jahre nachher, nachdem die Ranke, die sie erzeugt hatte, verdorrt war, in Schläuchen oder irdenen Geschirren aufbewahrt, den Gaumen der durstigen Trinker als ein köstlicher Trank. Ihrem Baume mußte man also auch eine größere Sorgfalt schenken.

Im Ganzen hegten sie über das Anpflanzen aller der so sehr verschiedenen Sorten dieses Fruchtbaumes dieselben Grundsätze; sie meinten, daß wohl jeder Weinstock in eben demselben Boden fortzukommen vermöge, in dem der andere auch gut erwachse. Allein wollten sie ganz genau gehen, so machten sie folgende Unterscheidungen. In dürrern und festen Boden pflanzten sie Weinstöcke von kompakter Natur, sie mochten nun entweder helle oder dunkle Trauben tragen. Die schwarzen Sorten hielten sie zwar allein für die festern. In lockern und feuchten Boden pflanzten sie die Stöcke von lockerer Struktur. Die Kriterien, deren sie sich bedienten, um die Lockerheit und Festigkeit solcher Stöcke zu erfahren, waren die: sie rissen einen jungen Ranken ab; hatte dieser mehr Mark als Holz, so war er von einer Sorte mit lockerer Struktur; hatte er aber mehr Holz als Mark, so war das Umgekehrte der Fall. *) Daß aber aus der Menge oder

*) M. s. Th. N. W. d. G. B. III. K. 16. η διαδηλα δε τα πυκνα και τα μαλα ταις μητραις, ας δει θεωρειν αποτεμνοντας τα νεα των κληματων. εχει γαρ η μεν ματη πολλην μητραν, το τε ξυλον λεπτον, η τε πυκη, μικραν, το δε ξυλον παχυ.

dem Mangel an Mark auf die Lockerheit oder Festigkeit des Holzes geschlossen werden könne, dafür führten sie die Bemerkung an: daß ein solches Holz im erstern Falle grössere im zweyten kleinere Pors habe. Im erstern Falle verlangten die Stöcke mehr Nahrung, sie müßten also in lockern feuchten Boden kommen, im zweyten aber bedürfe es nicht zu vielen Saftes, da dieser länger in den engen Kanälen sich halten könne, und sie könne man daher in festen Boden setzen. Dazu komme noch, daß, im erstern Falle, die Sonne viele, im andern aber wenige Feuchtigkeiten auszuziehen vermöge.

Dieser Ursache, meinten die Alten, sey es nun auch zuzuschreiben, warum die Stöcke mit lockerm Holze viele Ranken machten und viele Früchte trügen; da hingegen diejenigen, welche eine harte Textur besäßen, sehr karg in diesem Falle wären. Die erstere nämlich hätten immer in ihren grossen Saftlöchern, wenn nur der Boden, in dem sie stünden, gut sey, einen grossen Vorrath von Saft, und diesen wären sie, wegen der Laxität ihrer Struktur, gut zu verarbeiten im Stande. Aus diesem Grunde erwählte man, wie Theophrast es angiebt, Wiesenland, um sie in demselben anzupflanzen, weil dieses nicht allein ziemlich locker, sondern auch fett und feucht ist. Vorzüglich Feuchtigkeit des Bodens war es, was sie am meisten für die Anpflanzung der Weinstöcke verlangten: denn sagten sie, es ist ja keine Frucht, welche die mehrste Feuchtigkeit in sich enthält, als die Traube, die Frucht des Weinstockes. Je grösser also die Traubenbeeren, ihrer Sorte nach, zu erwachsen pfl egten, einen desto feuchtern Boden hielten sie für ihre Stöcke für nöthig. In Boden von den mittlern Eigenschaften riethen sie an, nur Stöcke von mittlerer Güte zu bringen.

Die Setzreiser, durch die man den Weinstock fortpflanzte, mußten, nach der Meinung der Alten, von

fester und starker Natur seyn. *) Und deshalb riethen einige an, sie aus einem Boden zu nehmen, welcher sehr kalt sey: denn auch in lockerm und leichtem Boden kämen Gewächse von dichter Struktur sehr gut fort. Nach diesen Voraussetzungen, fährt Theophrast fort, wollten diese Weinpflanzer die Fächser gerne und lieber in feuchten Boden gesetzt haben, als alle andern jungen Setzreiser; besonders deswegen, weil die Wurzeln aller übrigen Setzreiser zart sind und das Wasser nicht vertragen, die Fächser aber, wegen ihrer Festigkeit in demselben, auch nicht den geringsten Schaden erleiden. Nur beobachteten sie dabey doch noch die Regel: In sumpfigen Boden brachten sie weder zu dünne noch zu dicke Fächser. Von den erstern fürchteten sie, sie möchten durch die Fäulnis, und von den andern besorgten sie, daß sie durch Trockenheit (weil sie zu dick wären) angegriffen werden.

In Rücksicht auf die Pflanzzeiten **) der Weinstöcke hielten sie sich an folgende Regel: In regnigten und kalten Boden pflanzten sie nach dem Aequinox: weil sie ihn denn für ganz warm und trocken hielten; in trocknen und durstigen hingegen nach Sonnestillstand: weil der Weinstock dann, je mehr er Regen erhalten hat, desto bessere Knospen treibt. Bey den übrigen Erdarten richteten sie sich nach diesen angegebenen Verhältnissen.

Nicht allein nach der Beschaffenheit des Bodens richteten sich die Alten in unserm Zeitraume mit der Wahl der Sorten, welche in denselben gebracht werden sollten; sondern auch die Bearbeitung desselben wurde gänzlich nach ihm bestimmt. Anders wurden die Gruben in nassem, anders in trockenem Boden gemacht. In nassem Lande machten sie die Gruben, in welche die Stöcke eingesetzt werden sollten, nie groß und tief, damit nicht das in denselben sich zu häufig

*) Eb. d. K. 17.

**) Eb. das. K. 17.

ansammelnde Wasser die Fächer durch Fäulnis angreife. Und aus diesem Grunde pflanzten sie in solchen Boden die Stöcke nur mit einem Pfahleisen, und häuften weder in dem Jahre, in welchem die Pflanzung vorgenommen worden war, noch im folgenden Erde um den Stock: sie warteten, bis die Erde vollkommen trocken geworden war. — Auf die ganz entgegengesetzte Weise verfahren sie aber mit trockenem Boden. Hier ist es nöthig, sagten sie, die Gruben tief zu machen, damit so viel Feuchtigkeit, als nur möglich ist, zu ihnen zu dringen vermöge. Gieng dieses aber nicht wohl an, so riethen sie, rechte hohe Erdfurchen um den Stock herum anzuhäufen, damit der Stock im Sommer von ihnen gegen die Sonnenstrahlen geschützt werde, und durchaus nichts von der Hitze leide. Um dieses übrigens noch zu bewirken, so meinten sie, daß man im Frühjahr den Boden sehr tief zu bearbeiten habe, damit die Luft ihn ganz durchstreichen und ihren Nahrungstoff in ihm absetzen könne. Dazu gehörte fernernoch, daß man die Gruben lange Zeit vorher, ehe die Stöcke eingesetzt wurden, aufwarf; welches aber vorzüglich in bergigem Lande geschah.

Man brauchte bey dem Aufwerfen der Gruben auch die Vorsicht, daß die Stöcke in denselben nicht so gesetzt wurden, daß heftige Winde ihnen schaden konnten, besonders durften die Weinstöcke ihre Ranken nicht nach einer solchen Gegend hin treiben, woher dergleichen Windstöße kamen: denn sonst wurde immer an ihnen etwas abgebrochen, und der Stock litt dadurch beträchtlichen Schaden.

In Betreff des Schnittes an den Stöcken war man sehr behutsam, behutsamer noch als bey den Bäumen. Man unterschied einen doppelten Schnitt. Der erstere wurde angewendet bey Fächern und jungen Stöcken, welche erstlich noch wachsen und gezogen werden sollten. Der zweyte betraf nur die schon ausgewachsenen und ausgebildeten großen Stöcke.

Bey der ersten Behandlungsart hatte man vorzüglich darauf zu sehen, daß man dem jungen Stocke durch den Schnitt einen Stamm oder gerade Aestè, Hauptranken gab: denn nur dann, wenn der Stock ganz glatt und gut verschnitten ist, behaupteten sie, nur dann wird er stark und fruchtreich. Sich diese Kenntnisse zu erwerben hielten sie nicht für schwer, sie meinten nur, man müsse nicht eben diejenigen Ranken stehen lassen, welche am schönsten erwachsen wären; sondern nur die tauglichsten für diesen Zweck lassen.

Die zweyte von ihnen beobachtete Regel war die: man nahm dem jungen Stocke alle Ranken, die sich nach innen zu ansetzten; und liefs demselben nur die äußeren, damit er sich in viele Arme oder Ranken theilen konnte. Jedoch diese strenge Behandlung durch den Schnitt durfte nur der Stock erfahren, welcher in feuchtem Boden sich befand; weil nur dieser sie vertragen konnte: bey solchen, welche in mageren und dürrer Boden sich befanden, mußte man hingegen vorsichtiger seyn, durfte bey weitem nicht so viel abgeschnitten werden. Man hielt es hier für das Beste, nur diejenigen Ranken gelassen zu haben, welche am besten erwachsen waren: man durfte hier eben nicht fragen: sind sie nöthig oder überflüssig? „Die Natur darf man nicht immer zwingen wollen,“ *) sagt Theophrast, „sondern es ist derselben ihr freyer Lauf zu lassen.“

Nicht aber die erstern Jahre sogleich, nachdem die jungen Fächser gesetzt worden waren, fiengen die Alten an, sie zu beschneiden, nein — sondern man beobachtete auch hier einige Vorsichtsregeln. Die erste war: wenn man den jungen Weinberg in noch nie gebauter Erde angelegt hatte, die also vorher brach gewesen war, so verschnitt man die Stöcke schon im dritten Jahre nach ihrer Pflanzung. Man that dieses aus dem Grunde, weil man glaubte, daß ein solcher

*) *χρη δε μη βιάζεσθαι παρὰ φύσιν.* Eb. d. K. 19.

Boden seine Kräfte noch gänzlich zusammen habe, und diese schnell auf die Ernährung der Fächer verwen-
de. Die zweyte war die: hatte man den Weinberg in einem
solchen Lande angelegt, welches vorher lange schon
gebraucht wurde, so mußte der Stock später verschnit-
ten werden: denn man glaubte, daß er hier auch lang-
samer erwachse.

Die Zeit, zu der sie den Schnitt an den jungen
Stöcken vornahmen, war getheilt. Die eine fiel im
Frühjahre, just in dem Zeitpunkte, wo die Stöcke ihre
Knospen trieben, und wo die Ranken voller Saft wa-
ren. Dieser Schnitt geschah lediglich um des Baums
um der Ranken selbst willen: denn durch diese wurde
der übermäßige Saft, welcher dem Ansetzen der Knos-
pen und des Triebes hinderlich seyn konnte, fortge-
schafft. Die andere aber fiel in dem Herbste, und die-
se wurde bloß der Früchte halber unternommen. Man
verrichtete sie sogleich nach dem Untergange des Sie-
bengestirnes: weil nur zu dieser Zeit die Stöcke am
festesten waren und am wenigsten thränten. Man hü-
tete sich aber gar sehr, etwas zu zerreißen, oder den
Schnitt später zu machen; weil dann die Südwinde we-
heten, welche dem Stöcke allerdings Schaden zufügen
könnten.

Dies war die erstere Kultur durch den Schnitt,
welche bloß bey jungen Stöcken angewendet wurde:
nun die zweyte, die nur die schon erwachsenen betraf.

Nur wenn die Stöcke schon vollkommen ausgebil-
det und erwachsen sind, sagt Theophrast, kann man
ihnen den Hippenschnitt geben, denn dadurch nur pflie-
gen wir sie tragbar zu machen, und sie lange gesund
zu erhalten. *) Der andere Schnitt, welchen man nach
diesem vornimmt, ist das Abkippen oder Abbrechen.
Jedoch hier wird durchaus verlangt, daß man wisse,

*) Eb. d. K. 19. Die beyden hier angeführten Methoden hießen
κλασις (das Brechen) und *βλασολογία*.

was stehen bleiben und was weggenommen werden soll: — Wie man aus dem Theophrast bemerken kann, so waren die Alten nicht ganz einig, nach welchen Grundregeln man den Schnitt bey diesen Stöcken verrichten sollte. Einige wollten bloß Rücksicht genommen haben auf den Boden, und beschnitten daher ihre Stöcke in dürrem und hitzigen Boden kurz, in feuchtem hingegen lang. Denn sie meineten, das erstere müsse geschehen, weil in solchem Boden die Frucht mehr am Stocke erwachse. Andere behaupteten, man habe dabey hlos die verschiedenen Weinsorten in Betracht zu nehmen. Eine dritte Parthey nahm auf beydes zugleich Rücksicht, sowohl auf die Beschaffenheit des Bodens als auf die Sorte. Die vierte Meinung war endlich die: man habe sich bloß nach dem Verhältnisse des Marks zu richten. Diese nahmen wenig Ranken durch den Schnitt weg, ließen sie aber nur sehr kurz stehen, wenn die Stöcke vieles Mark enthielten: sie meinten, dadurch werde bewürkt, daß der Weinstock wegen der Kürze seiner Ranken die Trauben gut ernähren, wegen der Menge derselben aber viele tragen könne. Wenn aber der Stock wenig Mark enthielte, so nahmen sie viele Ranken, ließen sie aber sehr lang stehen.

Einige der Alten machten sich hierüber folgende Vorstellungen. Das Holz, sagten sie, wird vom Holze erzeugt, die Frucht aber aus dem Kern oder dem Mark. Nun muß man, da man zuerst für Früchte und dann für das Holz zu sorgen hat, bey den Stöcken mit vielem Mark die Ranken kurz verschneiden, damit nicht alle Kraft durch das Mark auf die Früchte übergehe und dem Holze dadurch der gehörige Nahrungssaft geraubt werde. Bey solchen Stöcken aber, welche wenig Mark haben, muß man die Ranken lang stehen lassen, damit Früchte genug erzeugt werden. Als einen Grund für diese ihre Behauptung führten sie die Bemerkung an, daß man nie an jungen erst auf-

geschossenen Ranken Trauben finden werde — welches natürlich bloß daher komme, weil sie noch kein Mark enthielten.

Gegen diese Behauptung streitet aber Theophrast. Als einen Grund zu ihrer Widerlegung führt er an, daß man das Mark, ganz ausschälen könne, und daß die Früchte demohnerachtet erwachsen; nur das ausgenommen, daß ihnen dann der Kern fehle. Durch die Wegnahme des Marks werde nur die Erzeugung des Kerns gehindert.

Die Alten schnitten übrigens noch während der Blüthe weg. Sie nahmen den Stöcken alle Ranken, welche nichts trugen, und schnitten diejenigen kurz ab, welche Trauben hatten, um die Säfte des Stockes, so viel als es möglich war, zu konzentriren.

Auch mit der Zeit, wenn der Schnitt bey den erwachsenen Stöcken geschehen sollte, richteten sie sich theils nach dem Boden, theils nach den Sorten. *) Alles was in warmen und trocknen Boden erwuchs, dieses ließen sie bald beschneiden, sogleich nach dem die Ranken ihre Blätter verloren hatten; alles aber, was im feuchten Boden erwuchs, dieses erfuhr den Schnitt kurz vorher, ehe es Knospen trieb. Sie beobachteten dieses Verfahren deshalb, weil dasjenige, was in trockenem Boden erwachse, seinen Saft lange behalten und vor der Blüthe nicht verlieren dürfe, wenn der Wein angenehmer werden und der Stock viele Trauben tragen sollte: alles aber, was in feuchter Erde stehe, seinen Saft kurz vor dem Knospen- und Blüthentrieb verlieren müsse, weil dadurch der Saft verbessert würde. Für diejenigen Stöcke, welche auf einem aus diesen mittlern Eigenschaften bestehenden Boden stehen, bestimmte man eine Zeit zum Schnitte, welche das Mittel hält. Indessen gab es doch ausserdem noch einige, welche behaupteten, man brauche bey dem

*) Eb. das. K. 20.

Schnitt so skruplös nicht zu seyn, sondern man könne alle Stöcke zu gleicher Zeit beschneiden. Nur ziehen sie dazu die Zeit des Frühjahrs vor: denn im Herbst, meinten sie, würden die gemachten Wunden zu viel von der Winterkälte leiden; im Frühjahr hingegen erwachse alles noch einmal so gut nach dem Schnitt.

Theophrast giebt an, daß einige Pomologen seiner Zeit vorzüglich auch deshalb geglaubt hätten, den Schnitt bald im Frühjahr vornehmen zu müssen, damit der Stock bald nach der Weinlese zum zweytenmale Trauben ansetze; da es ihm nicht möglich sey, dieses auf einmal zu thun. Allein diese Meinung verwirft Theophrast als irrig. Er sagt: er brauche nur hinlänglichen Nahrungsstoff den Sommer hindurch, dieser sey im Stande auch die Nachlese gehörig zu versorgen, so daß sie zur Reife komme. Er erinnert, daß die Vertheidiger dieser Meinung gewöhnlich auf die verschiedene Beschaffenheit des Bodens keine Rücksicht zu nehmen pflegten.

Eine besondere Methode der Alten, um die Traubenbeere während ihrer Reife recht voll zu machen, war das Bestäuben. *) Sie thaten dieses aber durchaus nicht, wenn sie noch roh waren, sondern nur dann erst, wenn sie zu reifen angefangen hatten: weil sonst nach ihrer Vorstellung der Trieb des Reifens sehr leicht dadurch gehindert werden konnte. Und aus diesem Grunde ließen sie auch nicht das geringste um diese Zeit an den Weinstöcken vornehmen; sie ließen sie weder beschneiden, noch die Kräuter um sie herum jäten. Als Ursachen, warum das Bestäuben die Weinbeeren nähren, dick und voll machen könne, führt Theophrast nur folgende an. Durch die Aufregung des Stockes wird nemlich zuerst ein Dunst aus dem Boden mit aufgezogen, welcher nährt, und die Traubenbeere zum Wachsthum bringt. Zweytens durch den Staub wird

*) Eb. das. K. 22. Das Bestäuben nannten sie: *υποκονισιν*.

die Beere, welche von ihm bedeckt ist, gegen die Hitze der Sonnenstrahlen gesichert. Drittens, der Staub zehrt, und zieht den überflüssigen wässerigen Saft aus dem Gewächse nach sich hin. Und viertens bewürkt er die Reife. Auch bey den Gurken pflegte man dieses zu thun, und vorzüglich die Megarensen, welche sich mit dem Quittenbaum wahrscheinlich besonders abgegeben haben, bedienten sich dieser Methode.

*Einige Vorstellungen der Alten in unserm Zeitraume von den Krankheiten und schädlichen Einflüssen der Witterung etc. auf das Wohl der Obstbäume. *)*

Den Begriff Krankheit bestimmten sie als einen widernatürlichen Zustand eines organisirten Produktes: indem durch denselben diesem entweder etwas entzogen oder die Ordnung seiner natürlichen Funktionen gestöhrt werde. Nun sey der Baum ein vollkommen organisirtes Produkt, und in ihm fänden gewisse ordentliche Funktionen statt; also sey er auch Krankheiten, wie das vollkommnere Produkt, das Thier, unterworfen. Diese Krankheiten theilten sie ein, in natürliche und widernatürliche. Natürliche waren solche, welche sich gewöhnlich bey ihm zu erzeugen pflegten; die, dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nach, also kommen mußten. Widernatürliche, welche durch einen bloßen Zufall bewürkt wurden. Zu den erstern rechneten sie alle solche Krankheiten, welche durch Boden, Wasser, Luft und Sonne bewürkt wurden: zu den letztern aber nur diejenigen, welche eine Verwundung zur Ursache hatten. Und demnach wurden die Baumkrankheiten von ihnen auch in innere und äussere abgetheilt.

Solchen krankhaften Zuständen waren, nach ihrer Meinung, alle Bäume, sowohl wilde als gutgemachte

*) M. s. Th. N. W. d. G. K. 6. V. 10, 11, 12 etc.

unterworfen; jedoch die erstere sehr wenig und fast gar nicht, weit mehr aber die letztern. Die Ursache davon suchten sie in der weit feinern Struktur der gutgemachten Bäume.

Für allgemeine Krankheitsursachen hielten sie die, welche theils von oben herab, und die, welche theils von unten herauf kamen. Die von oben herab, kamen entweder durch zu große Sonnenhitze, oder durch starke Kälte, oder durch ungünstigen Wind, oder durch zu vielen Regen. Die von unten entsprangen theils durch zu viele Feuchtigkeit, und theils zu großer Trockenheit.

Die Sonnenhitze schadete nach ihrer Vorstellung den Bäumen, indem sie die Aeste derselben entweder wirklich verbrennt, ihre Rinde zusammenzieht, ihren Saft verdickt, oder auszieht, oder gänzlich hemmt, oder indem sie aus dem Boden alle Nahrung nimmt. Dieß kann sie aber am ehesten bey den gutgemachten Bäumen bewirken, während der Blüthe, während dem Reifen ihrer Früchte, und bald nach der Abnahme derselben. Der Grund davon lag, nach ihrer Meinung, in der schwächern erschöpftern Natur dieser Bäume um diese Zeit. Das Verdorren war die gewöhnliche Folge davon. *)

Die Kälte war den Bäumen schädlich, da sie in den obern Theilen derselben gleiche Wirkungen hervorbrachte als die Sonnenhitze: denn auch sie zog, nach ihren Vorstellungen, die Rinde zusammen, vernichtete und verdickte den Saft. Jedoch dieser Schade war so groß nicht, als derjenige, welchen sie in den untern Theilen des Gewächses anrichtete: Die Wurzeln wurden vorzüglich von ihr angegriffen; und hier war sie am gefährlichsten. **)

Sonder-

*) Eb. das. K. 21.

**) Eb. das. K. 18.

Sonderbar ist es, daß die Alten bemerkt haben wollen, nur die mittelmäßig schwachen Gewächse nebst solchen von stärkerer Struktur, nicht aber diejenigen, welche sie für ganz schwächlich hielten, würden von der Kälte angegriffen.

Nach ihrer Erklärung über diesen Fall kam es daher, weil die ganz schwächlichen Gewächse sich leichter in die Natur fügen, sich von derselben mehr und besser leiten lassen, als die stärkern, welche derselben immer widerstreben. Dazu kommt, ihrer Meinung nach, noch das, daß die Kälte in den dichtern Fasern der stärkern Bäume sich weit länger erhält, als in den lockern der zarten Gewächse; denn die Lockerheit der letztern bewürkt, daß die Kälte sie leicht durchstreicht, und sich nicht lange in denselben aufhält. Zu diesen Bäumen rechneten sie die Aepfel-, Birn- und Ulmenbäume. Diese Bäume alle erfroren aus dieser Ursache bey weitem nicht so leicht wie alle die andern. Vorzüglich aber waren dem Erfrieren ausgesetzt die Feige, und der Olivenbaum, und dieß vorzüglich deshalb, weil sie ihre Wurzeln zu sehr an der Oberfläche der Erde hin trieben.

Nichts hielten sie bey dem Froste für schädlicher als den Frost in der Erde selbst, besonders, wenn er die Bäume trift, deren Wurzeln durch das Graben etwas entblößt sind, oder deren Wurzeln nicht tief in die Erde gehen, und vorzüglich, wenn stagnirendes Wasser um die Wurzel herum sich befindet. Die feinen zarten Wurzeln erfrieren denn gänzlich. Sie glaubten, daß die Kälte in gegrabenen Boden weit leichter einschlage, als in festern, und daher riethen sie sehr an, den gegrabenen Boden um die Bäume herum stark mit Mist zu versehen, da dieser durch seine Hitze die Kälte von dem Boden abhalte, und ihn mit Wärme versehe. Jenen Schaden, bemerken sie ferner, empfinde man aber nur dann desto mehr, wenn Frost und Regen mit einander abwechselten: denn durch dieses Eräu-

Kulturgesch. des Obstbaues I Th. R

nifs werde den Wurzeln alle Kraft entzogen. Bey weitem hielten sie für so schädlich nicht den Schnee; diesem schrieben sie vielmehr ein Vermögen der Erwärmung zu. Die übelsten Folgen des Erfrierens, wurden dem Reif zugeschrieben, weil sie glaubten, daß dieser wegen seiner Feinheit alles durchdringen könne.

„Jedoch, die Natur ist eine gute Mutter, sagten die Alten, sie ersetzt wieder was sie genommen hat.“ Die mehresten Bäume nemlich, ja fast alle haben, wenn an ihnen einige Theile erfroren sind, und sie von dem Froste nur nicht gar zu stark getroffen wurden, einen weit stärkern Trieb, sie setzen im Frühjahre, nach dem ihnen so sehr nachtheiligen Winter, Blüthen und Triebknospen in mehrerer Menge und weit größer und schöner an, als sonst. Die Ursache davon war die: durch die Kälte wurde der Saft nach dem Stamme zu gedrängt, hier erhielt er einen merklichen Zuwachs an Güte; wenn nun die belebende Kraft des Frühlings ihn wieder empor rufte, so trieb er mit neuer Stärke in die Aeste zurück, sein Stock war dann mit weit mehr Kräften erfüllet.

Theophrast läst sich bey diesem Gegenstand auf eine Untersuchung der Frage ein: woher die Kälte wohl kommen möge? *) Unter den Alten gab es manchen Streit darüber, Einige behaupteten, die Kälte werde nur in zu dichter Luft erzeugt, und andere nahmen hingegen gänzlich verdünnte als Ursache derselben an. Theophrast selbst neigt sich auf die Seite derer, welche das Letztere behaupteten. Er führt dafür an, erstlich: das dicke Wasser, welches durch die Kälte allemal verdünnt, und durch die Hitze verdickt werde; zweitens: die Gegenden, in denen es nie friere, wenn sie eine dicke Luft enthielten. Als Beleg dazu führt er die Gegend um Larissa in Thessalien an, wo man sonst sehr viel stehendes Wasser hatte. In der Zeit,

* *) Eb. das. K. 20.

wo dieses Wasser noch stagnirte, wußte man durchaus nichts vom Erfrieren der Bäume, oder von trockenem Froste. Dieses Wasser liefs man aber in spätern Zeiten ab, mit ihm wurde auch die die Luft verdickende Ausdünstung weggeschafft, und nun soll der Wein und der Olivenbaum immer dort erfroren seyn.

Diejenigen, welche die Dichtigkeit der Luft für die Ursache der Kälte angaben, führten an, daß die dicke Luft unbewegbar sey, und daß eine solche Beschaffenheit vorzüglich zur Kälte disponire. Sie wollten dies dadurch beweisen, daß es auf den Bergen weniger friere, als auf den Ebenen: weil nemlich auf den Bergen die Luft weit dünner sey. Vielleicht aber, fügt Theophrast weiter noch hinzu, liegt die Schuld an allen beyden; sowohl an der Dichtigkeit als an der Düntheit der Luft.

Die Winde gaben Veranlassung zu Krankheiten, wenn sie entweder nicht zur gehörigen Zeit wehten, und dann den Trieb des Saftes hemmten, oder wenn sie verderbliche Dünste aus der einen Gegend in die andere brachten.

Durch vielen Regen wurden auch Krankheiten erzeugt: denn dieser gab erstlich zu vielen Nahrungstoff, dieser schwellte die Bäume zu sehr an, und sie lebten denn nicht so lange, als es ohnedem geschehen seyn würde. Er machte ferner zweitens stagnirendes Wasser um die Wurzeln, und dadurch wurde Fäulniß bewirkt.

Die Krankheiten der Bäume, welche von der ungünstigen Beschaffenheit des Bodens ihre Entstehung nahmen; wurden theils durch die in demselben herrschende zu große Trockenheit, theils durch Salpeter und dergleichen verursacht. Auch übergroße Fettigkeit konnte, nach der Alten Meinung, eine Krankheitsursache mit abgeben; und daher hatte man sich denn mit dem Gebrauche des Düngers gar sehr in Acht zu nehmen.

Besondere Krankheiten der Bäume waren aber nun — erstlich der Wurmfraß. *) Dieser Krankheit waren fast alle Bäume unterworfen. Einige aber litten mehr, andere weniger von ihr. Mehr litten von ihr alle gutgemachten Bäume; vorzüglich aber die Aepfel-, Birn- und Feigenbäume. Weniger waren ihr unterworfen, alle die, welche einen bitteren Saft enthielten: denn diese wurden erstlich nicht so leicht faulend, und zweytens, waren sie, wegen ihrer Bitterkeit, den Würmern durchaus nicht angenehm. Zum Beyspiel dient hier, der Lorbeerbaum, welcher von den Würmern gar wenig angegangen wurde. Unter den Aepfeln waren daher der Fäulniß und dem Wurmfraß auch diejenigen am mehresten unterworfen, welche am süßesten waren, besonders aber die Frühlingsäpfel. Die sauern litten am wenigsten von ihm.

Zweytens der Krebs. Dieser griff theils die obern Theile des Baums, theils die Wurzeln an. Im erstern Falle hieß er »Sphakelismos, und entsprang entweder aus zu großer Dürre, oder aus Mangel oder aus Ueberfluß an Säften: besonders aber dann, wenn der Saft zu zähe, zu fett, und zu hitzig war. Im zweyten Falle hieß er »Astrobolia« und ihn konnten theils wirkliche äussere Verletzungen theils der Mangel an Salz in der Erde, wo der Baum sich befand, bewürken.

Drittens die Dürre. *) Eine böse Folge des Mangels an Säften, besonders wenn die Wurzeln hoch auf der Erde hinweg und bloß lagen: denn dann konnten sie wegen der Sonnenhitze keinen Saft durchlassen. Der Saft wird nemlich verdickt, und daraus entstand die Krankheit. Als ein Mittel gegen sie ist es sehr gut, wenn man die Erde oft um die Wurzeln herauf aufhäuft, damit sich immer genug Feuchtigkeit um dieselbe finde.

*) Eb. das. K. 10. Diese Krankheit hieß: Σφακελισμος.

**) Eb. das. K. 12. Diese Krankheit hieß: »αξχυρισμος.«

Dieser Krankheit sind nun aber entgegengesetzt viertens die Wurzelgeile *) bey den Feigenbäumen, wo der Trieb aller Säfte, wegen des zu grossen Ueberflusses derselben, bloß nach den Wurzeln zu strömt; und fünftens die Weingeile, bey den Weinstöcken, bey denen öfters alle Kraft bloß zum Holze verwendet wird, und gar keine zum Fruchtttragen sich kehrt. Jedoch auch ein zu unmäßiger Schnitt, und üble Winde, welche die Fruchtranken abrissen, konnten dieses bewirken.

Sechstens, die Krätze, **) welche vorzüglich an den Feigenbäumen bemerkt wurde. Sie entsteht durch zu vielen Regen bey dem Aufgang des Siebengestirnes. Denn dann gährt die in der Erde sich befindende von dem Baume angesaugte Feuchtigkeit, und bricht hernach hie und da aus, so wie in kleinen Knötchen.

Siebtens die Krankheit durch den Thau, wenn dieser sich auf die Blätter setzte. Sie bewirkt, daß die Blüten abfallen und die andern Knospen blind werden. Die Blüten bekamen, nach der Beobachtung der Alten, den Rost davon. ***)

Nun die Krankheiten der Bäume, welche sie mehrtheils durch äussere Verletzungen erhielten. Diese waren nach ihnen, erstlich das Verdorren, und, zweytens, der Krebs. Die Bäume verdorreten, besonders wenn ein grosser Theil ihrer Rinde beschädigt war: denn dann verlohren sie ihren Saft; oder es konnte doch zum wenigsten derselbe nicht in denselben aufsteigen. Sie bekamen den Krebs, wenn die Verletzung an den Wurzeln vorgefallen war. Welches vorzüglich bey dem Graben leicht geschehen konnte.

*) Eb. d. K. 12. Bey den Feigenbäumen hiefs diese Krankheit „λεπτός;“ und bey den Weinstöcken „το τεργαν.“

**) Eb. das. K. 13. Diese Krankheit hiefs: „ψωρα.“

***) Eb. das. K. 13. Diese Krankheit hiefs: „ροιας.“

Aber die Alten kannten auch, ausser den Krankheiten der Bäume, einige Krankheiten der Früchte derselben. *) Auch der Wurmfrass in diesen war ihnen nicht unbekannt. Für weniger gefährlich hielten sie denselben für die Oliven, für gefährlicher aber bey den Aepfeln, Birnen und Feigen. Die Mandeln waren dem Gummifluss unterworfen.

Allgemeine Uebersicht des Obstbaues in diesem Zeitraume.

Also war denn der Zustand unserer Wissenschaft in diesem Zeitraume, und also waren die Vorstellungen beschaffen, welche sich die Alten von derselben als Wissenschaft machten, wie wir in den vorhergehenden Abschnitten angegeben haben. Gewiss schon eine sehr gute Grundlage zu einer vollkommenen Obstpflege in jenen entfernten Zeiten. Wie gut wäre es nicht gewesen, wenn auf derselben immer mit gleichem Eifer fortgebaut worden wäre. Allein man wollte wohl den Genuß haben, gerne schöne und wohlschmeckende Früchte besitzen, aber die Wissenschaft selbst zu betreiben, dazu hatte man entweder keine Lust, oder scheute doch die Anstrengung dabey. Die Physiologie der Bäume, deren Studium Aristoteles und Theophrast kaum zu betreiben angefangen hatten, wurde fast gar nicht mehr fortgesetzt, und alles sank in bloße Empirie zurück. Unter den Griechen läßt sich zum wenigsten nach Theophrasts Zeiten auch kein einziger Schriftsteller mehr hören, welcher auf dem schon geebneten Wege weiter fortgegangen wäre. Nur unter den Römern, und zwar in einer spätern Periode derselben konnte erstlich Lust und Liebe für dasselbe wieder er-

*) Der Wurm, welcher die Feigen vorzüglich anging, hieß „Kerastos; in der Olive „Arachnion,“ und in den Weintrauben „Krambos.“ Ueberhaupt aber in den andern Obstfrüchten hieß er „Skolex.“

weckt werden, und noch weit später, in einer neuen Stadt am Hellespont, welche das alte Athen, das alte Griechenland gar nicht kannte, in Konstantinopel lebte die wissenschaftliche Obstpflege nach einem Zeitraume von mehrern Jahrhunderten erst wieder auf.

An Gärten fehlte es in diesem Zeitraume nicht, in welchen die besten Obstfrüchte gepflegt und gewartet wurden. Diese Gärten waren mit Kunst und Geschmack angelegt; so daß Ergötzungen für das Auge zugleich mit allen möglichen Erfrischungen für den Gaumen abwechselten. Wer erinnert sich nicht an die liebliche Gärten des Epikur, an die Gärten des Akademus, des Alzibiades, des Theophrast u. s. w.

Von den Früchten aus diesen Gärten sowohl als aus den fruchtreichen Ebenen Griechenlands legte man Oporotheken an. Die abwechselnden Zeiten des Jahres ließen nemlich auch in Griechenland das Unangenehme empfinden, wenn man den Genuß der schmackhaftesten Früchte entbehren mußte. Man sorgte also dafür, daß man die dauerhaftesten Früchte erhalten konnte: man suchte also Oporotheken oder Herbstfruchtbewahrer einzurichten. Die erste Spur davon findet sich bey Pausanias im neunten Buche seiner Beschreibung Griechenlandes, und zwar der Landschaft Böotien: Hier redet er von einem Tempel der Mykalessischen Ceres in der Gegend von Mykalessus, nicht weit ab von dem Meere gelegen. Von diesem Tempel erzählt er zwey Sonderbarkeiten. Die erste war: daß, obschon der Tempel jeden Abend verschlossen wurde, derselbe doch früh von dem Herkules wieder geöffnet war. Dieses sollte der Idäische Herkules gethan haben. Die zweyte war folgende, welche uns eigentlich betrifft. Man brachte zu den Füßen der Statue der Ceres, auf den Fußboden, alle im Herbst eingesammelten Früchte, und diese erhielt man hier das ganze Jahr hindurch frisch und gut.

Pausanias sah dieses für eine Art von Wunder an: aber wahrscheinlich hatte der Tempel eine glückliche, sehr erfrischende Lage (er lag ja nach der See zu); oder man bediente sich sonst einiger Hülfsmittel zur Erhaltung der Früchte, die man dem Volke nicht merken ließ. Genug es findet sich hier die erste Spur von der in spätern Zeiten unter den Römern schon vollkommen eingerichteten Oporothek.

Werfen wir ferner über den bisher angegebenen Zustand der Kultur des Obstbaues in Griechenlands freien Ebenen, während dieses Zeitraums, noch einen Blick, so läßt sich folgendes bemerken. Die Obstbaumzucht war dazumal schon über ganz Griechenland ausgebreitet, sowohl über die Inseln, als über das feste Land. Auf den Inseln gedieh vorzüglich der Wein. Die vorzüglichsten Inseln waren Chios, Lesbos, Thasos, Andros, Scyros, Ceos, Rhodus, Creta, Cyprien u. s. w. In Attika und Sizyon baute man besonders die Feigen, über die man so strenge hielt, daß man ihre Ausfuhr durch die strengsten Verbote untersagte. Im Peloponnesus, vorzüglich in Sparta, wurden Birnen und Aepfel, so wie in Böotien, welches, nach Pausanias, sogar kleine Wälder von Obstbäumen hatte, erzogen. *) Euboä war mit Nufswäldern angefüllt; Phozis, Aetolien, Akarnanien, Epirus, besonders aber das glückliche Thessalien brachten alle Arten von Obstfrüchten hervor. Die Phozischen Birnen gehörten eben so wie die, um Apia, im Peloponnesus, nach Theophrast, zu den besten der damaligen Zeit. Man verschickte sie weit und breit, und pflanzte sie sogar in den Inseln an; Wie zum Beispiel in Chios. Mazedonien und Thrazien beschäftigte, nebst der Kultur der andern Obstfruchtarten, sich vorzüglich mit dem Mandel- dem Korneliuskirschen- und dem Mispelbau. In Kleinasien waren besonders die Länder, Pontus,

*) B. 9. K. 24.

Phrygien, und Karien, wegen ihrer Fülle an Obstfrüchten berühmt. In Grossasien waren es Syrien und Indien, um Nyssa herum, besonders aber Karamanien, in welchem Lande, zur Zeit des Zugs Alexanders, nach Plutarch, der Weinbau so hoch gestiegen war, wie fast noch nie in einem Lande, seitdem die Erde durch Menschenhände kultivirt ist. In diesem Lande war Alexander allein es vermögend, das so sehr beliebte Bacchusfest in seiner ganzen Herrlichkeit zu feiern. Viele Tage zog er nemlich durch dasselbe hin mit seinem ganzen gegen achtzig tausend Mann starken Heereszuge, in einem steten Bacchusfeste. Man höre folgende Beschreibung davon. „Hier — nemlich in Gedrosien liess er sein Heer eine Zeitlang ausruhen“, worauf er mit einer Art von fortdauerndem Bacchusfeste sieben Tage lang durch Karamanien zog. *) Er selbst fuhr langsam mit seinen Freunden auf einem Wagen mit acht Pferden, und schmausete Tag und Nacht öffentlich an einer Tafel, die in einer Erhöhung auf dem Wagen befestigt war. Ihm folgten eine Menge andrer Wagen nach, davon einige mit purpurnen und gestickten Teppichen, andere mit umschattenden beständig grünen und frischen Zweigen geschmückt waren, auf welchen die andern Freunde und Generale Alexanders mit Kränzen auf dem Kopfe sassen, und ebenfalls zecheten. Hier sahe man keinen Schild, keinen Helm, und keinen Spiess, sondern lauter Schalen, Flaschen und Krüge, welche die Soldaten am Wege aus grossen Fässern und andern Trinkgeschirren, theils in währendem Marschiren, theils auch niederliegend, füllten, und einander zutranken. Zugleich ertönte allenthalben herum eine Musik von Harfen, Flöten, Gesängen, und dem Lärmen lustiger Weiber. Es wurde auch sogar auf diesem unordentlichen und schwärmenden Zuge das Bild des Priapus mit herum getragen, und es

*) Plutarchus im Leben Alexanders des Grossen.

herrschte dabey überhaupt eine so wilde bachische Lustbarkeit, als wenn Gott Bachus selbst zugegen wäre, und bey dem Zuge dieses Trinkgelags anführte. «

Aegypten enthielt der Pfirschen, Maulbeerbäume, Granatäpfel und Pflaumen, in ganz vorzüglicher Güte, eine große Menge. Kurz — wohin wir uns auch in diesem Zeitraum nur wenden mögen, da finden wir allerwärts gepflegtes Fruchtländ; da bemerken wir, wie die so verschiedenen Arten von Obstfrüchten, welche ursprünglich von Osten, von der Gegend um das Kaspische Meer herum ausgegangen waren, in mehreren sich durchkreuzenden Zügen immer näher gegen Westen rückten; wie sie, gleich dem Menschengeschlechte, jene Wiege ihrer Kindheit verließen, um sich über Europa's Ebenen und Hügel zu verbreiten. Hierüber belehre man sich aber noch näher aus der beygegebenen Charte.

Alte Geschichte.

Zweyter Zeitraum.

Von dem Anfange des zweyten Punischen Krieges; oder von Markus Priskus Porzius Kato, dem Vertilger Karthago's, bis zum August oder Virgil dem Sänger des Landbaues.

von 3850 — 3950

120 J.

Inhalt.

Zustand der Obstkultur in Italien zu Kato's Zeiten bis auf den Varro — Biographie des Kato — Verzeichnisse der damals vorhandenen Obstsorten — Fortpflanzungsmethoden — der Baumschnitt und die Pflege des Bodens zunächst um den Obstbaum herum — Zustand der Obstkultur in Italien von den Zeiten des Varro bis auf Virgil — Biographie des Varro — Verzeichniß der damals vorhandenen Obstsorten — Wartung und Pflege der Obstbäume in der damaligen Zeit — Anlegung der Pflanzschulen — Fortpflanzungsmethoden — der Weinbau — Einsammeln und Aufbewahren der Obstfruchte, besonders des Weins.

*Zustand der Obstkultur in Italien zu Kato's bis
auf des Varro Zeiten.*

Es ist eine auffallende Bemerkung, welche sich in der Geschichte der Obstkultur dem Auge des Beobachters darbietet: daß nemlich von der Zeit an, wo die Obstpfl ege in Griechenland ihre höchste Höhe erreicht hatte, und schon im Abnehmen begriffen war, eben dieselbe erst in Italien, welches Land einen weit glücklichen Boden als Griechenland besaß, durch die thätige Hülfe von Menschenhänden ihren Anfang nahm. Als Griechenland keinen Schriftsteller mehr in diesem Gebiete der menschlichen Künste hatte, da traten in Italien Römer und in Sizilien Karthager auf, die es sich angelegen seyn ließen die Pfl ege des Obstbaums selbst durch schriftliche Lehren immer mehr zu verbreiten und zu erhöhen. So daß es also scheint, als ob ein wohlthätiger Genius dafür gesorgt habe, daß die zum Wohl der Menschheit erst aufblühende Wissenschaft mit dem Volke, bey welchem sie zuerst kunstmäßig und wissenschaftlich betrieben worden war, nicht untergehen, sondern von einem andern, welches übrigens auch der Erbe seiner andern Verdienste um die Menschheit war, erhalten werden sollte. Auf jeden Fall beweist sie aber, daß die höchste Blüthe von Künsten und Wissenschaften in jedem Volke fast allemal, gleichsam als unzertrennlich von der vorzüglichen Pfl ege des Obstbaues, sowohl durch Händearbeit, als durch Schriften, begleitet sey, und daß da, wo jene sinken, auch diese ihre Schritte wieder rückwärts thue, oder doch, zum wenigsten, weiter vorwärts zu dringen durchatus nicht vermöge.

Wie der Obstbaum überhaupt, in den ältesten Zeiten, von Griechenland nach Italien und Sizilien gekommen sey, dieses liegt aber durchaus im Dunklen, und darüber findet man bey diesem Volke nicht einmal so viel Nachrichtliches, als bey den Griechen. Die Römer haben nicht einmal nur einen Mythus, welcher die Zeit und den Menschen angäbe, durch den der Obstbaum zuerst nach Italien gebracht worden sey. Wahrscheinlich geschah der Uebergang desselben schon in der Urwelt von den griechischen seinen Küsten gegen über liegenden Inseln, an dem Eingange des Adriatischen Meeres; nemlich von Korcyra und Ithaka aus, wo, wie bekannt, schon in jener eben erwähnten Zeit, der Obstbau sehr zu Hause war. Mehrere Nachrichten, obgleich immer noch im Gewande der Fabel, und nur durch verschönernde Traditionen fortgepflanzt, hat man nur davon, wer in jenen frühern Zeiten in diesem Lande den Obstbau vorzüglich befördert habe. Durch diese erfährt man die ersten Wohlthäter unserer Wissenschaft in Italien.

Der griechische Mythus machte einen Göttersohn, den Herkules, zum Vater der Obstkultur in seinem Lande. Der Lateinische giebt einer Halbgöttin die Ehre der Verbreitung derselben in dem seinigen. Er nennt sie Pomona, und zählt sie zu den Hamadryaden. Nach dem Zeugnisse des Festus war sie daher eine von den untersten Göttinnen. *)

Varro giebt ihr einen besondern zu ihrem Dienste bestimmten Priester, welcher nach ihrem Namen benannt wurde. Mehrere scharfsinnige und gelehrte Erklärer der alten römischen Mythologie machen es aber

*) Festus de verbor. signif. L. XI. Maximae dignationis Flamen Dialis est inter quindecim Flamines, cum ceteri discrimina majestatis suae habeant, minimi habetur Pomonalis quod Pomona levissimo fructui agrorum praesidet-pomis.

nicht unwahrscheinlich, daß sie in **Hetrurien**, dem ersten kultivirten Lande Italiens, gelebt habe, wo sie unter dem Namen „**Noetia**“ nachmals verehrt worden sey. Vielleicht war sie eine Königin dieses Landes? und als solcher stand es denn freylich am meisten in ihrer Macht, den Obstbau in ihrem Lande zu befördern. Die Zeit, in der sie gelebt haben soll, wird um die Regierungsperiode des Königs der **Albaner Prokas** herum angegeben. Daß sie sich um den Obstbau wirklich sehr verdient gemacht, und deshalb in einer sehr dankbaren Erinnerung bey ihren Zeitgenossen sowohl als bey der Nachwelt gestanden haben müsse; dieses beweisen aber mehrere von ihr noch vorhandene Gemmen, in denen sie mit Obstfrüchten, als ihren Attributen, vorgestellt wird.

Jedoch nicht einem Weibe allein sollte der Ruhm, die Obstfrüchte in Italien zuerst verbreitet zu haben, vorbehalten seyn; sondern sie mußte denselben mit einem Manne theilen, der gleichfalls König war, und von der Nachwelt zu dem Range einer Gottheit erhoben wurde. Dieser hieß **Vertumnus**, und der Mythos macht ihn erstlich zum Liebhaber und dann zum Gemahl der **Pomona**.

Wahrscheinlich war dieser **Vertumnus** ein König der **Thuszier**, und er und die benachbarte Königin **Pomona** boten sich, bey der Kultur des Bodens ihrer Länders vorzüglich durch den Obstbau, freundschaftlich die Hand. Aus dieser nachbarlichen Verbindung hat man in der Folge eine eheliche gemacht; besonders, da beyden die Ehre widerfuhr, zu Gottheiten erhoben zu werden. Ihm zu Ehren wurden die **Vertumnalia** in Rom so wie in ganz Italien gefeiert; welches Fest zu der Zeit der Sonnenwende fiel, wo die Obstfrüchte reiften, und bey dem man bloß mit Obstfrüchten opferte. Gewöhnlich wird er auf Gemmen, durch welche der Römer sein Verdienst eben so wie das der **Pomona** verewigte, unter dem Bilde eines alten Mannes mit Obst-

früchten in der Hand vorgestellt. Wahrscheinlich hat man durch das Alter die Erfahrung und Vorsicht, welche die Pflege des Obstbaumes verlangt, andeuten wollen.

Nach diesen beyden Beförderern des Obstbaues muß sich aber lange Zeit hindurch niemand gefunden haben, welcher sich hierinnen noch vorzüglich ausgezeichnet hätte. Rom mußte erstlich entstehen, und als Republik die benachbarten Nationen um sein Gebiet herum als Siegerin unterjocht haben; denn es ist auffallend, daß wir keine Nachricht darüber erhalten haben: ob unter Roms sieben Königen auch nur einer gewesen sey, der die Obstkultur besonders begünstigt habe? Selbst über Numa, den trefflichsten unter ihnen, der sich, als Freund des Friedens und als Vater seines Volkes, die innere Wohlfahrt desselben durch die Beförderung des Ackerbaues so sehr angelegen seyn liefs, ertheilt uns die Geschichte keine Nachricht in dieser Hinsicht. Ja in den weit spätern Gesetzen der zwölf Tafeln, kömmt nur einmal die Erwähnung eines Gartens vor. *) Man kann aber daraus nicht ersehen, ob dieser Garten auch ein Obstgarten gewesen sey. Hierdurch wird nun die Vermuthung wahrscheinlich gemacht, daß die Römer auch zu seiner Zeit den Obstbaum vielleicht nur wenig gekannt haben, und daß dieser erstlich lange nach ihm, erst nach ihren vielfältigen Kriegen mit den Völkern, welche ihn besaßen, z. B. mit den Hetruriern; mit Porsenna, in ihr Land gekommen, oder doch dann erst vorzüglich gepflegt worden sey. Was diese Vermuthung noch mehr bestättigt, das ist dieses, daß ein Virgil sowohl, als Livius, Valerius Maximus, und Plinius, da, wo von der Antwort die Rede ist, **) welche Tarquinius

*) M. s. Plinius N. G. B. XIX. S. 19. Das Wort hortus kömmt hier in dem vierten Gesetze der achten Tafel vor.

**) M. s. Livius B. I. S. 19. Florus B. I. K. 7. Valerius Maximus B. VII. K. 4. Plinius N. G. B. XIX. K. 53.

nitus der Stolge, der letzte der Könige, seinem Sohne aus seinem Garten ertheilte, in der besonders beym Virgil *) ziemlich umständlichen Beschreibung dieses Gartens, nirgends des Obstbaums Erwähnung gethan wird. Aus den von diesen Schriftstellern gelieferten Schilderungen dieses Gartens geht nur so viel hervor, daß die Römer in der damaligen Zeit Gemüsearten und Blumen, als Mohn und Lilien, pflanzten. Nur Kato erstlich, dem ersten aller Republikaner Roms und dem wahren vollkommensten Patrioten, war es vorbehalten, der Stifter und Begründer des Obstbaues in Italien durch thätige Handanlegung sowohl als durch Schriften zu werden.

Biographie des Kato.

Markus Priskus Porzius Kato, der Urgroßvater des berühmten Kato von Utika, welcher nach Cäsars Sieg über Scipio den Dolch sich in die Brust stieß, um, eingedenk des republikanischen Geistes seines ebengenannten großen Ahnherrn, welcher in seiner Familie immer fort sich erhalten hatte, das Ende der Republik durch die usurpirte Macht jenes Imperators nicht zu überleben, war im Jahre der Erbauung der Stadt fünfhundert und neunzehn, oder ohngefähr zwey hundert Jahre vor Christi Geburt zu Tusculum, einem Landsitze, welcher der Familie gehörte, geboren. In seiner Jugend hatte er eine rauhe Erziehung genossen. Alle Arbeiten des Landes hatte er in derselben gleich einem der geringsten Sklaven verrichten müssen, und die Grundsätze, welche

*) M. s. Virgil B. II. Paer. v. 703. Hier sagt dieser Dichter:

Hortus odoratis suberat cultissimus herbis,

Sectus humum rivo leno sonantis aquae.

Hic Tarquinus mandata latentia nati

Accipit, et virga lilia summa potit.

u. s. w.

welche man ihm einprägte, waren sehr streng gewesen. Welches Beydes ihm natürlich theils eine große Vorliebe für das Landwesen einflößen, theils eine vorzügliche Festigkeit des Charakters ertheilen mußte. Er war ein Republikaner, im ächten und wahren Sinne des Wortes. Ein Freund aller guten Bürger; für das allgemeine Beste immerfort besorgt; ohne alles Bestreben auf Kosten der allgemeinen Wohlfarth nur seinen Privatvortheil zu suchen; püchtern, mäßig, und keusch in seinen Sitten; der heftigste Gegner alles Luxus, und nur auf das Nützliche bedacht; der furchtbarste Widersacher alles Druckes, welchen die Mächtigen gegen die Schwächern im Staate ausübten; und ein unerschrockener Krieger. Mit diesen Eigenschaften seines Herzens waren auch die vorzüglichsten Talente seines Kopfes gepaart. Er liebte und ehrte die Wissenschaften, und nur das Müßige, das Unnütze in ihnen, was auf die Beförderung des Menschenwohls keinen Einfluß hat, verachtete er. Vorzüglich waren die Kenntnisse, die er sich in der Rechtswissenschaft seines Landes erworben hatte: und — um diese auch geltend machen zu können, so befaß er eine natürliche Beredsamkeit, *) die nie bloß mit Phrasen spielte, sondern welche kräftig und tief eindringend war. In dem Laufe seines Lebens war er Quaestor, Aedilis, Prätor, Prokonsul. Als er das Prokonsulat niedergeleget hatte, begab er sich auf eine lange Zeit in die Ruhe des Privatlebens nach seinem Tuskulum zurück, und trieb hier die Landwirthschaft wieder mit der größten Aemsigkeit. Hier war dem Rechtsgelehrten, dem Staatsmann, dem Feldherrn kein Geschäft zu niedrig, dem er sich nicht unterzogen hätte. Mit

*) M. s. Lactantius B. V. von der Gerechtigkeit K. 14. der ihn nebst Galba den größten Redler seiner Zeit nennt. So lange hatersich das Andenken an seine Beredsamkeit erhalten!

seinen Knechten arbeitete er, mit ihnen genoss er gleiche Kost. *).

Ungleich wichtiger noch als Republikaner wird uns dieser Mann, wie wir schon oben bemerkt haben, in Hinsicht auf die Obstbaumzucht. Ihm war es nicht genug, daß er theils auf seinem eignen Landgute, theils auch durch das Bayspiel seiner eignen Thätigkeit die Obstkultur in Italien beförderte: zum vollkommnern Unterricht über dieselbe setzte er auch seine in diesem Fache gemachten Erfahrungen auf; und diese haben wir dann auch, als die älteste geschichtliche Urkunde in jener Zeit, in dem Buche von ihm, welches den Titel „über den Landbau“ **) führt, erhalten. In diesem Buche findet man, in Betreff des Obstbaues, sehr viele gute, mehrentheils eigends entdeckte, oder versuchte Dinge; denn sicher hat Kato weder Theophrast's noch irgend eines andern Griechen, Schriften über den Landbau sowohl als den Obstbau benutzt. Wäre dieses geschahen; so würde er einen von ihnen entweder hie oder da, wenn auch nur kurz, einmal angeführt haben;

*) Maus. Plinius N. G. B. XIV. S. 13. Hier wird von Kato angeführt, daß er selbst von sich gesagt habe: er habe auf der Seereise nach Spanien, woher er hernach als Triumphator wiederkehrte, keinen andern Wein getrunken, als solchen, dessen sich die Ruderknechte bedient hätten. Hiermit vergleiche man Plutarchs Leben des Kato.

**) Es ist sonderbar, daß man schon zur Zeit des Cicero und des Varro dieses Buch unter mehrern Titeln gekannt hat. Der eine hieß: *de re rustica*, und diesen führt Cicero in seiner Schrift über das Alter, unter folgenden Worten an, die Kato spricht: *Quid de utilitate loquar stercoreandi? dixi in eo libro, quem de rebus rusticis scripsi.* Agellius nennt diese Schrift ausdrücklich *librum de re rustica*. Der andere Titel hieß: *de agricultura*. Diesen führt Varro an B. I. K. 2. in den Worten: *Annon in magni illius Catonis libro, qui de agricultura est editus, scripta sunt permulta similia?* Kato vielleicht das Buch beyde Titel zugleich? —

oder — er müßte auf jeden Fall schon auf einer weit höhern Stufe der Ausbildung in seiner Wissenschaft gestanden haben, welches aber nicht der Fall ist: denn hinter Theophrast ist er noch sehr zurück. — Aber Kato war den griechischen Wissenschaften überhaupt nicht hold, und, wie bekannt ist, einer von denen, welche den beyden Atheniensischen Philosophen Kameades und Diogenes von Babylon den längern Aufenthalt in Rom, wo sie sich in der Bestellung einer Gesandtschaft einige Zeit aufhielten, und einen großen Kreis von jungen gebildeten Römern um sich hatten, ernstlich versagten; *) weil, nach seinem Ausdrücke, die griechischen Wissenschaften den Verfall der römischen Sitten bewürkten! — Man hat ihn also in der wissenschaftlichen Betreibung des Obstbaues als einen der ersten Schöpfer zu betrachten.

Dieses so sehr auszeichnende Lob ertheilen dem Kato unter seinen Landsleuten schon selbst die berühmtesten Männer. Varro nennt ihn den großen Kato, und rühmt seine Verdienste um den Land- und den Obstbau. Mit eben so großem Beyfall spricht von ihm selbst Cicero in seiner Schrift, über das Alter. Am merkwürdigsten aber ist das Lob, welches Plinius ihm ertheilt. **) Bey diesem Schriftsteller findet sich nemlich folgende Stelle. »Jener erste unter den Katonen; welcher sowohl durch seinen Triumph als auch durch sein Censoramt sich so sehr auszeichnete, mehr noch durch die mannigfaltigen Kenntnisse, die er besaß, und durch die vortrefflichen Rathschläge, wel-

*) M. sehe Plutarch Lebensb. des Kato. Hier wird dieser ganze Vorfall weitläufiger erzählt. Unter andern wird hier auch von ihm gesagt, daß er seinen Sohn immer von den griechischen Wissenschaften abgehalten, und sich immer so geäußert habe: die Römer werden ihren Wohlstand verlieren, wenn sie sich den griechischen Wissenschaften ergeben werden!

**) M. s. Plinius N. G. B. XIV, 8. 6.

ehe er den Römern ertheilte, berühmt; am mehresten aber durch seine Kenntniß des Landbaues! Denn nach dem einstimmigen Zeugnisse der ganzen damaligen Zeit war er der beste und mit keinem andern in Vergleich zu setzende Landmann. « Eben so günstig urtheilt auch Kolumella. *) — Wir haben also aus diesen Zeugnissen Gelegenheit zu bemerken, daß dem Kato mit allem Fug und Recht der hier ihm von uns angewiesene Platz gebühre.

Es fragt sich aber hier nun; erstlich: was für Obstsorten kannte man zu Kato's Zeit? und, zweytens: wie behandelte man die Obstbäume damals?

I. Verzeichniß der damals vorhandenen Obstsorten.

Die Birnen, lat. Pira.

Mit Vergnügen bemerkt der Freund des Obstbaues, wie seit der Zeit des Theophrast die Birnen sich durch verschiedene Sorten schon vervielfältiget haben, und wie aus der einzigen Art wirklich guter Peloponnesischer Birnen, die wir in dem Zeitraume jenes pomologischen Schriftstellers in Griechenland kennen, mehrere gleichfalls gute Arten hervorgegangen sind. Schon mit dem Zeitalter des Kato fängt das Verzeichniß der Obstsorten an zu wachsen, und der Birnbaum beginnt von ihm an, sich in mehrere Geschlechter zu theilen. Je näher wir von ihm nun zu uns herabsteigen, desto stärker wird jenes Verzeichniß, und desto mehr scheidet sich bey diesen Geschlecht von Geschlecht.

Kato zählt sechs verschiedene Birnsorten auf, und wahrscheinlich gab es doch noch mehrere zu seiner Zeit. **) Schade nur, daß er uns keine umständlichere Beschreibung derselben hinterlassen hat!

*) M. s. Kolumella B. I. K. I. Dieser sagt ausdrücklich, Kato sey der Erste unter den Römern gewesen, der über den Landbau geschrieben habe.

**) M. s. B. I. K. 7.

Sie sind folgende:

I. Die Faustbirnen. Kato nennt sie *pira volema*. Birnen, welche die Faust füllen. Wahrscheinlich sind es dieselben Birnen, deren auch Virgil, nebst den andern römischen Schriftstellern über den Obstbau erwähnt, und welche späterhin auch Pfundbirnen genannt wurden. Sollten diese Birnen nicht vielleicht auch unsre Pfundbirnen seyn? *) — Kato zählt sie mit zu den Birnen, welche erst dann, wenn sie in zähen Weinsaft eingemacht worden waren, einen guten Geschmack erhielten. Und bekannt ist es doch, daß unsre Pfundbirne, auch selbst, wenn sie ihre vollkommene Reife erhalten hat, eben nicht von dem besten Geschmacke ist, sondern ein sehr grobes Fleisch hat, welches die Römer wahrscheinlich durch den Wein mürbe zu machen suchten.

II. Die Anicianischen Birnen. Diese hätten ihren Namen wahrscheinlich von einem Menschen erhalten, welcher sich vielleicht mit ihrem Anbau vorzüglich beschäftigte. Bey spätern römischen Schriftstellern kommt sie ebenfalls vor. Sie war auch eine Birne, die eingemacht wurde.

III. Die Saatbirnen. Kato giebt ihnen den lateinischen Namen: *pira sementiva*. Dieses waren vermuthlich Birnen, deren Bäume bloß aus den Kernen erwachsen, ohne veredelt zu seyn, und die deshalb, als Früchte von roherer Natur, auch nur durch das Einmachen mit Wein erst recht genießbar gemacht werden konnten. Ihr

*) Ich nehme hierbey jedoch wieder Gelegenheit, zu bemerken, indem ich es nemlich schon an einem andern Orte gethan habe: daß man es von mir nicht erwarten könne, eine durchgängige Vergleichung der Obstarten der Griechen und Römer mit den unsrigen zu erhalten. Eine solche bestimmte Vergleichung ist durchaus unmöglich!

Name nebat dieser Bemerkung von Kato scheint zum wenigsten auf eine solche Eigenschaft derselben hinzudeuten. *).

IV. Die Tarentinischen Birnen. Diese Birnsorte haben auch alle andere spätere Schriftsteller angeführt. Sie wuchs in der Gegend um die Stadt Tarent, in dem untern Italien, und muß sehr beliebt gewesen seyn.

V. Die Mostbirnen. Diese wurden *pira mustea* genannt, und hatten ihren Namen von ihrer großen Menge von Saft erhalten, welcher es bewirkte, daß sie bald reif wurden.

VI. Die Kürbisbirnen, *pira cucurbitina* bey dem Kato. Auch diese kommen noch bey spätern Schriftstellern vor. Plinius rechnet sie mit zu den Birnen, die ihren Namen von der Ähnlichkeit ihrer küssen Form und Farbe mit den Kürbissen erhielten. Wahrscheinlich waren diese Birnen unsre jetzigen Schweizerhosen!

Die Aepfel, lat. Mala.

Der lateinische generelle Name des Apfels giebt schon bestimmt an, daß diese Frucht aus Griechenland nach Italien gekommen sey; denn im Griechischen heißen die Aepfel eben so als wie im Lateinischen Mela, oder Mala. Durch die Etymologie wird zum wenigsten der Uebergang dieser Fruchtssorte aus jenem Lande in dieses weit bestimmter erwiesen, als bey den Birnen, welche im Griechischen *Apia* hießen, von denen, durch eine Verstümmelung dieses Wortes, das lateinische *Pira* herkommen soll; welches uns freilich etwas hart dünkt. Kato führt sieben in jener Zeit vorhandene Aepfelarten an. *) Und so bemer-

*) Kato rechnet sie auch mit zu den Birnen, welche eingemacht werden, zu den *piris conditivis*.

**) M. a. B. I. K. 7.

ken wir auch hier wieder eine Vermehrung der Obstgeschlechter.

Die Aepfelarten waren folgende:

I. Die Sperlingsäpfel. Diese Aepfelsorte stammt augenscheinlich aus Griechenland her: denn sie verräth schon ihr Name. Kato nennt sie nemlich: mala Struthea; Strouthios oder Strouthion aber heist auf griechisch ein Sperling. Im Lateinischen findet sich durchaus kein Wort dieses Namens. Im Griechischen hingegen hat man über dieses noch einen gewissen Strauch, Namens Strouthion, der Wollkraut, oder Spatzenstrauch heist.

II. Die Quittenäpfel. Diese heißen griechisch cydonia; lateinisch aber cotonea, nach dem eignen Zeugnisse des Plinius; und sie kommen unter diesem letztern Namen auch bey dem Kato vor. Sie stammten aus der Insel Kreta, und wurden um die Stadt Cydonia, welche ihnen den Namen gab, erzogen. Nach den ausdrücklichen Worten des Plinius wurden sie von dort her nach Italien gebracht, wo sie sich in den auf Kato folgenden Zeiten sehr vervielfältigten. *) Wer sie aus jener Insel auf das feste Land verpflanzt habe, dieses ist aber nicht bekannt geworden.

III. Die Skantianischen Aepfel. Diese Sorte muß mit zu den edlern Obstarten von den Römern gerechnet worden seyn, denn ihrer wird in andern Schriftstellern immer mit vielem Lobe Erwähnung gethan. Sie hatte ihren Namen von einem Manne, Namens Skandus oder Skantius, welcher sie zuerst erzeugte.

*) M. s. Plinius N. G. B. 15. S. 10. His proxima amplitudine mala, quae vocamus cotonea, et graeci cydonia, ex Creta insula advecta.

IV. Die Quirinianischen Aepfel. Ebenfalls eine edle Sorte. Sie befand sich ursprünglich im Lande der Sabiner, um die Stadt Kures, zu Hause; woher sie auch den Namen erhalten hat. *)

V. Die Mostäpfel. Diese taugten am besten zum Eintmachen. Ihrer gab es, den Aeusserungen des Kato zu Folge, wahrscheinlich mehrere Arten.

VI. Die Punischen Aepfel. Diese kannten schon die Griechen. Sie waren unter allen fremden Aepfelsorten in Italien, eine der ältesten und von Karthago erst nach Sizilien, und sodann weiter auf das feste Land gebracht worden. Wahrscheinlich hatten sie die Karthaginer selbst nach Sizilien während der Zeit verpflanzt, da sie diese Insel besaßen, und zur Fruchtbarkeit derselben so vieles mit beytrugen.

VII. Die Speierlingsäpfel. Diese nennt Kato: Sorba. Er scheint nur eine einzige Sorte derselben zu kennen, und rechnet sie mit zu den Aepfeln, welche eingemacht wurden.

Die Feigen, lat. Ficus.

Ob der lateinische Name dieser Frucht von dem griechischen Sykos unter der Verwechselung des Buchstaben S mit dem F entstanden sey, und ob sich eben durch diese Namensähnlichkeit der Uebergang dieser Obstfruchtart aus Griechenland nach Italien erweisen lassen könne? dieses läßt sich wohl so leicht nicht entscheiden. Besonders, wenn man bedenkt, daß die Länder, aus welchen die Griechen sie erhalten hatten, dem Römer fast eben so nahe lagen, als den Griechen, und daß Kato selbst der Afrikanischen gedenkt. Freilich sagt Plinius aber auch mit ausdrücklichen Worten:

*) Plinius N. G. B. XV. S. 15. und Makrobins Saturn. nennen sie Quirianische Aepfel.

dafs sie von Chalzis und von Chios nach Italien gebracht worden wären. *) Zu Katos Zeit kannte man sechs verschiedene Sorten derselben.

I. Die Mariszischen Feigen. Woher diese ihren Namen erhalten haben: ob von einer Stadt, einer Gegend, oder irgend einer Eigenschaft? Dieses läfst sich nicht mehr ausmachen. Für den rohen Genufs sollen sie durchaus nicht gewesen seyn; sondern man konnte sie nur getrocknet, und von der Sonne wohl durchkocht, genießen. Der Epigrammatist Martial nennt sie deshalb unschmackhafte Feigen. Kato giebt von ihnen nur noch das an, dafs man sie in freien Gegenden und in kreiteartigem Boden pflanzen müsse,

II. Die Afrikanischen Feigen. Diese kommen bey spätern Schriftstellern unter genauern Bestimmungen vor. Martial nennt sie lybische Feigen. **) Sonderbar ist es, dafs Plinius von ihnen sagt: sie wären erst vor kurzem nach Afrika gekommen, und hätten von diesem Lande erst diesen ihren Namen erhalten, ***) da doch Kato ihrer schon unter eben diesem Namen so lange

*) M. s. Plinius N. G. B. 15. §. 19. Ad nos ex aliis transierunt genibus, Chalcide, Chio: quarum genera plura.

**) M. s. Martial B. VII. Epigr. 52.

***) Plinius sagt nemlich N. G. B. XV. §. 19. Nam de Africanis, quas multi præferunt cunctis, magna quaestio est: cum id genus in Africam nuperrime transierit, patriae nomen obtineat. Um Plinius von der Anschuldigung eines von ihm begangenen Irrthums zu befreien, sollte es da wohl nicht gerathen seyn, statt in Africam ex Africa zu lesen; besonders, da der Beysatz: patriae nomen obtineat, diese Koniektur wahrscheinlich macht? Diese Feigen hießen ja immer die Afrikanischen. Plinius will also sagen: auch nachdem sie in Italien angepflanzt wurden, behielten sie den Namen ihres Mutterlandes bey.

Zeit vor Plinius schon gedenkt. Wahrscheinlich hat hier Plinius einen Irrthum begangen. Von diesen Feigen erzählt aber eben dieser Schriftsteller, eine merkwürdige, den grossen Kato betreffende Anekdote. Er sagt nemlich:

„Die vom Kato schon angeführten Afrikanischen Feigen erinnern mich an Afrika; da dieser Mann sich einst dieser Obstfrucht als eines sehr auffallenden Beweises bediente. Voll des tödtlichsten Hasses gegen Karthago, und um die Sicherheit der Nachkommenschaft ängstlich besorgt, da er immer im Senate in die Worte ausbrach: man müsse Karthago vernichten! brachte er einstmals auf das Rathhaus eine vollkommen frische Feige aus diesem Lande. Er zeigte sie den Rathsherrn, und sprach zu ihnen: „ich frage euch: wenn glaubt ihr wohl, daß diese Feige von dem Baume gebrochen worden sey?“ Da sie nun von allen einstimmig für frisch erklärt wurde; so sagte er: „wisset, daß diese Frucht vor drei Tagen in Karthago gebrochen worden ist: so nahe bey unserer Stadt haben wir also den Feind.“ *) „Hierauf wurde sogleich der dritte Punische Krieg beschlossen und unternommen, in dem Karthago zerstört wurde; obgleich Kato im nächsten Jahre darauf starb.

„Was sollen wir hier nun mehr bewundern? — fährt Plinius fort. — Die grosse Sorgfalt des Man-

*) M. 4. Plinius N. G. B. XV. 8. 20. Ostendensque patribus (sc. seum) interrogo vos, inquit, quando hoc pomum demptum puteis ex arbore? Cum inter omnes recentem esse constaret: „Atqui tertium, inquit, ante diem scitote decerptum Carthaginis: tam prope a muris habemus hostem! M. s. zur weitem Bestätigung dieser merkwürdigen Anekdote Plutarch im Leben des Kato. Hier wird erzählt, daß sie nach Endigung seines Berichtes von seiner Gesandtschaft nach Karthago vorgefallen sey.

was jedes Mittel zur Erreichung seiner Absichten zu benutzen? oder den ohngefährten Zufall? oder die Schnelligkeit des Transports dieser Obstfrucht? oder die Leidenschaftlichkeit des Mannes? — Es geht mir über alles, und ich halte wirklich nichts für wunderbarer, als daß jene so große Stadt, die hundert und zwanzig Jahre lang über die Herrschaft der Erde mit der Unrigen in einem Weltkampfe begriffen war, durch den Beweis, der mit einer Obstfrucht geführt ward, vernichtet wurde! — Was also weder die Schlacht bey Trebia, noch am Thrasymentischen See, noch die Niederlage der Römischen Ritter bey Kannä vermochten: was weder das Lager der Punier an dem dritten Meilensteine vor Rom, was selbst Hannibal nicht (gegen Rom) zu bewirken im Stande war; dieses that Kato (gegen Karthago), der durch Hülfe einer Obstfrucht die Armee der Römer vor Karthago führte! 4

In der That, diese Begebenheit hat wirklich sehr viel Auffallendes; und Plinius erstaunt nicht mit Unrecht darüber! — Wenn man bedenkt; wie mächtig das große Karthago zu der damaligen Zeit war; wie viele Flotten es auf den Meeren und wie viele Armeen es in den entferntesten Ländern hatte, so daß es nur mit einer einzigen Macht in allen Zeiten, mit dem einzigen England nur, verglichen werden kann; so kann nichts auffallender als die Nachricht seyn; daß dieser ungeheure Staatskoloss, der Riese unter den Seefahrenden Nationen der Vorwelt, durch eine kleine in seinem Schoosse selbst gezogene und über das von ihm beherrschte Meer gesandte Frucht einen plötzlichen Untergang von seinen hartnäckigsten Feinden fand, die es so oft und so schrecklich zittern gemacht hatte. Seine Erde und sein Meer selbst schienen sich gegen dasselbe verschworen zu haben! — Wenn diese Frucht durch den augenscheinlichsten Beweis von der Nähe des Feindes

des Römischen Namens die Römer nicht in Bewegung setzte, so hätte Karo bis zu seinem Ende immer im Senate rufen können: „Ich aber rufe zu Karthago's Vernichtung!“ und Karthago wäre nicht zerstört, sondern vielleicht immer mächtiger geworden. Vielleicht hätte es Rom am Ende doch überwältigt? — Und — welchen Gang würde denn nicht die Kultur Europa's genommen haben? Dann hätte wahrscheinlich weder der Rhein noch Gallien einen Julius Cäsar gesehen; und statt Römischer Sitten hätte Germanien Karthaginensische Gebräuche erhalten! Wie markwürdig wird also nicht für die allgemeine Staatengeschichte eine einzige kleine Feige, und wie sehr bewährt sich durch diesen Vorfall nicht der Satz: daß das entscheidende Schicksal eines großen Staates, ~~offers~~ an einem solchen Faden hänge!

Ueberhaupt scheint die Feige unter allen Obstfrüchten besonders dazu ausersehen worden zu seyn, um in der Geschichte der Menschheit eine vorzügliche Rolle zu spielen! Sowohl nach des Livius *) als nach des Plinius **) Berichten, war sie mit eine der vorzüglichsten Veranlassungen, daß die Gallier ihre ersten Einfälle in Italien wagten. Ein gewisser Schweizer, Namens Heliko, der sich mehrere Jahre in Rom aufgehalten hatte, reisete wieder zurück, und hatte getrocknete Feigen nebst Rosinen, und übrigens noch Oel und Wein bey sich. Durch diese trefflichen Produkte ward die Begierde der Gallier nach jenem Lande so

*) M. a. Livius G. B. V.

**) M. a. Plinius N. G. B. XII. S. 2. *Proculat Alpibus coarctas, et tum inextinguibili munimento gallias, hanc primum habuisse causam superfundendi se Italiae, quod Helico ex Helvetius civis earum, fabrilem ob artem Romae commoratus, licum siccam et uvam, oleique et vini praemissa remans secum tulisset. Quapropter haec vel bello quassisse vena sit.*

sehr erregt, daß sie von Zeit zu Zeit Zinfälle in dasselbe thaten, und es endlich einmal gar überschwemmten.

III. Die Herkulanischen Feigen. Wahrscheinlich bezeichnete Kato mit diesen die griechischen Feigenarten; da man in Griechenland den Herkules für den ersten Verbreiter derselben hielt.

IV. Die Saguntinischen Feigen. Diese wuchsen um die Stadt Sagunt in Italien, und erhielten von dieser ihren Namen.

V. Die Winterfeigen. Diese reiften erstlich im Winter. In den spätern Zeiten nannte man sie auch die Schwalbenfeigen.

VI. Die schwarzen Telamischen Feigen. *) Von diesen sagt Kato, daß sie mit einem langen Stiel versehen wären. Woher sie ihren Namen bekommen, läßt sich nicht bestimmen. Vielleicht von telum; ein Pfeil; wegen der Ähnlichkeit ihres Stiels mit dieser Waffe?

Die Pflaumen, lat. Prun.

Von dieser Obstfrucht scheint man zu Kato's Zeiten nur eine einzige Sorte gekannt zu haben. Sie ist von diesem Schriftsteller auch nicht weitläufig angegeben worden. Nur ein einzigesmal erwähnt er derselben ganz flüchtig. **) Es muß also nach seiner Zeit erst diese Obstfrucht von den Römern vorzüglich angebaut worden seyn.

*) M. s. Kato K. 8. Einige Aufgaben setzen zwischen Telam und atras ein Komma, so, daß dann von dem Kato zwey verschiedene Arten angegeben würden; allein dem Macrobius in seinen Saturnal. zu Folge muß atras mit Telam verbunden gelesen werden.

**) M. s. Kato K. 135.

Die Nüsse, lat. Nuces.

Zu Kato's Zeiten kannte man vier Sorten von dieser Schalenfrucht.

I. Die kahlen Nüsse. Kato nennt diese *nucēs calvas*, die spätern Zeiten nannten sie *galbas*. Wahrscheinlich waren diese die jetzt sogenannten grossen wälschen Nüsse, die ihrer äussern grünen glatten oder kahlen Schaale wegen *calvae*, die kahlen, genannt wurden, und nur in den spätern Zeiten erst den Namen: *nucēs inglandes*, erhielten.

II. Die Haselnüsse. Kato nannte sie *nucēs avellanas*. Diesen ihren Namen Avellaner Nüsse hatten sie von Avellanium, einer kleinen Landstadt in Kampanien, wo sie vorzüglich erwachsen, bekommen. Sollte nicht der teutsche Namen dieser Nussart aus dem Römischen hergeleitet werden dürfen? *)

III. Die Pränestinischen Nüsse. Eine neue vorzüglich in Italien erst erzeugte Nussart, die um Präneſte erwuchs. Ob wir diese jetzt noch besitzen, läſst sich nicht bestimmen. **)

IV. Die Griechischen Nüsse. Diese waren wahrscheinlich die Kastanien, welche vielleicht erst zu Kato's Zeiten aus Griechenland gekommen waren.

Der Wein, lat. Vinum.

Auch dieses edle Gewächſs findet sich zu Kato's Zeiten schon in Italien, und wurde häufig angebaut. Ja es scheint, als ob die Römer, von den frühsten Zeiten an, eine besondere Vorliebe für dasselbe gehegt, und es sogar eher noch als den Obstbaum angepflanzt hätten. Zum wenigsten wird desselben eher Erwähnung gethan, als des Letztern. Unter den Königen fanden

*) M. s. Kato K. 133.

**) M. s. Ebendas.

nemlich noch keine Spur von dem mit Fleiß ange-
 ten Obstbaum. Allein schon Numa Pompilius, der
 erste unter den Königen Roms, spricht von dem Wein:
 in den von ihm gegebenen Postumischen Ge-
 setze findet sich das Verbot: sich bey den Todenopfern
 mit des Weins zu bedienen. Welches, dem Plinius zu-
 gerechnet, *) aus dem Grunde geschehen seyn soll, weil
 damals noch nicht Wein genug gab. Wahrschein-
 lich hatte aber dieses Gesetz noch einen andern Grund,
 zwar den: daß man den Landmann zum Anbau
 zum Beschneiden des Weinstockes durch dieses
 Verbot, zwingen wollte; da es nicht überhaupt jeden
 in; sondern auch den Wein von unbeschnittenen
 Weinstöcken betraf. Denn so ward auch in den zwölf
 Tafelgesetzen verboten, von Murentinischen Wein zu
 ern. **)

Die verschiedenen Weinsorten der damaligen Zeit,
 denen aber Plinius schon sagt, daß die Namen meh-
 von ihnen zu seiner Zeit nicht mehr vorhanden ge-
 en; waren folgende:

Der größere Amminarische Wein. *)** Die-
 ser war einer der edelsten Sorten der Italienischen
 Weine, und wird deshalb von Kato zuerst ge-
 nannt; so wie sie von Plinius ebenfalls den Vor-
 zug vor allen übrigen erhält. Sie war auch eine
 der ältesten, und hatte ihren Namen von der Ge-
 gend erhalten; in welcher sie gezogen wurde.
Hesychius, Makrobius und Plinius. (**)**

M. s. Plinius N. C. B. XIV. 3. 14. Das von ihm angeführte
 Postumische Gesetz heist: *Vitis rogum ne respargito.*

Dieses Gesetz heist: *Mortui portio mortuo ne indito.*
 M. s. Kato R. 7.

M. s. Hesychius p. 44. *Αμμιναιος, δι' ἐνός τ', ἀνός. ἢ γὰρ
 πενκτετα Αμμιναιος λεγεται.* und Makrobius Sat. B. II. K. 16.
*Uva Amminaea, scilicet à Regione: nam Amminaei fuerunt,
 ubi nunc Salentum est.*

bestimmen diese ältere Gegend, aus deren vereinigten Resultaten es sich ergibt, daß das ältere Amminäische Gebiet das spätere Salentinische, an Peuketien gränzend, gewesen seyn müsse. Aus ihnen machte man Rosinen, welche besonders dadurch gut wurden, daß man sie in den Rauch der Schmiedeeisen brachte. Man sehe Kato und Plinius. *)

II. Der kleinere Amminäische Wein. Diese Sorte wurde weniger geschätzt als die vorige, ob sie gleich, wie schon der Name sagt, in derselben Gegend erwuchs. Man machte sie in Wein, Most und Weintrebern ein, und hob die mit ihnen angefüllten Töpfe in Weinkernen auf, damit sie sich erhalten möchten.

III. Der Amminäische Wein von der Mittelgröße. Ebenfalls von besonderer Güte, und so wie der nächst vorhergehende behandelt. **)

IV. Der Murgentinische Wein. Von diesem weiß man aus dieser Zeit zu wenig, als daß man etwas sagen könnte. Wahrscheinlich hatte er seinen Namen auch von einer Gegend.

V. Der Apizische Wein. Eine edle Sorte, deren Stammort aber nicht aufgefunden werden kann.

VI. Der Lukánische Wein. Dieser wuchs in Lukkanien. Auch spätere Römische Schriftsteller rühmen ihn noch sehr. Ein besonderes Lob erhielt aber in diesem Lande der Wein, welcher der Thurische genannt wurde. Er, mit den zwei zunächst vorher angeführten Weinsorten, ver-

*) Kato K. 7. Plinius B. XIV. S. 5.

**) Dieser Wein gehörte übrigens, so wie die nächst vorhergehende kleinere Sorte, mit zu den Weinsorten, die man *miscellas* nannte.

längte einen dichten, schweren, mit Nebeln angefüllten Boden.

VII. Der doppelte Wohledel. Kato nennt ihn „geminum eugeneum.“ Ein Griechischer Wein, der von Griechenland nach Italien gebracht wurde, und wahrscheinlich auch unser heutiger Wohledel ist. Er liebte eine offne, freie Gegend, die sehr viele Sonne hatte, und in der vieler Thau fiel.

VIII. Der gelbröthliche Wein. Kato nennt ihn „Helvolum.“ Auch dieser Wein kam aus Griechenland. Er spielte, wenn er älter in der Beere ward, in ein dunkles Purpurroth. Die Griechen nannten ihn „Kapnion,“ *) und den aus ihm gepressten Wein „Kitron.“

Die Oliven, lat. *Olivae*.

Diese Frucht machte bey den Griechen sowohl als bey den Römern einen der vorzüglichsten Bestandtheile ihrer häuslichen Kost aus. Man hatte mehrere Sorten von ihnen, unter denen einige so gut waren, daß man sie roh, als eine vortreffliche Kost, genießen konnte. Nach einem vom Plinius angeführten Römischen Schriftsteller, „Fenestella“ befand sie sich unter dem König Tarquin, mit dem Zunamen Priscus, also im hundert drei und siebenzigsten Jahre nach Roms Erbauung, noch nicht in Italien, so wie auch nicht in Spanien, noch in Afrika. **) Aus welcher Bemerkung es sich also ergibt, daß Herkules, welcher sie nach Griechenland brachte, sie nicht aus Italien, son-

*) „Der Rauchwein.“ Theophrast hat ihn angeführt.

**) M. s. Plinius N. G. B. 15. S. 1. Fenestella vero omnino non fuisse in Italia, Hispania, atque Africa Tarquinio Prisco regnante, ab annis populi Romani CLXXIII. quae nunc pervenit trans Alpes quoque, et in Gallias Hispaniasque medias.

dern aus der Gegend um das Kaspische Meer herum, aus jenem grossen Landstriche, in dem Noah sie vorfand, geholt haben muss. Zu des Plinius Zeit war sie aber schon über die Alpen, nach Gallien, und bis in das innere Spanien gekommen.

Wie sehr der Anbau dieser Baumfrucht von Jahrhundert zu Jahrhundert in Italien wuchs, dieses ergibt sich daraus, dass im fünfhundert und fünften Jahre nach Roms Erbauung, unter den Konsuls Appianus Klaudius und Luzius Junius zwei Pfund Oel für zehn Asse verkauft wurden, *) im Jahre sechshundert und achtzig hingegen ein gewisser Markus Seius, **) welcher Aedil war, den Römern ein ganzes Jahr hindurch zehn Pfund Oel für ein As gab. Ja — zwei und zwanzig Jahre darauf, unter dem Konsulat des Pompeius, war der Ueberfluss an Olivenfrüchten in Italien so gross, dass man fast nichts als Oel aus ihnen presste, und dieses in grossen Lasten in die von den Römern besiegten Provinzen versendete. ***)

Durch die besondere Pflege, die man auf den Anbau der Olive verwendete, hatte man es so weit gebracht, dass man von einem Olivenbaume sehr frühzeitig Früchte haben konnte. Wie auffallend wird dieses nun nicht, wenn man aus einem von Plinius angeführten, jetzt aber verloren gegangenen Werke des Hesiodus ****) erfährt, dass zu seiner, als des Letztern, Zeit, es gar nicht denkbar war, dass derjenige, welcher ein Olivenbäumchen pflanzte, es hätte erleben können, dass derselbe als Baum, Früchte trug. Diese Nachricht liefert also einen bestimmten historischen Beweis für die allmähliche Verbesserung des

*) Eb. das.

**) Man sehe über diesen ausser Plinius am angeführten Orte, noch den Cicero B. 2. der Pflichten Num. 58.

***) M. s. Plinius ebenfalle am angeführten Orte.

****) Eb. das.

Fruchtbaums mit der Zeit bey sorgfältig angewandter Pflege und Wartung.

Dieselbe Wartung und Pflege, welche die Olive bey den Griechen erfuhr, erhielt sie auch bey den Römern, so daß sie bey diesen sowohl als bey jenen zu einem allgemeinen Symbol der Fruchtbarkeit und des Friedens erhoben wurde. Von ihr hatte man bey den erstern einen besondern Mythos; *) mit ihr schmückten sich die Beförderer der Künste und die Helden im Frieden, und wenn sie aus siegreichen Schlachten zurückkehrten. Die Griechen zierten mit einer Krone von ihr die Sieger in den Olympischen Spielen. Und eine Nachahmung desselben scheint die Bekränzung mit Zweigen von ihr bey den Römern gewesen zu seyn, welche die auserlesensten Römischen Ritter, nach Vollendung des in den Monat Quintilis fallenden grossen Opfers, erhielten. **)

Zu Kato's Zeit besaß man schon folgende Arten derselben:

- I. Die zum Einmachen dienliche Olive. Kato nennt sie: „*Olea conditiva*.“
- II. Die Salentinische Olive. Diese hatte ihren Namen von der Gegend, in welcher sie vorzüglich gebaut wurde.
- III. Die Lizinianische Olive. Diese fand man in dem Venaframischen Gebiete. Ihren Namen hatte sie von Licinius Crassus erhalten.
- IV. Die grössere längliche Olive. Kato nennt sie: *Radius maior*. Wahrscheinlich muß sich diese durch ihre besonders längliche Figur so sehr ausgezeichnet haben, daß sie diesen Namen bekam. Wenn es aber eine grössere gab, so mußte auch

*) Den Wettstreit der Minerva mit dem Neptun.

**) M. s. Dionysius von Halikarnass. B. 6. Antiq. Rom. p. 351.

eine kleinere vorhanden seyn: allein diese findet man in dieser Zeit noch nicht angeführt.

V. Die Orchitische Olive. Diese war Griechischen Ursprungs, und hatte ihren Namen von der Aehnlichkeit bekommen, die sie mit einer Hode hatte: denn griechisch heist Orchis eine Hode. Man hatte ja auch Hoden-Feigen!

VI. Die Pasische Olive. Spätere Zeiten nennen sie die Pausische. So ändern sich nach und nach die Namen! —

VII. Die Sergianische Olive. Diese hatte ihren Namen von einem gewissen Sergius erhalten. Im Lande der Sabiner fand man sie.

VIII. Die Kolminianische Olive. Zu des Plinius Zeit hieß sie die Kominianische.

IX. Die weißliche Olive. Kato nennt sie: *Olivam albicerem*.

II. Wartung und Pflege der Obstbäume in der damaligen Zeit.

I. Anlegung von Pflanzschulen. *)

Zu den Pflanzschulen erwählte man den besten Boden, welcher jeder Obstfruchtart am schicklichsten zukam. Man grub die Erde in ihm mit einem Grabscheit tief auf, las die Steine in ihm aus, und umzäunte den ganzen Platz. Dieses mußte im Frühjahr geschehen. Nun zog man in diesem Boden, lange, hohle, bauchige, mit feinem Mist angefüllte Furchen, in welche man die Kerne streute; und darüber siebte man feine, klare Erde, eines Querfingers hoch, die man hernach mit Brettern oder mit den Füßen zusammendrückte. War dieses geschehen, so schlug man Gabeln rund herum ein, in welche man lange Stangen, als Träger, befe-

*) Diese hießen *seminaria pomaria* zum Unterschied von andern *seminariis*, in welchen andere Bäume angezogen wurden.

stigte, und darüber legte man Reisbündel oder Flechten von Feigenholz, damit Kälte und Hitze nicht eindringen konnte. Die Gabeln mußten aber so hoch seyn, daß ein Mensch darunter hin gehen konnte. Wenn Unkraut in der Pflanzschule wuchs, so jätete man es oft aus, damit es nicht zu groß ward, und mit seinen Wurzeln die zarten Wurzeln der jungen Reiser umschlang. Die jungen Reiser in den Pflanzschulen durften nicht weiter als einen halben Fuß weit von einander stehen.

II. Fortpflanzungsmethoden.

a) Die Fortpflanzungsmethode durch den Ausschößling. *)

Man nahm nemlich die aus den Wurzeln des Baums hervorgegangenen Reiser, bog sie um, in die Erde, ließ sie daselbst eine Zeit lang, ohngefähr zwei Jahre hindurch, Wurzeln treiben, grub sie dann aus, und versetzte sie. Besonders war die Anwendung dieser Methode bey der Feige, der Olive, dem Punischen und Quittenapfel, nebst allen andern Aepfeln, der Lorbeer, der Myrthe, den Pränestinischen Nüssen, und der Platane gewöhnlich. Alle diese Bäume konnten nur auf diese Weise am besten fortgepflanzt werden. Diese Methode war also die Methode der Absenker durch den Nebestamm.

b) Die Fortpflanzungsmethode durch den Absenker an dem Ast. **) Man nahm hierzu nur diejenigen Bäume, bey deren Vermehrung man recht vorsichtig verfahren wollte: denn sie war etwas mühsam. Die Verfahrungsart dabey war folgende. Man nahm einen Ast, der an dem Baume der Erde am nächsten stand, also einen

*) Propagatio ab arboris radicibus.

**) Propagatio ab arboris ramo.

von den untersten Aesten. Diesen zog man nach und nach dem Boden zu, grub ihn in denselben ein, nachdem man ihm vorher ein gutes Lager von Baumerde und Mist bereitet hatte. Hatte er nun hier Wurzeln getrieben, so schnitt man ihn von dem Baum ab, und verpflanzte ihn wohin man wollte. Obstbäume und Weinstöcke wurden auf diese Weise fortgepflanzt.

c) Die Fortpflanzungsmethode durch den Astpflock. *) Diese war nur bey den Oliven gebräuchlich.

d) Die Fortpflanzungsmethode durch das Pfropfen. **) Diese wurde in dieser Zeit vorzüglich bey den Aepfel- und Birnbäumen, so wie auch bey dem Weinstock angewendet; seltener bey Oliven und Feigen. Man verfuhr hierbey also. Man schnitt den Stamm, in den gepfropft werden sollte, queer durch, und bog ihn etwas, damit der Saft ablaufen konnte. Bey dem Schnitt nahm man sich sehr in Acht, daß man die Rinde nicht zerrifs. Darauf befestigte man ein Band von gespaltenen Griechischen Weidengerten um diese Stelle, und trieb dann einen dünnen zugespitzten Pflock zwischen Rinde und Stamm, ohngefähr in der Breite der zwei vordern Finger, tief ein. War dieses geschehen, so nahm man nur das Pfropfreis, schnitt es eben so zu, als wie das vorher eingetriebene dünne, nahm das dünne heraus, und trieb dieses nun in dessen Stelle, und dieses zwar so, daß Rinde gegen Rinde zugewendet wurde. Eben so verfuhr man mit dem zweiten, dritten und vierten Reis. In einen und denselben Stamm pfropfte man mehrere Arten. Die Griechische Weide zog man nun

*) Propagatio per taleam. M. s. Kato K. 45.

**) Propagatio per insertionem. M. s. Kato K. 40.

noch einmal recht fest an, und bedeckte den Pfropfort mit einer aus Lehm, Thon, Kreide, etwas Sand, und Ochsenmist zusammengekneteten Masse, ohngefähr drei Finger dick. Ueber dieses alles band man eine Ochsenzunge, damit der Regen nicht schaden und die Rinde angreifen konnte. Zuletzt band man um den ganzen Baum Stroh, damit die Kälte nicht zu schaden vermochte.

Die neuen Erfindungen, die während des Zeitraums von Theophrast bis auf Kato in dieser Veredlungsmethode gemacht worden sind, bestehen also erstlich darinnen; daß man die gepfropfte Stelle mit einer Ochsenzunge bedeckte; und zweitens; daß man die Bäume oder auch den Ast, in den man veredelt hatte, mit Stroh einband. In diesem Zeitraum ist daher der Ursprung dieser zwei Entdeckungen zu suchen.

e) Die Fortpflanzungsmethode durch das Inokuliren, *) Hier verfahren die Römer eben so, als wie die Griechen. Feigen- und Oelbäume erfuhr sie am häufigsten. Man schnitt ein Auge mit einem Stück Rinde aus dem einen Baume aus, und setzte es in einen andern ein, in dessen Rinde man ein Loch von eben derselben Größe geschnitten hatte, als das ausgeschnittene Baststück enthielt. Gewöhnlich mußte das Rindenstück drei Finger lang und drei Finger breit seyn. Die inokulirte Stelle wurde auf dieselbe Weise, wie beim Pfropfen, umwunden.

f) Die Fortpflanzungsmethode durch das Ablaktiren, **) Diese Methode war ebenfalls Griechischen Ursprungs. Man gieng dabey so zu Werke, daß man die Ranken nah beyeinander stehender Weinstücke da, wo sie sich berührten, bis auf

*) Propagatio per insitionem. M. s. Kato K. 42.

**) Propagatio per insitionem vitium ac contingentium. M. s. Kato K. 41.

das Mark ausschnitt, und sie mit einander in der gleichen Länge des Schnittes Mark auf Mark mit Bast verband.

g) Die Fortpflanzungsmethode durch den Bohrer. *) Eine neue Erfindung, welche die Griechen noch nicht kannten. Den Weinstock, den man veredeln wollte, durchbohrte man quer hindurch. Auf beyden Seiten steckte man in die gemachten Oeffnungen zwei Edelreiser; jedes so tief, daß sie bis in das Mark eindringen, und fest in dem Holze saßen. Sie mußten zwei Fuß lang seyn, damit sie nach der Erde zu gezogen, und an dem Wurzelstamme des Weinstockes fest gebunden werden konnten. Die Stelle, welche durchbohrt worden war, wurde mit einem guten aus Lehm und Thon zusammengekneteten Pflaster vereschmiert.

h) Die Fortpflanzungsmethode durch den Absenker in Aesche. **). Ebenfalls eine neue Erfindung, welche die Griechen noch nicht kannten. Sie wurde aber nur dann angewendet, wenn man seltene Bäume fortpflanzen wollte. Man bediente sich dieser Methode besonders bey den Bäumen, welche versendet werden sollten, und verfuhr dabey auf folgende Weise. Man nahm einen Ast, zog diesen entweder durch eine hölzerne Röhre, oder durch einen Asch, und bog denselben nach der Erde zu, in welche man ihn mit der Röhre oder mit dem Asch vergrub. Den Asch oder die Röhre füllte man aber über dieses noch mit Erde an, und verschmierte die Enden desselben gut mit Kalk. Hatte der durchgezogene Ast Wurzelfäserchen in den Gefäßen getrieben, so

*) *Propagatio per terebram.* Edd.

***) *Propagatio in aulis, apt in qualos pertusos, vel calices.*
M. s. Kato K. 52.

sehnitt man ihn unterhalb des Gefäßes nach dem Baume hin, ab, zerschlug das Gefäß, und senkte es in die Erde ein. Diese Fort- und Verpflanzungsmethode war zu Kato's Zeit bey allen Bäumen gebräuchlich.

III. Der Baumschnitt ; *) die Pflege des Bodens um den Baum herum.

Auf diese beyden höchst nothwendigen Stücke der Obstkultur wurde von den Römern in dieser Zeit schon sehr vieler Fleiß verwendet. Natürlich hatte man gefunden, daß nur durch die sorgfältige Beobachtung dieser zwei Stücke der Obstbau gedeihen könne, und daß diese beyden es vorzüglich wären, die den Obstbaum dem Zustande der Wildheit zu entziehen vermöchten.

a) Was also den Baumschnitt anbelangt, so sah man vorzüglich darauf, daß nicht zu viele Aeste an den Bäumen gelassen wurden, **) daß man den Schnitt an der rechten Stelle unternahm, und daß die Aeste und Zweige, die man ihm gelassen hatte, auseinander gezogen wurden, damit sie sich nicht zu sehr in einander drängten, und ihnen dadurch Raum genug zum freiem Durchgang der Luft und zum Fruchtragen gelassen ward.

b) In Hinsicht auf die Bearbeitung des Bodens, so war das erste, was sie hier thaten, dieses: daß sie den Boden in jeder Baumpflanzung, so viel als sie nur zu thun vermochten, locker zu machen sich bemühten. Dann hielten sie es für nöthig, die Wurzeln um jeden Baum herum sorgfältig zu umgraben. Und endlich glaubten sie, dem Boden

*) Putatio arboris.

**) M. a. Kato K. 32. Arbores hoc modo putentur, rami ut divaricentur, quos relinques, et ut recte caedantur, et ne nimium crebri relinquantur.

selbst, wenn es ihm an natürlichen Kräften fehlte, durch Dünger zu Hülfe kommen zu müssen; zu dem sie besonders Tauben - Ziegen - Schaaf - und Ochsenmist gebrauchten.

IV. Der Weinbau.

- a) Der Weinschnitt. *) Hier sah man sorgfältig auf viele Knotenansätze in den jungen Ranken; wo diese sich fanden, da wurde nichts beschnitten; es wäre denn gewesen, daß der Stock zu viele Ranken gehabt hätte. Uebrigens bedienten sie sich immer einer scharfen Hippe zu diesem Geschäfte, und unternahmen es ziemlich frühzeitig.
- b) Das Anpfählen und Aufziehen der Stöcke. Um junge Stöcke legten sie öfters Bänder an die Pfähle, damit die Stöcke nicht durchgerieben wurden. Die Bänder legten sie nicht zu enge an, und durch sie gaben sie den Ranken ihre bestimmte Richtung. Die Ranken wurden an den Pfählen hoch hinauf gezogen. Je höher — desto besser! Jeden Weinberg, der erstlich beschnitten worden war, umgrub man sogleich, oder man ackerte in den Zwischenräumen desselben. Wo keine Pfähle vorhanden waren, da zog man die Stöcke an Bäumen, vorzüglich an Ulmbäumen, in die Höhe. Jeden alten Weinstock warf man aus dem Boden, und setzte an seine Stelle wieder einen neuen jungen Fächer.
- c) Gefäße. Man bediente sich kleiner aus Weiden geflochtener Körbe bey dem Lesen der Trauben; Pressen zum Auspressen des Saftes; Fässer zum Aufbewahren des Weins; und sonst noch vieler Trinkgeschirre.

Die Kunst, den Wein zu mischen und Wein nachzumachen, welche wir bey den Griechen noch nicht

*) Deputatio vineae. M. s. Kato K. 50.

fanden, war jetzt schon ziemlich in Ausübung gebracht worden. Man bereitete Griechischen und Koischen Wein u. s. w. Koischen Wein machte man z. B. auf folgende Weise. *) Man nahm Seewasser aus der hohen See, wenn das Meer ganz ruhig war, und kein Wind wehte, damit es nicht mit süßem Wasser vermischt war, siebenzig Tage vor der Weinlese. Nachdem man es aus dem Meere geschöpft hatte, füllte man es in ein Faß, welches man nicht ganz anfüllte, so daß für fünf Kannen noch Raum genug war. Nach einem Verlauf von dreißig Tagen goss man es sehr leise und behutsam in ein anderes Faß, und ließ das, was sich gesetzt hatte, auf dem Boden stehen. Nach zwanzig Tagen wurde eben dasselbe wiederholt, und nun ließ man das Seewasser ruhig stehen bis zur Weinlese. Während dieser sorgte man aber dafür, daß alle die Trauben, die zum Koischen Wein genommen werden sollten, hängen blieben, und nur dann erst abgenommen wurden, nachdem es einmal geregnet hatte, und schneller Sonnenschein darauf erfolgte. Waren sie von dem Stocke abgelesen, so hieng man sie einige Tage in die freie Luft, wenn es kein Regenwetter war; regnete es aber, so legte man sie auf Weidenflechten unter Dach, und las die verdorbenen Beeren aus den Trauben aus. Darauf that man die Beeren derselben in ein fünfzig Kannenfaß, und goss das Meerwasser darüber her. Die Beeren drückte man mit der Hand ein, damit sie das Meerwasser recht annahmen. Das Faß selbst aber bedeckte man mit einem Deckel, in dem nur einige Luftlöcher angebracht waren. Nach einem Verlaufe von vier Tagen, nahm man die Trauben wieder aus dem Faße, kelterte sie, und brachte den aus ihnen gepressten Wein in reine trockne, und gut verpichte Fässer.

Besonders interessant, in Hinsicht auf die Physiologie der Gewächse, ist aber die Methode, nach der

*) M. s. Kato K. 112.

sie einen Wein verfertigten, durch dessen Genuß der Stuhlgang sehr befördert wurde. *) Nachdem man eine Weinlese gehalten hatte, so umgrub man die Wurzeln von einer grossen Anzahl von Weinstöcken, von deren Trauben man nemlich in dem künftigen Jahre genug Wein erhalten zu können glaubte. Die Wurzeln der Stücke selbst beschnitt und reinigte man. Nun zerstiess man Wurzeln von Nieswurz in einem Mörser, und brachte diese zerstoßenen Wurzeln um den Weinstock, nebst altem Mist, alter Asche, mit dem dritten Theile von Erde vermisch. Darüber häufte man Erde. Dieser Wein wurde aber besonders gelesen, und nie mit andern Weinen vermisch. Wenn die Verstopfung besonders stark war, so trank man allemal einen Becher voll davon, mit Wasser vermisch, vor dem Abendessen.

Indessen giebt Kato doch noch eine leichtere Methode an, sich diese Art von medizinischen Wein zu verschaffen **). Man nahm nemlich eine Hand voll von gestossener Nieswurz und warf sie in Weinstock, aus dem man sie nicht eher wieder heraus nahm, als bis der Wein ganz ausgekochen hatte.

Einen Wein gegen Lendenschmerzen bereitete man auf folgende Art ***). Man nahm ein Stück Wachholderholz, das ohngefähr einen halben Fuss in der Stärke hielt, und zerschnitt oder zerstiess es in einem Mörser in ganz kleine Stückchen. Dieses that man in eine Kanne siedend heissen alten Weins, den man, wenn er kalt geworden war, in eine Flasche füllte, und früh genoss. Eben dieser Wein sollte auch gegen Strangu-

*) M. s. Kato K. 114. Veratri radices contundite in pile, eas radices dato circum vitem. Hiermit vergleiche man, was im T. O. G. 14ten Bandes 6tes Stück p. 364 u. 65 über einen ähnlichen Fall gesagt wird.

**) M. s. Kato K. 115.

***) M. s. Kato K. 122. Vinum ad ischiacos.

helfen. — Werth wäre es dieser Vorschlag wohl, man einen Versuch nach ihm machte!

Ueberhaupt scheint man in diesem Zeitraume sehr thätig gewesen zu seyn, sich auch gute Weine verschaffen zu wollen. Man stellte Versuche an, ob dieser oder jener Weinsich halten werde: man nahm den Wein in ihre natürliche Schärfe: man machte sie süß: man theilte ihnen einen guten Geruch zu ertheilen; u. s. w. wollte man z. B. die Dauer eines Weines probiren, so fuhr man auf folgende Weise. *) Man nahm grobes Gerstenmehl, so viel als zur Hälfte eines Räuchergesesses, that dieses in einen neuen Becher, und goß darüber ein Nösel von dem Wein, den man probiren wollte, setzte ihn auf die Kohlen, und ließ ihn zwei bis dreimal aufsieden. Darauf ließ man den Wein kalt werden, und warf das Gerstenmehl aus ihm. Dann setzte man ihn unter freiem Himmel. Des Tags darauf in der Frühe kostete man ihn. Schmeckte der Wein, war man überzeugt, daß er sich halten werde; schmeckte er nicht, und hatte er einen säuerlichen Geschmack angenommen, so zweifelte man an seiner Dauer. Härtlichen Weinen benahm man folgendermaßen ihren Geschmack, und machte sie gelinde und süß. **) Man bereitete aus Wicken-Mehl, ohngefähr gegen vier Pfund, und nahm dazu vier große Krüge ein, welches alles man mit Weinmost vermischte. Daraus bereitete man längliche Kuchen. Diese Kuchen mußten einen Tag und eine Nacht alt werden; und darauf that man sie in das mit härlichem Wein gefüllte Faß, und verpichtete dieses gegen sechzig Tage. Dieser Wein sollte dadurch mild, süß und blüchend werden.

*) M. s. Kato K. 108. Wie groß ein Räuchergefaß damals gewesen sey, dies läßt sich jetzt freilich nicht mehr bestimmen.

**) M. s. Kato K. 109.

Hatte der Wein einen widrigen Geruch, so verbesserte man diesen so, wie folgt. *) Man nahm eine dicke reine Scherbe ausgebrannten Thon, und glühte diese in einem starken Feuer. Wenn sie nun recht im Glühen war, so band man sie an ein Seil und senkte sie in das mit dem übelriechenden Wein angefüllte Fafs ganz leise ein, und liefs sie gegen zwey Tage hindurch, in demselben hängen. War hierdurch dem Wein sein übler Geruch genommen worden, so war es gut: war dieses aber nicht der Fall, so fuhr man hiermit so lange fort, bis dafs der üble Geruch sich verlorien hatte.

Artig und vielleicht jetzt nicht bekannt war die Methode, der zu Folge man untersuchte; ob ein Wein Wasser enthalte, oder nicht? **) Sie war folgende. Man verfertigte ein Gefäfs aus Epheuholz, und that in dieses den verdächtigen Wein. Enthielt der Wein Wasser, so floss der Wein aus, und das Wasser blieb zurück; denn das Epheuholz hielt den Wein nicht.

Um aber dem Wein einen wirklich guten und ausgezeichneten Geruch zu verschaffen, so beobachtete man diese Verfahrensart. ***) Man nahm ein gut verpichtes Gefäfs, und füllte es mit kleinen Kohlen an, über die man gutes Räucherwerk von Palménholz, das man bey den Spezereihändlern kaufte, und von Rohr streute. Dieses setzte man in ein Fafs, und räucherte dieses damit aus, ehe man den Wein in dasselbe brachte. Nun nahm man den Most aus der Kelter und füllte ihn ein; liefs einige Tage Luftlöcher in dem Fasse, und denn verschmerte man sie. Nach einem Verlaufe von vierzig Tagen giefs man den Wein in Eimer, die man einige Tage an einem Orte, wo keine Gewächse sich befanden, in die Sonne stellte, nachdem man vorher in jeden Eimer ein Nösel Most ge-

*) M. s. Kato K. 110.

**) M. s. Kato K. 111.

***) M. s. Kato K. 115.

bracht hatte. Nach einem Verlaufe von vier Tagen füllte man den Wein in einen Schlauch, und so war er gut.

Die Weinpresse. *)

Es ist auffallend, daß die Menschen nur nach länger Zeit erst, und nachdem sie schon längst in dem Besitze der edlen Weintraube gewesen waren, auf die Erfindung einer so einfachen Maschine, als die Weinkelter ist, gekommen sind! Die erste Methode den Saft aus den Trauben zu pressen war: ihn durch Hülfe der Hände sogleich in das Gefäß, aus dem er getrunken wurde, auszudrücken. Diese Methode lernten wir bey den Aegyptiern kennen, bey denen sie zu Josephs Zeit üblich war. Die zweyte Methode des Auspressens des Saftes fanden wir bey den Bewohnern von Palästina, die eben nicht ganz für Reinlichkeit bewahret war. Denn ihr zu Folge warf man die Beeren in ein großes Kübel, und ließ diese in demselben von Männern in bloßen Füßen zertreten. Sie zeugte ganz von dem Geiste des faulen unreinlichen Juden. Wie die Weinpresse der Griechen beschaffen war, läßt sich nicht genau angeben, da wir keine umständliche Nachricht hietüber besitzen. Nur unter den Römern erst, welche auch diesen, so wie jeden andern, Gegenstand häußlicher Verrichtungen mit vorzüglicher Delikatesse behandelten, erfährt man erstlich eine genaue Nachricht über die sowohl zum Pressen der Oliven als der Weintrauben erfundene Kelter.

In dem ersten Theile des zu Neapel 1757 erschienenen prächtigen Werkes, **) welches viele in guten Kupfer-

*) Dieses Gefäß hieß *trapetum*, und das Gebäude, in dem es sich befand, *torcular*.

**) Der Titel desselben ist: *Le Pitture antiche d'Ercoleino e conforui incise con qualche Spiegazione* Tomo I. Napoli 1757. pag. 183. Ein Werk, in dem man auch sonst noch viele andere

Kupferstichen ertheilte Darstellungen aller bis zu der damaligen Zeit in der alten verschütteten und wieder aufgegrabenen Stadt *Herkulanum* aufgefundenen Gemälde, enthält, findet sich auch eine ganz alte Vorstellung einer alten Weinpresse, deren umständliche Würdigung hier an ihrem rechten Orte stehen wird.

Auf diesem Gemälde sieht man nemlich aus dem Boden heraus zwei sehr starke viereckige Säulen hervorgehen, welche durch einen eben so starken Querbalken oben mit einander verbunden sind. In dem dadurch, als wie in einer Thüröffnung, gemachten leeren Raume erblickt man drei horizontal laufende blochartige Bretter, welche durch cylinderförmige Keile, von denen allemal drei neben einander liegen, getrennt sind. Dieser Keile sind es also neun. Unter dem untersten Brett befinden sich die zu kelternden Trauben, und unter diesen steht die Mulle, aus welcher der Saft strömt, der von einem großen mit einem breiten Rande versehenen Gefäße aufgefangen wird, welches ganz das Ansehen unsrer Schüsseln hat. Hinter der Presse und vor ihr steht ein mit Flügeln versehener Kriabe mit einem tüchtigen Hammer im Zuschlagen und Eintreiben der Keile, zum Pressen der Beeren, begriffen. In einiger Entfernung von ihnen, mehr nach dem Vordergründe zu, befindet sich ein dritter, der sich eben damit beschäftigt, den Most mit einer Art von Rührlöffel fleißig in einem schüsselartigen Gefäße umzurühren, das sich auf einem chemischen Schmelzofen befindet, der mit mehreren Löchern zum Durchströmen des Windes versehen ist, und eine große Oeffnung hat, in der man glühende Kohlen wahrnimmt.

Alle Erklärer dieses so äußerst belehrenden Gemäldes stimmen darinnen mit einander überein, daß

diese Abbildungen von Gegenständen aus dem Alterthum findet, die sehr viele schwürige Stellen in den alten Klassikern auf das vollständigste erläutern.

Kulturgesch. des Obstbaues 1 Th.

U

es für sehr alt erklären, und es in die Zeiten der ten Bewohnner Italiens versetzen. Dafs diese ihre ynung aber nicht ungegründet sey, dieses beweiset Beschreibung einer altrömischen Presse, welche bey Kato findet, welche schon mit weit mehr Kunst gefertigt ist. Allein die Stelle, in der Kato von spricht, hatte so bedeutende Schwierigkeiten, s selbst ein berühmter Göttingischer Gelehrter sich einigen dreßsig Jahren veranlaßt fand, über sie em besondern ziemlich starken Kommentar zu reiben, dem wir sehr vieles Licht über diese Sache uldig sind, und der es also verdient, dafs seines Na- ns hier mit Achtung Erwähnung geschehe. *)

Die Stelle, in der Kato von dieser Presse spricht, det sich im achtzehnden Kap. seines Buches über die ndwirthschaft. Diese Presse ist schon mit einer traube versehen, und also nicht mehr die einfache, e, Herkulanische Presse. Sie kömmt überhaupt der rigen sehr nahe, wie der vorhin angeführte Gelehr- richtig bemerkte, und deßhalb würde es auch unnö- g seyn, die Beschreibung derselben aus dem Kato r aufzunehmen; besonders da sie mit einer ziemlich ständlichen Erklärung mehrerer schwierigen Aus- ücke in ihr begleitet seyn müßte.

Genug, dafs sowohl das Herkulanische Gemälde auch die Beschreibung im Kato uns die Nachricht er- ilt, dafs bey den Römern schon zweyerley Arten i Pressen, die eine mit Keilen und die andere mit trauben, vorhanden gewesen sind.

) Dieser Gelehrte war Albert Meister, und der Titel seiner Abhandlung ist: Alberti Ludov. Fried. Meister de Torculario Catonis vasis quadrinis libellus, ad locum difficillimum de re rustica Cap: 18. 19. 20. 21. 22. illustrandum. Goettingae sumtibus Bossigellii 1764. Zu denselben gehören noch drey erläuternde Kupfer.

Zustand der Obstkultur in Italien zu Varro's Zeiten, bis auf Virgil.

Schon waren hundert Jahre seit Kato's Zeit verflossen, als Varro auftrat, und seine drey Bücher über die Landwirthschaft schrieb. Während dieses Zeitraumes hatte die Obstkultur unter den Römern schon bedeutende Fortschritte gemacht, und der Vorgang eines so großen und berühmten Mannes, als Kato war, hatte mehrere andere Männer aus seinem Volke angereizt, gleichfalls über diesen Gegenstand zu schreiben. Man trifft in demselben auf einen Fesestella, einen Saserna, und Kassius Dionysius von Utika. So wie die Liebe zu den Wissenschaften überhaupt unter den Römern erwachte, und griechische Künste und Wissenschaften in ihr Land überzugehen anfiengen, so erwachte in ihnen auch die Begierde, es in diesem Zweige der Litteratur den Griechen gleich thun zu wollen.

Zu Varro's Zeit hätte man schon eine ganz artige Bibliothek von Schriftstellern über die Landwirthschaft, und folglich auch über den Obstbau sammeln können. Ausgezeichnete Männer unter den Griechen, Karthaginiensern, Kleinasiaten, Alexandrinern, und Römern hatten sich in Schriften damit befaßt. Einen Katalog dieser Schriftsteller finden wir selbst bey dem Varro, *) und dieser ist zu merkwürdig, als daß wir denselben unsern Lesern vorenthalten sollten. Er umfaßt nicht weniger als mehrere Fünfzig derselben; und diese sind folgende:

*) M. 9. Varro B. I. K. 1. Diese Schriftsteller waren alle zu Varro's Zeit noch vorhanden; denn er schreibt seiner Frau: sie könne sie allenfalls auch noch nachschlagen. Hi. sint, sagte er, quos tu habere in consilio poteris, cum quid consuleres voles.

2) Griechen:

1. Hesiodus aus Askräa,
2. Menakrates aus Ephesus, welche beyde in Versen schrieben.
3. Hieron aus Sizilien,
4. Attalus Philometor; beydes Könige.
5. Demokrit der Physiker.
6. Xenophon der Sokratiker.
7. Aristoteles aus Stagira.
8. Theophrastus aus Mytilene, auf der Insel Lesbos.
9. Archytas der Pythagoräer.
10. Amphilochochus aus Athen.
11. Anaxipolis von der Insel Thasos.
12. Apollodorus von der Insel Lemnos.
13. Aristophanes der Maleate.
14. Antigonus der Cymäer.
15. Agathokles von der Insel Chios.
16. Appollonius aus Pergamos.
17. Aristander aus Athen.
18. Bacchus aus Milet.
19. Bion der Soläer.
20. Chaerestus aus Athen.
21. Dion aus Kolophon.
22. Diodorus aus Priene.
23. Dion aus Kolophon.
24. Diophanes aus Nizäa.
25. Epigenes aus der Insel Rhodus.
26. Euagen aus der Insel Thasos.
27. Euphranios aus Athen.
28. Euphranios aus Amphipolis.
29. Hegesias der Maronite.
30. Menander aus Priene.
31. Menander der Herakleote.
32. Nizesias der Maronite.
33. Pythion aus Rhodus.

34. Androtion,
35. Aeschrion,
36. Ariatomenes,
37. Athenagoras,
38. Krates,
39. Dadis,
40. Dionysius,
41. Euphiton,
42. Eupherion,
43. Enbolus,
44. Lysimachus,
45. Mnaseas,
46. Menestratus,
47. Pleutiphanes,
48. Persis,
49. Theophilus. Von welchen 15 letztern allen es nicht bekannt ist, woher sie waren, da Varro schon ihren Geburtsort nicht mehr wufste.

b) Karthaginienser:

1. Mago aus Karthago. Dieser schrieb eine Art von Encyklopädie aller Wissenschaften, in Punischer Sprache, die aus acht und zwanzig Büchern bestand. In dieser behandelten die mehresten Bücher den Landbau. *)

c) Römer:

1. Kato.
2. Cassius Dionysius aus Utika. Dieser übersetzte die Bücher des Mago, schnitt mehreres aus ihnen weg, ohngefähr gegen acht Bücher, und schaltete, besonders in den Kapiteln über die Landwirthschaft, mehreres aus den eben genannten griechischen Schriftstellern ein. Seine Uebersetzung war

*) Dieser Mago war ein berühmter Karthaginiensischer Heerführer und Staatsmann.

gegen zwanzig Bücher stark. Er übersetzte das Magonische Werk in das Griechische, und sandte es dem Prätor Sextilius.

3. Silanus, welchem eine lateinische Uebersetzung des Magonischen Werkes vom Senate übertragen worden war.
4. Diophanes aus Bithynien. Von diesem wurde in sechs Büchern eine Art von Auszug aus dem Kassisch-Dionysischen Werke geliefert. Er machte diesen Auszug für den König Deiotarus.
5. Die beyden Saserna, Vater und Sohn.
6. Cicero drey Bücher.
7. Skrophia. Derselbe, welcher im Varro genannt wird.
8. Graezinus.

Wie traurig ist es nicht, daß von allen diesen genannten Schriftstellern uns kaum zwei bis drey, und diese zwar noch dazu sehr verstümmelt, übrig geblieben sind! Vielleicht sind uns auch unter ihnen die bessern sogar entrissen worden? Ja — wir würden sogar von ihnen nicht einmal die Namen wissen, wenn sie uns nicht von dem, welcher ihre Reihe in der damaligen Zeit beschloß, von Varro dankbar genannt worden wären. Merkwürdig für die Geschichte der Kultur des Bodens bleibt uns aber allemal dieses große Verzeichniß von ihnen, da wir aus demselben belehrt worden, daß die Obstpflege schon damals sehr hoch gestiegen seyn müsse, da sie so vieler Schriftsteller Hände in Bewegung setzte. *)

*) Uebrigens ist es aber noch nöthig, zu bemerken, daß diese hier angeführten Schriftsteller nicht über den Obstbau insbesondere schrieben, sondern daß dieser nur in ihren Werken über die Landwirthschaft überhaupt mit behandelt wird.

Biographie des Varro.

Es erweckt in der Geschichte der Obstkultur kein geringes Vergnügen, wenn man in derselben hie und da auf Männer stößt, die in der Verbreitung derselben sich rühmlichst auszeichneten, indem sie zugleich in andern Wissenschaften sich einen großen Ruhm erwarben. Dieses war bis hieher der Fall mit einem Aristoteles, einem Theophrast, unter den Griechen, und ist es jetzt mit einem Varro unter den Römern; denn ohne allen Streit war Varro der gelehrteste Römer, den Zeugnissen aller seiner Zeitgenossen zu Folge, die es je gegeben hat.

Markus Terentius Varro wurde unter dem Konsulat des K. Lizinius Geta und Q. Fabius Ebureus, in der hundert und sechs und sechszigsten Olympiade, im sechshundert sieben und dreyßigsten Jahre nach der Erbauung Roms, oder hundert und vierzehn Jahre vor Chr. Geb., zu Rom geboren. *) Nach dem Zeugniß des Cicero, in seinem Brutus K. 56, **) hatte er gleich von seiner frühen Jugend an eine wissenschaftliche Erziehung genossen, und sogar mit ihm, zu Rom sowohl als zu Athen, dieselben Lehrer gehabt; ja dem erstern von diesen, dem Römer, welcher Lucius Aelius Stilo hieß, schreibt er den mehrsten Einfluß auf die gelehrte Bildung des Varro zu, und behauptete sogar, daß dieser letztere seine weitschichtigen Kenntnisse von jenem erhalten habe. Indessen fügt er doch noch hinzu, daß Varro, durch Hülfe seines vortreflichen Kopfes, die von diesem Lehrer erhaltenen Kenntnisse noch mehr erweitert und berichtigt hätte. In Athen hörten sie beyde den Platoniker Antiochus.

*) M. s. Eusebius in Chronicis Num. 1901. und Augustinus B. IV. de civitate dei. K. 1.

**) Cicero sagt hier: Quam scientiam Varro noster acceptam ab illo (Sc. Aelio), auctamque per se, vi ingenio praestans, omniique doctrina, pluribus et illustrioribus litteris explicavit.

Durch diese gemeinschaftlichen Studien ward daher auch zwischen diesen beyden Männern ein Freundschaftsbund errichtet, der von den Jahren der Jugend bis ins hohe Alter dauerte: Man findet in der Ciceronischen Briefsammlung mehrere Briefe dieses berühmten Mannes an den Varro; und Varro dedicirte drey Bücher seines berühmten Werkes: über die lateinische Sprache, dem Cicero. *)

Unter seine Freunde und Gönner gehörte auch der große Pompeius. Man erfährt dieses vom Aulus Gellius, **) der einen besondern diese beyden Männer betreffenden Zug erzählt, aus dem man sieht, wie groß der Ruf des Varro, in Betreff seiner praktischen Kenntnisse damals schon war. Gellius erzählt nemlich: Als Pompeius mit dem Markus Krassus zum erstenmale in das Consulät gekommen sey, so wäre er eine geraume Zeit vorher immer im Kriege beschäftigt und von aller Kenntniß bürgerlicher Geschäfte fast gänzlich entfremdet gewesen. Diesen Mangel habe er gefühlt, und deshalb den Varro, seinen Vertrauten, gebeten, daß er ihm doch einen Aufsatz verfertigen möchte, der ihm für sein künftiges Amt zur Belehrung dienen könnte. Diesen Aufsatz habe Varro nachher selbst eine Isagogik genannt.

Er blieb aber nicht bloß Privatmann und Gelehrter, sondern er ward auch Staatsmann und Krieger. Er war Triumvir und Volkstribun, und liefs es in diesem bürgerlichen Amte sich sehr angelegen seyn, die alten Rechte des Römischen Volkes wieder hervorzusuchen, und sie nachdrücklich gegen ihre Unterdrücker zu vertheidigen. Gellius ***) führt seine eigne Aeusserung darüber an.

*) Ein Beweis von gegenseitiger Artigkeit sind die Quaestiones academicae, welche Cicero dem Varro dedicirte.

**) M. s. Aulus Gellius noct. attic. B. XIV. K. 7.

***) M. s. Ebd. B. XIII. K. 12. Vetus jus tenui! sagt er hier.

Als Krieger machte er sich in dem Kriege rühmlichst bekannt, den die Römer, unter der Anführung des Pompeius, gegen die Seeräuber führten, wo er die Griechische Flotte kommandirte. Ihm war es nemlich aufgetragen worden, das Aegäische und Pontische Meer besonders mit seiner Flotte zu beschaffen, und daselbst alles, was er an Kapern vorfinden würde, zu vernichten; denn jeder der damals kommandirenden Römischen Generale hatte seine besondere Meere- und Küstengegend angewiesen bekommen, um, in dem damaligen allgemeinen Kriege gegen die Seeräuber, diese letztern selbst in ihren verborgensten Schlupfwinkeln aufzusuchen, und zu verderben. *)

Varro kommt in seinem Werke über die Landwirthschaft selbst mehrmals auf sein damaliges Amt zu sprechen, **) und bekennt, daß die weiten und entfernten Reisen, die er vermöge desselben habe übernehmen müssen, ihm in Hinsicht auf die Landwirthschaft sehr viele vortheilhafte Kenntnisse eingebracht hätten. Er habe dadurch mehrere Länder, und zwar die fruchtreichsten der damaligen Zeit, kennen gelernt, und eben dadurch Gelegenheit bekommen, von verschiedenen Früchten derselben, nebst den so sehr abweichenden Behandlungsarten derselben, Nachricht zu erhalten. — Also hätten wir auch einem Seeräuberkrige vielleicht manche schätzbare pomologische Erörterung unter den Alten mitzuverdanken! Dazu kommt noch, daß er, vom Pompeius zum Proprätor erwählt, nicht bloß die Küsten jener Länder kennen lernte, in deren Meere seine Flotte segelte, sondern auch tiefer in sie eindrang, und besonders in der Provinz Cilizien, in Kleinasien, welche an allerhand Obstbäumen so reich

*) Mans. Plinius N. G. B. III. K. 11. und Florus B. III. K. 6.

**) M. s. Varro B. I. K. 3. und B. XI. gleich im Anfang; so wie auch im vierten Buche über die lateinische Sprache K. 3.

war, eine lange Zeit sich aufhielt; *) denn er schrieb hier seine sechs Bücher über die Römische Sprache, von welchen er die drey ersten seinem ihm mitgegebenen Quästor, dem Publius Septimius, die andern drey dem Cicero dedicirte. Wegen seines rühmlichen Benehmens in dieser seiner Lage sowohl, als wegen des zur Vertilgung der Seeräuber, die in Cilizien vornehmlich damals ihre Schlupfwinkel hatten, so glücklich geführten Krieges, wurde ihm auch durch den Pompeius die Flottenkrone ertheilt; welches eine seltene Auszeichnung war. **)

Pompeius scheint ihn überhaupt immer sehr begünstigt zu haben; es mußte ihm daher eine schmerzhaft empfindung verursachen, als er diesen seinen Gönner und Freund mit dem Cäsar in Krieg verwickelt und endlich diesem unterliegen sah. Zu eben der Zeit, als dieses geschah; befand er sich als Legat des Pompeius in Spanien, und wurde durch die größere Macht des Cäsars gezwungen, sich ihm mit seiner Legion zu ergeben. Um kein Bürgerblut zu vergießen, überlieferte er sich mit seinen überflüssig mit Allem versehenen tapfern Truppen. Und dadurch bewirkte er es, daß ihn Cäsar auch gut aufnahm, und ihn sogar mit in sein Gefolge einschloß ***) Er war damals sieben und sechzig Jahre alt, und mochte sich wohl, durch die damaligen bürgerlichen Stürme ermüdet, nach der Ruhe des Privatlebens sehnen; er bekam daher vom Cäsar den Auftrag, die damals vorhandenen griechischen und lateinischen Bibliotheken hervorzuziehen, und sie zu einer großen Nationalbibliothek umzuschaffen,

*) M. s. Varro Schrift über die lateinische Sprache B. IV. K. 3. In der Vorrede zu seinem zweiten Buche über die Landw. findet man gewöhnlich Siciliam statt Ciliciam; dieses muß aber aus dieser Stelle verbessert werden.

**) M. s. Plinius N. G. B. 7. K. 30.

***) M. s. Iul. Cäsar de bello civili B. I. K. 38, und B. XI. K. 19. 20.

und einzurichten. Die zu dieser Bibliothek gehörigen Bücher wurden theils aus schon vorhandenen Römischen Bibliotheken genommen, theils wurden sie aus den Büchersammlungen des Perseus, des Königs der Mazedonier, vom Paulus Aemilius, der ihn überwand, und vom Lukullus zusammengebracht, der sie mit der Beute, die er in dem Pontus gemacht hatte, nach Rom führte. *)

Jedoch diese Arbeit, so groß und mühsam sie auch seyn mochte, war von einem Mann von solcher Einsicht und Thätigkeit bald gethan. Wenige Jahre darauf befand er sich doch wieder, unter dem Prokonsulat des Markus Brutus, als Quaestor in Gallien. Ungewiss ist es aber, wie lange er daselbst geblieben sey; denn die Nachrichten, die wir über ihn in dieser Periode seines Lebens erhalten haben, sind sehr ungewiss, und können sehr leicht mit den Nachrichten verwechselt werden, die wir über Männer fast gleichen Namens mit ihm, besitzen. Unter ihnen bleibt nur dieses ausgemacht, daß er im achtzigsten Jahre seines Alters seine drey Bücher über die Landwirthschaft schrieb, von denen das erste an seine Frau gerichtet ist, und dessen Inhalt ihm eigentlich die Erwähnung seiner in

*) M. s. Suetonius im Leben des Cäsars K. 44. Hier heisst es: Bibliothecas, quas maximas posset, publicare, data M. Varroni cura comparandarum et digerendarum. M. s. ferner Isidor von Spanien Origin. B. VI. K. 5: Romae primus librorum copiam advexit Aemilius Paulus, Perseæ Macedonum rege devicto, deinde Lucullus a Pontica præda. Post hos Caesar dedit M. Varroni negotium Bibliothecas construendae. Primum autem Romae Bibliothecas publicavit. Varro war also Roms erster öffentlicher Bibliothekar; der aus den geplünderten Bibliotheken Kleinasien und Griechenlands eben so eine Bibliothek zusammen stellte, wie einst Aristoteles that aus den geplünderten Bibliotheken Asiens und Aegyptens durch Alexander d. G., und wie jetzt die Franzosen es thun.

unsrer Geschichte verschafft hat. Sein Leben beschloß er im acht und achtzigsten Jahre, sechs und zwanzig Jahre vor Christi Geburt, nachdem er vier hundert und neunzig Bücher über verschiedene Gegenstände geschrieben hatte.

So endete das Leben dieses rastlos thätigen gelehrten Mannes! Und man kann sagen, daß dieses in den Armen und während der Beschäftigungen mit den Gegenständen des Landlebens geschah! denn seine Schrift über den Land- und Obstbau gehört doch mit zu den letzten Arbeiten seines Lebens. Er sagte dieses selbst in seiner derselben vorgesetzten Zueignungsschrift an die Fundania, sein geliebtes Weib.

Hier schrieb er im Gefühle seines Alters: „Wenn mir noch genug Zeit übrig wäre, meine liebe Fundania! so würde ich mit mehrerer Musse geschrieben haben, was ich jetzt nur so gut, als es mir möglich ist darstellen kann, da ich bedenken muß, daß Eile nöthig sey, weil der Mensch allemal desto mehr Greis ist, je kindischer er wird; denn das achtzigste Jahr erinnert mich daran, bald mein Reisebündel zu schnüren, ehe ich aus dem Leben wandere. Ich will es also noch einmal versuchen, da du dir ein Landguth gekauft hast, welches du durch sorgsame Pflege, gerne fruchtreich machen möchtest, und mich darum gebeten hast, daß ich mir dieses angelegen seyn lasse; und zwar dieses nicht allein, so lange als ich noch lebe, sondern daß ich dir auch nach meinem Tode mit einem guten Rath beystehen möge, was in demselben geschehen müsse. u. s. w.“ *)

*) M. s. B. 1. K. Die Schrift selbst führte folgenden Titel: *de re rustica libri tres*. Das erste Buch beschäftigt sich mit dem Landbau und dem Obstbau insbesondere, das zweite und das dritte mit der Viehzucht. Varro trägt seine Vorschläge in diesen Büchern in der Form eines Gesprächs vor, das zwischen ihm und mehreren seiner Freunde in dem

Man hat es also nicht zu vergessen, aus welchem Grunde Varro die Abfassung dieser Schrift unternahm, und man wird also in ihr nichts weniger als wissenschaftliche Darstellungen pomologischer Gegenstände suchen wollen; besonders, da die Obstbaumzucht nur in dem erstern Buche derselben behandelt ist, und die übrigen Bücher sich über alle andere Gegenstände des Landbaues erstrecken. Sie ist ganz anspruchslos, und ohne die geringste Absicht verfaßt, durch sie eine öffentliche allgemeine Belehrung geben zu wollen. Sie ist vielmehr als ein Familienvermöge zu betrachten. Indessen ist sie uns merkwürdig genug, da wir aus ihr erfahren, wie weit der Obstbau seit Kato's Zeiten unter den Römern fortgerückt war.

I. Verzeichniß der damals vorhandenen Obstsorten.

Wenn wir auch aus dem Varronischen Werke nicht vieles besondere über die einzelnen Geschlechter der Obstbäume erfahren sollten, so ist aber doch schon dieses genug, daß wir aus ihm mehrere zuverlässige Nachrichten über die damalige allgemeine Verbreitung derselben über ganz Italien bekommen. Varro sagt es selbst, daß Italien von dem einen Ende der Apenninen bis zu dem andern, von Kalabrien bis zu den Alpen, ganz mit Obstfruchtbäumen bedeckt war. Er sagt: Ist nicht Italien so häufig mit Obstbäumen besetzt, daß es durchaus als ein Obstgarten erscheint? Bedecken wohl Phrygien, welches doch Homer das Weinreiche nennt, mehr Weinstöcke, als dieses Land? Enthält Argos, das von eben diesem Dichter das Kornreiche genannt wird, mehrere Früchte? Giebt es irgend ein Land, in dem aus einem einzigen Morgen Landes zwölf bis funfzehn große Fässer Weins gewonnen werden könnten, wie dieses doch in mehreren Ge-

Tempel der Tellus, oder der Erde in Rom gehalten worden wäre.

genden Italiens der Fall ist? *) Wir erfahren aus ihm, daß schon die südlichen Provinzen von Gallien, um das alte Massilia, das heutige Marseille, herum, daß Spanien die edelsten Obstfrüchte, die edelsten Weine enthielten. Wir erfahren aus ihm die Ankunft einiger Obstsorten in dem Italienischen Boden; welche, nebst der Bestätigung anderer Schriftsteller, hier angeführt werden sollen.

Die Birnen.

Von dieser Obstart hat Varro keine neuen Geschlechter angegeben; und doch ist es ausser allem Zweifel, daß deren nicht mehrere in dem Zeitraume, in welchem er lebte, entstanden waren; denn wie vieler derselben finden wir nicht bey Plinius dem ältern, in seiner Naturgeschichte, so wie auch bey dem Virgil, welche beyde zunächst auf ihn folgten, nicht Erwähnung gethan! Varro scheint aber hier nur den Kato vor sich gehabt zu haben, und deshalb spricht er auch nicht von mehreren Arten, als dieser. Diese sind: Die Faustbirnen, die Anizianischen, die Saant- die Tarentinischen, die Most- und die Kürbisbirnen. **) Uebrigens aber sagt er, daß sie über ganz Italien hin verbreitet wären.

Die Äpfel.

Was von den Birnen gesagt worden ist, dieses gilt auch von den Äpfeln: So wenig wie bey jenen, eben so wenig nennt er auch bey diesen neue Arten. Sie sind noch immer die alten Katonischen Sperlingsäpfel,

*) M. s. Varro B. I. K. 11. Non arboribus consita Italia est ut tota pomarium videatur. In diesem Kap. erfährt man auch die erste Nachricht von einer Landcharte Italiens, die in dem Tempel der Tellus hieng. Diese Landcharte war auf einer der Wände dieses Tempels verzeichnet. Spectantes, sagt er hier von seinen Freunden, in pariete pictam Italiam.

**) M. s. Varro B. I. K. 59. u. auch an andern Orten.

welche zum Tinnethen gebraucht wurden, die Quittenäpfel, die Skantianischen, die Quirinianischen, und die Mostäpfel, welche man jetzt Honigäpfel oder Melinela nannte. *) Auch die Punischen Aepfel werden von ihm genannt, die aber eine besondere Pflege schon zu seiner Zeit in Italien erhielten. Indessen ertheilt Varro uns doch eine merkwürdige Nachricht, welche darinnen besteht: daß es in dem Konsentinischen Gebiete einen doppelt tragenden Aepfelbaum gegeben habe. **)

Die Feigen.

Auch hier findet man immer noch die alten Namen und Arten wieder; und es sind nur einige wenige neuere, welche Varro nennt. Es sind Griechische und Asiatische Arten, welche, ohne allen Zweifel, während des Zeitraums von Kato bis zum Varro, in welchen die Eroberung Griechenlands, besonders Mazedoniens, durch Paulus Aemilius und Kleinasien durch den Lullus fällt, von Griechenland und Kleinasien nach Italien gebracht worden sind. Die nun erwähnte Feigenarten sind aus der Insel Chios, aus Chalcis auf der Halbinsel Euböa, aus der Provinz Lydien in Kleinasien, und auch aus Afrika, welche letztere also jetzt in Italien gezogen wurden, da man sie zu Kato's Zeit noch aus Afrika holen ließ. Varro giebt sogar die Methode an, deren man sich damals bediente, um die Feigen über das Meer hin zu versenden. ***) Sie war folgende. Man nahm ein dünnes langes Seil und zog dieses durch mehrere reife Feigen, wodurch sie also fest geschnürt wurden. Nun ließ man die Feigen welken.

*) M. s. Varro B. I. K. 6g.

**) M. s. Varro B. I. K. 7. Hier wird auch, was fast nach auf fallender und jetzt nicht mehr bekannt ist, eines doppeltra genden Weinstockes an der Küste Kleinasien, um Smyrna, Erwähnung gethan.

***) M. s. Varro B. I. K. 4i.

Darauf versendete man sie, brachten sie in die Baumschule, wo man sie mit Erde bedeckte, und so trieben die Kerne junge Bäume.

Die Citronen, lat. *Medica*. *)

Diese Fruchtart wird vom Varro der Medische Apfel genannt, weil er ursprünglich in Medien erwuchs, und bey der Bekanntschaft der Römer mit diesem Lande nach Italien gebracht wurde. Die Ankunft dieser Aepfel fällt ebenfalls in den Zeitraum zwischen Kato und Varro; denn Kato kennt sie noch nicht. Ursprünglich konnten sie ganz und gar nicht genossen werden, sondern sie gaben bloß ein Gegengift gegen verschluckte Gifte ab. Nur in den spätern Zeiten erst taugten sie zum Genuß. Varro giebt übrigens die Art und Weise an, wie man sie säete und pflanzte. Diese war die, daß man die Saamenkörner derselben eben so in den aufgeackerten Boden warf, wie es bey Saamen zu Futterkräutern oder zu Fruchtarten geschehen pflegte.

Die Kirschen, lat. *Cerasa*. **)

Eine ganz neue und von Kato noch nicht gekannte Obstfrucht! Varro ist unter allen Römern der erste, welcher ihrer Erwähnung thut. Sie wurde durch den Diktator Lukullus im Jahre 680 nach Rom gebracht, nachdem er den König der Provinz Pontus, den Mithridates, aus seinem Lande hinaus bis nach Armenien zum Tigranes getrieben hatte. ***) Varro war damals neun

*) In spätern Zeiten erst hießen sie Citria; und daher kommt der Name Citronen. M. s. Varro B. I. K. 49.

**) M. s. Varro B. I. K. 39.

***) M. s. Plinius N. G. B. 15. S. 30. Cerasi ante victoriam Mithridaticam L. Luculli non fuisse in Italia. Ad urbis annum 680 is primum venit e Ponto: annisque 120 trans Oceanum in Britanniam usque pervenire. M. s. ferner Athenaeus Deipnos. B. 2. K. 11.

nenn und dreyßig bis vierzig Jahre alt, und also wahrscheinlich ein Zuschauer und Zeuge des großen von dem Lukullus gehaltenen Triumphs, der sich besonders dadurch auszeichnete, daß Lukullus in demselben außer einer großen Menge kostbarer Beute, auf einem, besondern Wagen nah vor ihm her einen vollkommen grünen mit reifen schönen Früchten angefüllten Kirschbaum aufführte, und dadurch dem römischen Volke ein bis dahin noch nie gesehenes Schauspiel gab. Wir wissen nicht, ob eine solche Ehre einem andern Obstbaume zu irgend einer Zeit und unter irgend einem Volke weiter noch wiederfahren ist! *) Durch ihn suchte Lukullus seinen Triumph noch mehr zu verherrlichen, und sein Andenken tief in die Herzen der Römischen Nachwelt zu prägen; da diese sich bey dem Genusse seiner vortrefflichen Früchte natürlich immer daran erinnern mußte: daß er ihn zuerst nach Italien gebracht, und in einem Triumph über ein mächtiges Asiatisches Volk mit aufgeführt habe. So lange als er in Italien angebaut wurde; so lange, sah er klüglich voraus, würde man sich mit ihm seiner Thaten als Krieger und Erweiterer des Römischen Reiches erinnern müssen. — Auf seine muthmaßliche Absicht, bey der Aufführung desselben im Triumph, spielt daher auch Tertullian der Kirchenvater an, wenn er sagt: »Uebrigens war dem Lukullus doch der Gott Bacchus hinderlich, daß er in die Zahl der Heiligen aufgenommen wurde; da dieser den Weinstock selbst erst her-

*) Von andern Bäumen weiß man dieses wohl; m. s. Plinius N. G. B. 12. S. 9. Pompejus und Lukullus brachten zuerst die Sitte an, Bäume bey Triumphen aufzuführen. M: s. Plinius N. G. B. 12. S. 54. Hier heißt es: Clarumque dictu, a Pompejo Magno in Triumpho arbores quoque duximus. Und an eben der Stelle giebt Plinius auch noch an, daß die Generale des Vespasian den Balsambaum im Triumph über Indica mit aufgeführt hätten.

vorgebracht hatte, er aber dadurch, daß er die Kirschen aus dem Pontus nach Italien zuerst brachte, bloß der erste war, der sie auffand, und nur weiter bekannt machte. *)

Was für eine Kirschensorte die vom Lukullus aus dem Pontus gebrachte gewesen sey, dieses läßt sich jedoch nicht entscheiden. Wahrscheinlich ist es nur, daß sie eine von denen war, welche auf einem hohen Stamme zu erwachsen pflegen. Denn die sogenannte Weichselkirsche, die an einem Busche erwächst, kam nicht aus dem Pontus, sondern sie war Mazedonischen Ursprungs, und wahrscheinlich nach dem Siege des Paullus Aemilius über den Perseus, nach Italien verpflanzt worden. Vielleicht war diese sogar vor dem Lukullischen Triumphe in Italien vorhanden gewesen. Einige alte Schriftsteller geben zum wenigsten Anlaß zu dieser Vermuthung! **)

Lukullus selbst besaß viele Landgüther und große Gärten, in den glücklichsten Gegenden Italiens. Er wird also diese vorzügliche Obstfrucht bald in dieselben verpflanzt, und sie wird sich von diesen aus schnell über ganz Italien hin verbreitet haben. Einen Beweis für diese Behauptung giebt uns wenigstens die Nachricht des Varro, daß man die Kirschen zu seiner Zeit schon veredelte, welche Veredlung, nach ihm sowohl im Frühjahre als im Spätherbste vorgenommen wurde. Diese Behandlung setzt aber schon eine gute Bekanntschaft, oder zum wenigsten doch ein großes Bestreben voraus, den Baum in seiner ursprünglichen Art zu erhalten und zu vervielfältigen. ***)

*) M. s. Tertullian Apolog. K. 11. p. 72.

**) M. s. Servius ad Virg. Dieser sagt: Hoc primum (sc. cerasorum genus) ante Lucullum erat in Italia: sed durum, et cornum vocabatur: quod postea, incepto nomine corno, cerasum dictum est. Vielleicht wäre aber diese die Kornelinskirche gewesen?

***) M. s. Varro B. I. K. 39.

Die Pflaumen.

Von dieser Obstart erfahren wir in diesem Zeitraume eben so wenig als zu Kato's Zeiten. Die guten Syrischen Pflaumen waren noch nicht nach Italien gebracht worden, da man dieses Land noch nicht so genau kannte; indem die vollkommnere Besitznehmung desselben erst in die späteren Lebensjahre des Varro, oder wohl gar in die Zeit nach seinem Tode fällt; und die in Italien einheimische wilde Pflaumenarten waren auf keine Weise zu edlen Früchten zu machen.

Die Nüsse. *)

Zu dem von Kato schon genannten Nüssen kamen in diesem Zeitraume noch die Tiburtinischen, und die Benennung der wälschen Nüsse durch *nuces calvae* fiel weg. Man nannte sie jetzt zuerst *nuces juglandes*; welchen Namen sie auch bis auf unsre Zeiten in der Römischen Sprache behalten haben. Wie sie ihn erhielten, dieses läßt sich freilich weiter nicht angeben.

Die Oliven.

Ebenfalls auch bloß die alten schon vom Kato erwähnten Arten; das ausgenommen, daß die ehemaligen Posischen schon die Pausischen genannt wurden, und daß man schwarze und weisse Orchitische Oliven besaß. Uebrigens hatte die Verbreitung dieser Frucht in Italien sehr zugenommen. Sie war zu einem gänzlich unentbehrlichen Bedürfnisse in der Haushaltung geworden, da man sich ihrer theils zum rohen Genusse, sowohl eingemacht als getrocknet, theils aber auch zur schmackhaften Zurichtung anderer Speisen bediente. **)

Der Wein.

Zu den alten Arten dieser Obstfrucht, welche zu Kato's Zeit sich schon ausgezeichnet haben, waren

*) M. s. Varro B. I. K. 59. u. 67.

**) M. s. Varro B. I. K. 60. 67. 55. u. s. w.

jetzt folgende gekommen, deren Varro ausdrücklich erwähnt.

- I. Der Skantianische Wein. Wahrscheinlich hatte dieser seinen Namen von eben demselben Manne erhalten, von dem die Skantianischen Birnen sich herschreiben.
- II. Der Falerner Wein. Der vom Dichter Horatz so oft gepriesen ward — dem er eben dasselbe galt, was dem griechischen Anakreon der Wein aus Lesbos war! Seinen Namen bekam er von Falernum, einer kleinen Stadt in dem untern Italien, wo überhaupt immer die edelsten Weinarten zu finden waren.
- III. Der Arpinische Wein.
- IV. Der Brundusinische Wein.
- V. Der Mediolanensische Wein.
- VI. Der Kanusinische Wein.
- VII. Der Spanische Wein.
- VIII. Der Xeatinische Wein.

Diese Weinarten hatten alle ihren Namen von den Gegenden erhalten, in welchen sie gezogen wurden. *)

II. *Wartung und Pflege der Obstbäume in der damaligen Zeit.*

I. *Anlegung von Pflanzschulen. **)*

Im Ganzen folgte man jetzt immer noch den von Kato ertheilten Vorschriften, welche die Resultate der Erfahrungen enthielten, die bloß von Römischen oder Italiänischen Pflanzern gemacht worden waren. Indessen Varro war gelehrter als Kato, und in den Schriften auswärtiger Pomologen, besonders aber der Griechen, belesen, und daher findet man bey ihm und in

*) M. s. Varro B. I. K. 8.

**) M. s. Varro B. I. K. 30. u. 31.

seinem Zeitalter jene ältern ächt Römischen Vorschriften schon weit mehr ausgebildet, und mit griechischen Erfahrungen verwebt; ja — es läßt sich sogar in seiner Schrift öfters ganz bestimmt angeben, wo er dem Theophrast gefolgt ist,

Da man bisher öfters erfahren hatte, daß jeder Acker, der keinen äußern Schutz durch Mauer oder Zaun erhalten hatte, vielen Beschädigungen unterworfen war, und daß diese besonders die Pflanzschulen und Obstgärten am empfindlichsten trafen, so hatte man in diesem Zeitraume in Italien angefangen, mit größserer Vorsicht hierbey zu Werke zu gehen. Diese Vorsicht hatte den Menschen zu vielerley verschiedenen Erfindungen in dieser Hinsicht geleitet. Man theilte die Befriedigungen oder Umzäunungen des Bodens ein: in natürliche, ländliche, militärische, und künstliche. *)

Die erstere Art von Umzäunung bestand aus lebendigen Hecken, **) die vorzüglich durch Dornenbüsche gemacht wurden, und den Muthwillen der Vorübergehenden, mit Fackeln angesteckt zu werden, nicht zu fürchten hatten. Die zweite ***) bestand aus wildem aber dürrern Holzwerk. Diese Art von Zaun machte man entweder mit nah an einander stehenden Pfählen, unsern heutigen Palisaden, oder mit Ruthen, die in einander geflochten wurden; oder mit Brettern, welche Löcher hatten, durch welche lange Stangen, je zwei und zwei, oder drei und drei, hindurch gezogen waren; oder man machte diese Art von Zaun mit Baumstämmen, die tief in die Erde eingetrieben waren. Die dritte Umzäunung, die militärische, ****) be-

*) M. 2. Varco B. I. K. 14. Diese Umzäunungen hießen septa oder tutelae, und waren entweder naturalia, oder agrestia, oder militaria, oder fabrilja.

**) Sepes viva.

***) Lignum agreste non vivens.

****) Munimentum militare.

stand aus einem Graben und Erdwall, *) die beyde um die Pflanzung herum liefen. Der Graben war aber nur dann gut, wenn er alles Regenwasser aufnahm, und einen Ausgang hatte, durch den er dasselbe abführen konnte. Gleichfalls billigte man den Erdwall nur dann, wenn er innerhalb des Grabens angebracht, oder doch so hoch war, daß man ihn nicht leicht übersteigen konnte. Diese letztere Art von Umzäunung führte man besonders an Landstrassen hin, oder in der Nähe von Flüssen auf. An der Salzstrasse im Krystuminischen Gebiete fand man diese Erdwälle mit Gräben an mehreren Orten, damit der Fluß keinen Schaden verursachen konnte. Führt man die Erdwälle allein auf, ohne Gräben, wie dieses im Xeatnischen Gebiete zu geschehen pflegte, so nannten sie einige Mauern. Die vierte Art von Umzäunung, **) welche in der letzten Lebenszeit Varro's erst aufkam, war eine feste Mauer, welche aus viererley verschiedenen Materialien bereitet wurde. Entweder man führte sie auf aus großen starken Bruchsteinen, wie in Thuzien, oder man machte sie aus ungebrannten Backsteinen, wie in Gallien; oder man verfertigte sie aus ungebrannten Backsteinen, wie im Sabinerlande; oder man nahm endlich bloß Erde, mit vielen kleinen Steinen vermischt, dazu, die man in Formen gebracht hatte, wie man dieses im Tarentinischen oder in Spanien zu thun pflegte. Um aber übrigens die Gränzen der Ländereien und Pflanzungen ganz genau zu bestimmen, so nahm man Bäume dazu an, welche die Stelle unserer heutigen Gränzsteine vertraten; und mehrentheils waren diese Olivenbäume. ***)

*) Fossa u. Agger.

**) Fabrilis sepimentum. Von dieser sagt Varro: novissimum sepimentum.

***) M. s. Varro B. I. K. 15. Hier sagt aber Varro noch, daß, ausser den Olivenbäumen, zu diesem Zwecke noch Fichten, Cypressen, und Ulmen genommen würden.

Hatte man nun den Boden, in dem man eine Pflanzung anlegen wollte, auf diese Weise geschützt, so verfuhr man bey der Anlegung von Pflanzschulen folgender Maassen. Zuerst, man legte sie an, weder auf Hügeln, noch in Thälern, sondern, so viel als es sich thun liefs, in ebenen Gegenden. *) Die damaligen Gründe, die man dafür hatte, waren die, daß man die mittlere Bodengegend, besonders wenn sie in der Nähe von Gebürgen sich befand, dazu erwählen müsse, weil junge Bäume auf Hügeln erwachsen, ihre rauhere ursprüngliche Natur nicht verlieren, unmöglich zu wahrhaft edeln Stämmen sich ziehen lassen, und, in Thälern erzogen, zu weichlich werden würden, wodurch sie dann den Beschädigungen durch das Klima um so mehr ausgesetzt seyn müßten. Waren sie aber so vorsichtig in der Wahl der Gegend, so waren sie es auch nicht minder bey der Wahl des Bodens selbst. Hier suchte man erstlich alle grössere Steine aus demselben zu entfernen, und liefs nur die kleineren Steine darinnen, weil man glaubte, daß diese den Durchzug der Luft und der Feuchtigkeiten besser bewürken können. Die Erde selbst mußte aus verschiedenen Erdarten gemischt seyn. Sie mußte Thon, Kreide, Sand, und eigentliche Baumerde zu gleichen Theilen enthalten, und wo möglich mußte man sie aber von allem Salpeter frei zu machen suchen; weil man schon damals überzeugt war, daß dieser den jungen Wurzeln besonders schade. Dieses suchte man vorzüglich durch Mist, und zwar durch Mist von Vögeln, zu bewürken. Ueber diesen letztern Gegenstand hatte sich besonders der Römer Kassius am weitläufigsten verbreitet. **)

Die übrige Einrichtung der Pflanzschulen blieb übrigens noch immer dieselbe, wie sie bey dem Kato beschrieben und schon angeführt worden ist.

*) M. s. Varro B. I. K. 6. u. a. a. O.

**) M. s. Varro B. I. K. 38.

II. Fortpflanzungsmethoden. *)

Auch diese sind noch dieselben, wie sie Kato uns gezählt hat; indessen spricht doch Varro mit mehr Stimmtheit von ihnen, und deshalb wollen wir doch en, was er sagt: „Der erste Saame, welcher die prüngliche Zeugungs- und Fortpflanzungskraft entt, lehrte er, ist von doppelter Beschaffenheit. Der e ist der, welcher vor unserm Sinn verborgen ist, l von ihm nicht bemerkt werden kann: der andere der, welcher deutlich vor unsern Augen liegt. Er unserm Sinn verborgen, wenn er sich entweder in Luft befindet, wie Anaxagoras der Physiker be- ptet, oder wenn er, nach der Verstellung des Theo- ast, durch das Wasser der Erde zugeführt wird. r Pflanze hat sich nun aber blos mit dem Saamen beschäftigen, der ihm in das Auge fällt; ob es schon ost unter den Saamenarten, wo dieses noch möglich manche giebt, die kaum zu erkennen sind, wie ses z. B. bey den Cypressen der Fall ist. — Die ur- ünglichen Saamen gab die Natur, die übrigen Fort- nungsarten erfand die Erfahrung des Landmanns. r den ursprünglichen Saamen hat man nun darauf zu en, daß sie weder durch ihr Alter ausgesogen, noch ändern vermischt, und endlich daß sie nicht aus- rtet sind. Der alte Saame dient in gewissen Fällen dazu, daß er die Natur umändere. Bey der zwei- Saamenart, ihrem ursprünglichen Charakter nach, man darauf zu sehen, daß man sie weder zu schnell hzu langsam von daher hole, woher man sie nimmt.**) on die schicklichste Zeit dazu ist, wie Theophrast t, der Frühling, der Herbst, und der Aufgang des ndegestirns; indessen kann doch diese Vorschrift t auf alle Gattungen und auf alle Gegenden passen.

M. s. Varro B. I. K. 40.

Secunda semina, heißt es daselbst, videre oportet, ne, unde tollas, nimium cito aut tarde tollas.

In trocknen und mageren Boden, in thoniger Erde ist der Frühling vorzuziehen, weil dann hier sich nicht zu viele Feuchtigkeit befindet. In guter und fetter Erde hingegen ist der Herbst die beste Jahreszeit; weil im Frühjahr zu viele Feuchtigkeit in demselben anzutreffen ist. Für die letztere Pflanzzeit bestimmen einige gegen dreißig Tage. Die dritte Saamenart, welche als Reis von dem Baume genommen und in die Erde gebracht wird, verlangt zum wenigsten erstens die Vorsicht, daß man sich wohl in Acht nehme, sie zu der gehörigen Zeit zu pflanzen. Denn dieses muß geschehen, ehe das Reis anfängt, Knospen zu treiben, oder zu blühen. Zweitens hat man das wohl zu bedenken, daß man es unversehrt vom Baume nehme. Drittens, daß man ihm einen festen sichern Boden gebe, in dem es seine Wurzeln ausbreiten könne. Viertens, daß es in die Erde komme, ehe es dürrer werde. Endlich muß auch noch darauf gesehen werden, daß man, besonders bey den Olivenbäumen, die Reiser von den jüngsten Aesten nehme, und sie gleichförmig abschneide. Die vierte Saamenart ist die, welche von dem einen Baume in einen andern übergeht. Hier ist es nun ein Gegenstand unserer Aufmerksamkeit, zu sehen, erstlich: von welchem Baume das Reis genommen und in welchen es gebracht wird; zweitens, in welcher Zeit dieses geschieht; und drittens: wie diese Einimpfung vorgenommen wird. Denn auf Eichenbäume kann man keine Edelreiser von Birnstämmen und auch nicht auf Aepfelstämme bringen. Und so wird auch, wenn man auf einen wilden Birnstamm veredelt, und auch das Edelreis von der edelsten Sorte nimmt, die darauf erzielte Art doch nicht von der Güte werden, als wenn der veredelte Stamm von guter schon gezogenen Art ist. Man mag aber in einen Baum veredeln, in welchen man will, sofern nur Reis und Baum zu einem und demselben Geschlechte gehören; nemlich, daß beyde zusammen z. B. vom Aepfelgeschlechte sind, so hat man alle-

mal darauf zu sehen, daß das Edelreis von einer bessern Art sey, als der Stamm, in welchen es gepfropft wird.“

„Vor Kurzem,“ fährt Varro weiter fort, „hat man auch noch eine neue Methode bey nahe stehenden Bäumen entdeckt, Bäume zu veredeln. *) Man zieht nemlich von dem einen der nahstehenden Bäume, dessen Art man gerne schnell und sicher fortpflanzen möchte, zu dem zu veredelnden nicht weit von ihm entfernten Baume, einen Zweig, und da, wo dieser Zweig an einen Ast des andern Baumes stößt, da schneidet man die beyden sich berührenden Stellen mit einem Messer bis auf das Mark aus, und verbindet beyde so miteinander, daß Rinde auf Rinde paßt. Man sieht sich aber wohl vor, daß das eingepropfte Reis seine Spitze nach dem Himmel zu trage, und schneidet es das Jahr darauf von dem andern Baume ab, nachdem es vollkommen angewachsen ist.“

Wer erblickt wohl in dieser Stelle nicht den Geist der feinern Griechischen Kultur? Es sind so manche treffliche Regeln in ihr enthalten, welche gleich bey dem ersten Anblick verrathen, daß sie ihren Ursprung nicht der bloßen Erfahrung, sondern vielmehr der Bekanntschaft mit Theophrast zu verdanken haben. Dieses beweist schon der Satz; nur ähnliche Sorten auf einander zu bringen, der in dem eben genannten Griechischen Schriftsteller schon enthalten ist. Varro scheint überhaupt kein Freund von der willkührlichen Verbindung der Obstsorten durch das Veredeln gewesen zu seyn. Und deshalb findet sich auch so vieles

*) Hier finden wir diese Methode zuerst bey wirklichen Obstbäumen im Gebrauche, und eben darauf bezieht sich auch das nuper des Varro. Zu Theophrast's und des Kato Zeiten wendete man diese Methode nur noch bey Weinstöcken an. Es heißt nemlich am cit. Orte: Est altera species ex arbore in arborem inserendi nuper animadversa in arboribus propinquis.

Treffliche in dieser Stelle, das auch jetzt noch immer nicht genug zur Beherzigung empfohlen werden kann. Kato wußte von diesen feinen Bestimmungen noch nichts. Ihm war es gleich viel, auf was für einen Stamm das Edelreis gebracht wurde; wenn nur die Natur des letztern der des erstern nicht geradezu widerstand. Varro hingegen will ausdrücklich, daß man den Stamm genau kenne, in den man veredelt, *) und allemal auf sein Geschlecht Rücksicht nehme. Ja er verwirft sogar die wilden Stämme desselben Geschlechts als untauglich zur Erzielung guter Arten, und empfiehlt zur Unterlage schon wirkliche Edelstämme. In welchem Stücke er also schon mit mehrerer Vorsicht verfuhr, als dieses in unsern heutigen Baumschulen zu geschehen pflegt.

Jedoch wir wollen noch weiter hören, was Varro über diesen Gegenstand sagt! **) „Man mag nun in einer Zeit veredeln, in welcher man will, so hat man zu erwägen, daß man dasjenige, was man sonst im Frühjahr veredelte, jetzt auch im Herbst veredeln könne; wie z. B. die Feige, welche, da sie von laxer lockerer Struktur ist, sich nach der Wärme der Gegend richtet. Daher kommt es aber auch, daß in kalten Gegenden keine Feigenpflanzungen angelegt werden können.“

„Das Wasser ist jedem frisch veredelten Reize feind; denn es bewirkt in demselben, da es zart ist, bald Fäulnis. Aus diesem Grunde veredeln auch die mehesten gegen den Anfang der Hundstage, und glauben dadurch der Gefahr der Regengüsse zu entgehen; indessen binden sie doch über dem Veredlungspunkte ein Gefäß an, aus dem nach und nach Wasser heraus-

*) Videndum, dieß sind die merkwürdigen ausdrücklichen Worte des Varro selbst, qua ex arbore in quam transferatur, et quo tempore, et quemadmodum obligetur.

**) M. s. Varro B. I. K. 41.

tropft, welches bewirkt, daß das Reis bey der Hitze nicht vertrockne. Uebrigens hat man darauf zu sehen, daß man seine Rinde nicht zerreiße, und es so ausschärfe, daß das Mark nicht bloß zu liegen komme. Damit ihm kein Regen und keine Hitze schade, so bringt man Thon um die Stelle, und umwindet sie dann mit Bast.“

„Aus diesem Grunde beschneidet man den Weinstock drei Tage vorher, ehe man ihn veredelt, damit vor dem Geschehite des Veredelns die zu viele in demselben befindliche Feuchtigkeit ablaufe. Ja man thut noch mehr: unter der Stelle, wo man veredelt hat, macht man, nach der Veredlung, noch Einschnitte, um durch sie den frischen überflüssig hinzuströmenden Saft abzuführen. Bey allen den Bäumen, deren Struktur von trockner Art ist, als bey dem Punischen Apfel, und dem Feigenbaume, wird dieses erfordert.“

III. Der Weinbau.

Daß der Weinbau in Italien zu des Varro Zeiten doch noch einige Hindernisse gefunden, und hie und da noch seine Gegner gehabt habe, dieses bezeugt eine Stelle bey diesem Schriftsteller, in der er mit ausdrücklichen Worten sagt:*) „Gegen die Anlegung der Weinberge sind diejenigen, welche glauben, daß der bey ihnen zu machende Aufwand den Nutzen übersteige, welchen man aus ihnen ziehe.“ Indessen wird diese Bedenklichkeit durch den genannten Schriftsteller auf der Stelle widerlegt. Er sagt nemlich: „Es kommt sehr vieles darauf an, was für eine Art von Weinberg man erwählt; denn es giebt viele Arten von Weinbergseinrichtungen. Einige sind niedrig gezogen, und ohne alle Pfähle, wie in Spanien: andere hingegen werden in die Höhe gezogen, wie dieses mehrentheils in Italien

*) M. s. Varro B. I. K. 8. *Contra vineam sunt, qui putent, sumptu fructum devorari.*

zu geschehen pflegt. Und diese stehen dann entweder an Pfählen, oder sie liegen auf Jochen. *) An Pfählen stehen sie ganz gerade. Auf Jochen liegen sie quēr über. Von dieser letztern Gattung von Weinbergen giebt es vier verschiedene Arten. Man nimmt nemlich dazu entweder Stangen, oder Rohr, oder Seile, oder die Stöcke selbst. Ueber Stangen zieht man sie in der Gegend von Falernum; über Rohr, in der Gegend von Arpinum; über Seile, bey Brundusi; und über Weinstöcke selbst, im Mayländischen. Diese Joche führt man entweder bloß in die Länge, wie um Kannusinum; oder man führt sie ins Quadrat, wie mehrentheils in dem übrigen Italien. Wo man nun die Materialien dazu selbst zieht, da kann der Aufwand gar nicht hoch kommen; und muß man sie von der nächsten Villa holen, so kann er nicht zu viel betragen. Die erstere Art über das Joch gezogener Weinberge erfordert vorzüglich Weidenpflanzungen **), die zweite Rohrpflanzungen, die dritte Binsen oder sonst noch andere schickliche Materialien, die vierte endlich kleine Baumstämme. Von den an Pfählen gezogenen Weinbergen hat man gleichfalls viererley Anlagen. Die eine besteht aus sehr vollkommenen starken Pfählen, wozu man am besten junge Eichenstämme oder auch Wachholderbäume nimmt. ***) Die zweite besteht aus dünnern Pfählen, zu denen man ein festes dauerhaftes Holz sucht, und wo man, wenn sie an ihrer untern Seite, mit der sie in der Erde standen, faul werden, sie aushebt, und denn die umgekehrte Spitze einsenkt. ****) Die dritte Anlage macht man, aus Mangel an den beyden erstern Materialien, aus starken Rohrstäben, *****)

*) Vineae jugatae. Diese hatten entweder pedamenta oder juga.

**) Saliceta. Arundineteta. Junceta. Arbusta.

***) Diese Art hieß ridica.

****) Diese hieß pertica

*****) Diese hieß arundo.

die man dadurch in der Erde dauerhaft zu machen sucht, daß man mehrere von ihnen zusammengebunden in thönerne Röhren steckt, und so in die Erde einsenkt. Die vierte Anlage ist endlich die, wo man Weinstöcke von einem Baume zum andern durch Hülfe von einigen Trägern zieht. *) Die Höhe des Weinberges beträgt die Gröfse eines Menschen, und die Pfähle müssen so weit aus einander stehen, daß zwei Ochsen mit einander verbunden in demselben pflügen können. «

«Freilich verlangt der Weinberg den wenigsten Aufwand, der seinen Wein ohne Pfahl oder Joch uns gewährt; wie dieses in vielen Gegenden der Fall ist, wo Menschen und Füchse sich in seine Früchte theilen, oder wohl gar auch Mäuse; wodurch dann der Ertrag der Weinlese sehr verringert wird. Man müßte denn den ganzen Weinberg mit Mausefallen anfüllen wollen, wie man dieses auf der Insel Pandataria zu thun pflegt. Will man indessen doch Wartung auf solch einen Weinberg wenden, so entfernt man allemal den Ranken, von welchen es den Anschein hat, daß er Trauben tragen werde, von der Erde, und stellt zwei Fuß hohe Gabeln unter sie, durch welche der Ranke getragen wird. Hierdurch wird man sicher, daß man sich die Weinlese erhalte. Nach der Weinlese zieht man diese Gabeln aus, und hebt sie zum Gebrauche für das andere Jahr auf. So pflegt man in dem Xeatinischen zu verfahren. Immer richtet man sich aber hier nach der Beschaffenheit des Bodens. Ist dieser feucht, so erhöht man die Gabeln, ist er trocken, so ist die schon angegebne Höhe derselben genug. «

IV. Das Einsammeln und Aufbewahren der Obstfrüchte, besonders des Weins.

Wenn die Trauben in den Weinbergen zu reifen begonnen, so schickte man sich zur Weinlese an. Hier verfuhr man aber so, daß man darauf sah: mit

*) Diese hieß *rumpus*.

welcher Weinart und von welchem Orte in dem Weinberge man die Weinlese anhub; *) denn die frühzeitigen und die schwarzen Trauben wurden eher reif, als die andern, und diejenige Stelle des Weinberges, die der Sonne am meisten ausgesetzt war, hatte natürlich zuerst reife Trauben.

Bey der Weinlese verfuhr man aber nach einem doppelten Zwecke. Man las nemlich die Trauben entweder für den Tisch, oder für den rohen Genuß, oder man las sie für die Kultur. Was man für den Tisch las, das wurde ausgesucht, und war allemal das Beste. Man las es in besondere dazu eingerichtete Körbe, sodann brachte man es in Töpfe, und packte es in große ganz mit Weinkernen angefüllte Fässer, oder that es in gut verpichte Eimer, die man in Fischweiher senkte, um es aufzubewahren; oder man brachte es in die Vorrathskammer. Dasjenige hingegen, was für die Kelter bestimmt war, das brachte man in große Körbe, wo man es zusammen stampfte, und dann unter die Presse brachte, damit aller Most aus demselben heraus kam. Man wendete es vier bis fünfmal unter der Presse um, und sorgte dafür, daß ja aller Most ausgepresst wurde. Die ausgepressten Hülsen warf man in Fässer, und goß Wasser übersie; wodurch man noch ein besonderes Getränk, welches Lora genannt wurde, gewann.

Die Oliven, **) die man an den Bäumen von der Erde, entweder stehend, oder auf Leitern, erreichen konnte, nahm man mit der Hand ab; weil gefallne oder geschlagene Oliven Faulflecken bekamen, und dann nicht so vieles Oel gaben. Wenn man die Oliven mit der Hand abnahm, so suchte man, so viel als es sich thun liefs, sie mit den bloßen Fingern, und nicht in Handschuhen zu brechen; denn die Härte derselben verletzte

*) M. s. Varro B. I. K. 54. In vineis, uva cum erit matura, vindemiam ita fieri oportet, ut videas a quo genere uvarum, et a quo loco vineti incipias legere.

**) M. s. Varro B. I. K. 55.

nicht nur die Olive, sondern beschädigte auch die Aeste, und setzte sie so der Beschädigung durch die Kälte aus. Diejenigen, welche man mit der Hand nicht erreichen konnte, schlug man lieber mit Rohrstäben, als mit andern Stangen; denn wenn man die Aeste stark verwundete, so hatte man wieder vieles damit zu thun, daß man sie heilte. Auch durfte man sie nicht abwärts schlagen, da, wenn dieses geschah, die Oliven öfters den Zweig mitnahmen, an dem sie fest saßen, und auf diese Weise, nach der Meynung Varrô's, die Hoffnung des folgenden Jahres vereitelten.

Auch die Olive las man theils für den Tisch, und theils für die Presse. *) Und dieses beweiset, daß man sie in Italien sehr wohlschmeckend gefunden haben muß; denn man gebrauchte sie theils zum ganz rohen Genuß, theils machte man sie ein. **) Die Oliven, welche man in die Presse brachte, schüttete man einige Tage hindurch in Haufen auf Brettern, damit sie hier ein wenig mürbe werden möchten, dann schüttete man den Haufen, der am längsten gelegen hatte in Tonnen, in denen man sie in die Oelmühle brachte, wo sie zwischen großen harten Mahlsteinen zerrieben wurden. Doch hatte man sich hierbey vorzusehen, daß der Haufe nie zu lange lag, weil er sonst entbrannte, und dann das Oel ranzig ward. War es nun nicht möglich, ihn bald in die Mühle zu bringen, so zog man ihn wenigstens aus einander, und lüftete die Olive hierdurch. Von der gepressten Olive zog man aber den doppelten Nutzen. Erstlich, man gewann ein vortreffliches Oel, und zweitens die Oelhefe, welche bey dem Landbau die größten Dienste that; indem man sie theils zu Pflastern gebrauchen konnte, durch die man Baumschäden heilte, theils aber auch, indem man sie

*) *Alia ad cibum elligitur, alia ut eliquescat, ac non solum corpus intus ungat, sed etiam extrinsecus.*

**) *M. s. Varro B. I. K. 60. u. a. s. O.*

sie an die Wurzeln der Bäume brachte, deren Fruchtbarkeit dadurch sehr erhöht wurde. *)

Mit gleicher Vorsicht verfuhr man auch bey dem Ablesen der Birnen und Aepfel. Man suchte sie immer, wenn es sich thun liefs, mit der Hand zu brechen, und, konnte man sie nicht anders, als dadurch von dem Baume gewinnen, dafs sie geschlagen wurden, so zu Werke zu gehen; dafs man die Zweigemacht beschädigte. Diese Obstsorten machte man nun entweder ein; welches in Wein und auch in Most geschah; oder man hob sie zum rohen Genusse auf. **) Die einfachste und gewöhnlichste Methode war nun hier diese, dafs man sie in Heckerling oder Spreu an einem trocknen und kühlen Orte legte. ***) Ein Verfahren, das schon die Griechen kannten, und das wir schon bey dem Aristoteles gefunden haben! Eine andere Methode, die aber freilich mit einem ungleich grössern Aufwande begleitet war, war folgende: Man legte förmliche Obstbehälter an, die man Oporotheken nannte. ****) Ein Wort, das nicht Römischen sondern Griechischen Ursprungs ist! Diese Oporotheken versorgte man mit Fenstern, die nach Norden hin gerichtet waren; damit sie von der Luft gut durchstrichen werden könnten; jedoch mußten diese Fenster auch mit Fensterladen versehen seyn, damit die Oporotheken nicht durch einen zu lange anhaltenden Wind alle Feuchtigkeit verlieren und welk werden möchten. In diesen Oporotheken machte man Wände, die Wölbung der Decke, und den Fußboden von Marmor, damit es desto kälter in ihnen wurde. Oefters legte man in ihnen auch einen kleinen Speisesaal an, um daselbst das Abendessen einzunehmen.

*) M. s. Varro B. I. K. 64.

**) M. s. Varro B. I. K. 68.

***) M. s. Varro B. I. K. 69. De pomis conditiva mala struthica, cotonea, scattiana, Quinciana, orbiculata, et quae antea maiora vocabant, nunc melimela appellant, haec omnia in loco arido, et frigido supra paleas posita servari recte putant.

****) Ebendas.

men. Manche Römer trieben sogar hier den Aufwand so weit, daß sie die schönsten Früchte auf kleinen in den Wänden angebrachten marmornen Fächern ausstellten, und zwar dieses mit eben denselben kostbaren Einfassungen, als sie es mit Gemälden zu thun pflegten. „Denn, sagt Varro, warum sollte man eine solche Verschönerung eines Gemachs nicht eben so gut mit Produkten des Obstbaums als mit Produkten der Kunst bewerkstelligen?“ Ja diese Verschönerung der Speisesäle in den Römischen Villen war in diesem Zeitraume schon so sehr zur allgemeinen Mode geworden, daß manches sogar ihr Obst dazu in Rom kauften, und es von daher zu diesem Zwecke in ihre Villen bringen ließen.

Ausser der Spreu, in der man die Obstfrüchte am besten aufbewahren zu können glaubte, setzte man sie auch in Sand. Besonders aber pflegte man Punische Aepfel und große wälsche Nüsse dazu zu nehmen. *)

Sonderbar, und auch jetzt noch nur hie und da bekannt, war die Methode, unreife Früchte, die noch an ihren Zweigen hiengen, lange zu erhalten, und sie widernatürlich zu vergrößern. Man nahm nämlich einen Topf ohne Boden, zog den Ast durch ihn und grub ihn in die Erde ein. Die Frucht, die in diesem hohlen Topfe erwuchs, ward sehr groß, und dauerte sehr lange.

In diesen Zeitraum fällt endlich auch noch die Entstehung der Oporopolen oder Obsthöcken in Rom. Sie wohnten auf der sogenannten heiligen StraÙe, und trieben den größern Obsthandel sehr stark. Man fand bey ihnen die besten auserlesensten Früchte; so daß die Römer sie sogar von ihnen in großer Menge auf ihre Villen in den Provinzen kommen ließen. **)

*) Am angef. Orte.

**) M. s. Varro am angef. Orte u. K. 2. wo, indem Varro spöttisch von des Lukullus prächtigen Obstgärten spricht, es heißt: *Hujusce inquam pomaria summa sacra via, ubi poma veniunt, contra auream imaginem.*

Alte Geschichte.

Dritter Zeitraum.

Von August oder Virgil bis zur Verlegung der
Kaiserlichen Residenz von Rom nach Konstantino-
pel : oder bis zu den Neugriechen.

von 3950 — 520 J. n. Chr. Geb.

Inhalt.

Zustand der Obstkultur in Italien von August's und Virgil's
Zeiten an bis zu Konstantin den Großen. — Biographie des Vir-
gil. — Darstellung seines zweiten Gesanges über die Landwirth-
schaft. — Biographie des Kolumella. Darstellung des dritten,
vierten, fünften und zehnten Buches seines Werkes über die
Naturgeschichte. — Biographie des Palladius. — Darstellung sei-
nes aus dreizehn Büchern bestehenden Wirthschaftskalenders.
Verzeichniß aller damals vorhandenen Obstsorten. — Fortpflan-
zungsmethoden. — Pflege und Wartung des Obstbaums. — An-
lage eines Römischen Gartens. — Weinbau. — Medizinischer und
häuslicher Gebrauch der Obst- und Weinfrüchte. — Nachbil-
dung der Obstfrüchte in Wachs.

Beatus ille, qui procul negotiis,
 (Ut prisca gens mortalium)
 Paterna rura bobus exercet suis,
 Solutus omni, soenorel,
 Neque excitatur classico miles truci,
 Neque horret iratum mare;
 Forumque vitat, et superba civium
 Potentiorum limina.
 Ergo aut adulta vitum propagine
 Altas maritat populos,
 Inutilesque falce ramos amputans
 Feliciores inserit:
 Aut in reducta valle mugientium
 Prospectat errantes greges;
 Aut pressa puris mella condit amphoris;
 Aut tondet infirmas oves;
 Vel, cum decorum mitibus pomis caput
 Auctumnus arvos extulit;
 Ut gaudet insitiva decerpens pyra,
 Certantem et uvam purpuræ,
 Qua muneretur te, Priape, et te, pater.
 Sylvane, tutor finium!

Hox. Epod. Lib. Qd. II. V. 1. 22

Zustand der Obstkultur zu August's und Virgil's Zeit in Italien.

Die Bemühungen jener beyden, von uns in dem vorhergehenden Zeitraume genannten, verdienstvollen Männer, des Kato nemlich und des Varr o, hatten trefflich gewuchert in Italien! Durch die Obstbaumzucht und den Weinbau, welche diese ihre Bemühungen so sehr beförderten, ward ihr Vaterland zu einem der glücklichsten Länder der Erde erhoben! Schöner noch blühte es, als das einst so sehr angebaute Griechenland, zu der Zeit, da dieses seinen Nacken noch vor keinem fremden Sieger gebeugt hatte; weil dessen gesammte Obstkultur zu ihm übergegangen, diese in ihm durch die verschiedensten Obstfrüchte, die aus den eroberten Asiatischen und Afrikanischen Provinzen beygeführt wurden, und durch die mit dem Fortgange der Zeit immer mehr sich theilenden Geschlechter der Obstbäume erhöht und vermehrt worden war. Der Obstfruchtbau hatte hierdurch über den Getreidebau selbst in dem Maasse in dieser Zeit die Oberhand gewonnen, daß die Erzeugnisse des letztern aus Bithynien in Kleinasien, Sizilien und Aegypten zum Unterhalte der Römer sowohl als aller Italiaener bezogen werden mußten. Denn da man in Italien die edleren Früchte erzog, die an dem Baum, der sie trug, schon zum schmackhaftesten Genusse bereitet wurden, und die zu ihrem Gedeihen nur einer kleinen Nachhülfe durch die Kunst bedurften, so befahlte man sich nicht mit dem weit mühevolleren Getreidebau, und überließ die Beschäftigung mit demselben lieber den unterjochten Völkern, deren Boden für einen erwünschten

sich einen Weinberg, dann erst den Garten, darauf eine Weidenpflanzung, dann den Oelgarten, dann eine Wiese, dann ein Fruchtfeld, dann kleines Buschholz, dann niedere Bäume, und endlich einen Eichenwald. *) Jetzt umgab die Villa zunächst der Garten, zum Theil in dem neuern nachmaligen sogenannten französischen und theils in dem Geschmack des heutigen englischen Parks eingerichtet. Man suchte vorerst Genuß für das Auge, sodann Schatten, und endlich Befriedigung des Gelüstens des Gaumens; welches alles vereint der Weinberg freilich nicht gewähren konnte. — Die ehemaligen Winzerhäuserchen hatten großen verdeckten Gänge, die sowohl zum Morgen- als Abendaufenthalt eingerichtet waren, die Gartenhäuserchen, wo man ehemals die Geräthschaften zur Bearbeitung des Gartens verbarg, prächtigen großen Salons, kleinen, mit Weinlaub umzogenen Sophas, und hie und da versteckten Ruhgemächern, die man damals *Diaetas* **) nannte, weichen müssen. — Der Herr und Besitzer des Landguthes bearbeitete jetzt nicht mehr selbst in dem Kreise seiner Sklaven und seines Gesindes seinen Boden, er genoß nicht mehr, so wie Kato, mit ihnen gleiche Kost; sondern er herrschte hier wie ein Persischer Satrap: denn mit dem Luxus der Asiaten war auch deren Weichlichkeit und Hang zum ruhigen und mühelosen Lebensgenuß zu ihm auf die Villa gewandert. Von ihm war die alte Katonische häusliche Tugend völlig gewichen! ***)

Hätte Kato, der Urheber des Land- und Obstbaues in Italien, dieses vorher gesehen; hätte er wissen kön-

*) M. s. Kato B. I. K. 1.

*) Ueber diese *Diaetas* sehe man die artige darüber in Xenophons Oekonom. IX. 4. vorkommende Stelle. Die Griechen nannten sie: *Diaetaeteria*.

**) Der alte Katonische Grundsatz: *Patrem familias vendatam, non emacem esse oportet*: Der Hausvater muß lieber verkaufen, als einkaufen wollen: war gänzlich jetzt aus der Mode gekommen. Kato d. r. r. K. 2.

nen, daß dadurch, daß er durch mündliche und schriftliche Vorschriften zum Gartenbau reizte und ihn allgemein beförderte, den Römischen Edeln der folgenden Zeiten eine Veranlassung in die Hände geben könnte, durch die sie allmählich zur Weichlichkeit geführt, durch die der ursprünglich thätige kriegerische Charakter der Nation verdorben wurde; so ist es gewiß, daß er alle Wein- und Gartenbauer eher durch Proskripte verfolgt, als sich selbst zu einem solchen verstanden haben würde.

So war das Landleben der Römer zu August's Zeitalter beschaffen: die Pflege der Gärten machte den Hauptgegenstand der Begünstigung desselben aus. Es läßt sich also leicht denken, daß das schöne Lehrgedicht des Dichters Virgil über den Landbau, dessen zweiter Gesang allein den Garten und Weinbau behandelt, zu seiner rechten Zeit erschien, und mit offenen Armen empfangen wurde. Es war so ganz für die Römischen Großen geschrieben, mit deren Lieblingsbeschäftigung es so sehr harmonirte, und denen es im geschmackvollsten Gewande eine Art von Lehrbuch in die Hände gab, dessen wohlüberdachte Vorschriften sie während des Nachtisches aus dem Munde ihrer Lektoren gleichsam spielend erhalten konnten. Selten hat daher auch wohl ein Gedicht so allgemeine Aufmerksamkeit erregt, als wie dieses, und es allein wäre schon im Stande gewesen, Virgil's Namen bis auf unsre Zeiten zu erhalten, wenn dieser Dichter auch sonst weiter nichts geliefert hätte. Er erhält deshalb auch hier einen Platz in unserer Geschichte.

Biographie des Virgil.

Publius Virgilius Maro war in dem kleinen Flecken Andes nicht weit von Mantua, unter dem ersten Konsulat des großen Pompejus und des Lizinius Krassus, geboren. Sein Vater war von niedriger Herkunft, und nach einigen ein Töpfer, nach andern aber

ein Hausverwalter eines gewissen Marus, der ihm zur Belohnung des in seinen Geschäften bewiesenen Dienstfleißes seine Tochter zur Frau gab, welche nach ihm Maria hieß. Bis in sein siebentes Jahr wurde er in Kremona erzogen; seine Jünglingsjahre bis in sein fünfzehntes Jahr brachte er in Mayland zu; worauf er nach Neapel gieng, wo er sich viel mit den Schriften der Griechen und Römer beschäftigte, besonders aber sich auf Medizin und Mathematik legte.

Die lächerlichen Anekdoten, welche von ihm, als einem Stallbedienten des Oktavianus Augustus, in der angeblich Donatischen Biographie erzählt werden, übergehen wir, wie natürlich, hier gänzlich, und halten uns nur an das Merkwürdigste, was wirklich klassische Schriftsteller von ihm erzählen. Dieses besteht kürzlich in Folgendem:

Bey der zu seiner Zeit vorgenommenen großen Länderey-Vertheilung, die sich über ganz Italien hin erstreckte, und wobey vorzüglich die reichen Gütherbesitzer zu kurz kamen, erlitt auch er einen beträchtlichen Schaden an seinen väterlichen oder vielmehr grosväterlichen Erbgüthern von mütterlicher Seite. *) Da er sehr an diesen hieng, und auch nie ein öffentliches ihn ernährendes Geschäft trieb, so kann man leicht denken, daß dieses Ereigniß ihm nicht nur einen großen Schmerz verursachte, sondern auch trübe Aussichten in Hinsicht auf seinen nothwendigen Unterhalt in der Zukunft in ihm erregen mußte. Allein die Freigebigkeit begüterter Freunde unterstützte ihn hier sehr; **) besonders da er an dem Liebling August's, dem Asinius Pollio, und dem reichen Mäzenas zwei sehr vorzügliche Gönner fand. Sein Verlust war also bald wieder ersetzt, und er sah sich dadurch bald im Besitze einiger Landgüther, auf denen er seinem dichterischen

*) M. s. Ekl. 1. und Dio Cassius 47. 17. nebst Appian. p. 1082.

**) M. s. das Leben Virgils vom Donatus p. 36.

Genius einen ungestörten Flug gewähren konnte. Seine ersten Versuche bestanden in kleinen Gedichten, als den Eklogen oder Hirtengedichten. Als diese so vielen ungetheilten Beyfall unter seiner Nation fanden, so wagte er sich, durch die Winke seiner Freunde aufgemuntert, an größere Werke. Das erste von dieser Art war nun sein Gedicht über den Landbau, welches er die Georgika nannte. Der erste kraftvolle Erguß seines durch mehrere Gesänge hindurchgeführten Dichterfeuers; durch das Hesiodische Gedicht »die Tageswerke« veranlaßt! — Das zweite war die Aeneide; eine Nachbildung der Homerischen Odyssee, welche ein wahres Nationalgedicht seyn sollte, da die Römer das Geschlecht ihres ersten Königs von diesem Trojanischen Helden herleiten. Als er dieses Gedicht vollendet hatte, und von einer Reise nach Griechenland, wo er die letzte Feile an demselben hatte vornehmen wollen, wieder zurückgekehrt war, starb er, von den Beschwerlichkeiten der Seereise zu sehr angegriffen, bald nach seiner Anlandung, zu Brundusi. *)

Gewöhnlich hielt Virgil sich zu Neapel auf, und kam nur selten nach Rom, wo er es sehr vermied, die Aufmerksamkeit, oder vielmehr die Neugier der Römer auf sich zu ziehen; da ihm diese gar zu lästig fiel. Denn auch zu Neapel lebte er, aus eben diesem Grunde, sehr eingezogen, und bewohnte mehrentheils seine kleine nicht weit von dieser Stadt gelegene Villa. Er war nie verheirathet, lebte sehr frugal, und genoß nur des Umgangs einiger weniger Freunde. Man nannte ihn daher den Jungfräulichen, oder Parthenias.

Auf dieser seiner Villa bey Neapel verfertigte er, ganz in dem Schoose des Landlebens und selbst mit den Gegenständen desselben emsig beschäftigt, sein Gedicht über den Landbau. Er hatte es dem Mäcenat, seinem großen Beschützer und Gönner, gewidmet, dem es zu einer Art von Erheiterung dienen sollte.

*) Dem Donatus zufolge war er 52 Jahre alt.

n sagt, daß er sieben Jahre an demselben gearbeitet
e; indem er täglich daran feilte, und die Gewohn-
hatte, diejenigen Verse, welche früh seinem Kiel
flossen waren,, des Tags über fleißig durchzugehen,
ihre Anzahl nur auf einige wenige zurückzufüh-
Er erklärte überhaupt selbst dieses sein Gedicht
sein vollendetstes Werk, und schien mit ihm, so
stlich als er auch war, und so lange als er auch
an feilte,, sehr zufrieden zu seyn.

Ohne alle Zweifel hatte diese Zufriedenheit in
die ehrenvolle Aufnahme bewürkt, welche dieses
licht sogleich nach seiner Erscheinung gefunden
te. Augustus selbst nahm so vielen Antheil daran,
er es nach dem Sieg bey Aktium, wo ihm von
gil dasselbe überreicht ward, sich vier Tage hinter
ander vorlesen ließ. Die Römischen Großen alle
steiferten mit einander, dasselbe in Abschrift zu be-
en, und bald war es nach seiner ersten Erscheinung
len Händen von ganz Italien. Es hatte ihm bey
tem mehr Ruhm, als alle seine übrigen dichter-
en Arbeiten, verschafft. — In dieser als in der
neide und in den Hirtengedichten, fand sich zwar,

Natur der Sache nach, bey weitem ein größerer
etischer Genius; allein sie waren doch alle nur Nach-
lungen griechischer Originale, die, so oft man ih-
das Kopiren nach diesen ganz bestimmt nachwei-
konnte, eben so oft auch weit hinter diesen zurück
ben. In den Georgicis hingegen war von ihm
klich etwas Neues geleistet worden, das sich in sei-
Art zur Vortrefflichkeit erhob, und mit dem die
gewerke des griechischen Hesiodus von Askraa auch
ht die entfernteste Vergleichung aushalten konn-
— Wie sehr schmeichelte aber dieses nicht dem
nischen Nationalgeiste! — Bis hierher hatten die
ner in ihrer Litteratur nichts als Nachahmungen
Meisterstücke der Griechen gesehen; sie hatten be-
kt, wie diese Nachahmungen die Originale nie

hätten erreichen können; denen sie nachgebildet waren; wie weder ihre Lyriker und Schauspieldichter, wie weder ihre Philosophen, noch selbst ihre Redner, den einzigen Cicero ausgenommen, den Griechen es vollkommen hatten gleich thun, viel weniger, sie übertreffen können: und jetzt trat ein Mann unter ihnen auf, der mit einem vier Gesänge hindurch geführten Werke das, was die Griechen in dieser Art geleistet hatten, so weit hinter sich ließ. — Ist es wahr, was Cicero, bey Erwähnung einiger Gedichte von Virgil, in Rücksicht seiner gesagt haben soll, daß nemlich in diesem Manne die zweite Hoffnung des großen Roms aufblühe; so läßt sich diese divinatorische Sentenz mit dem mehtsten Rechte nur auf ihn, als den Verfasser des Gedichts über den Landbau, beziehen, dem kein Zeitalter ein ähnliches Werk in gleichem Umfange entgegenzustellen hat.

Es besteht dieses Gedicht, wie schon angegeben worden ist, in vier Gesängen. In dem erstern behandelt der Dichter die Bearbeitung des Bodens, nebst dem Ackerbau im Allgemeinen; in dem zweiten den Weinsund den Obstbau; in dem dritten die Viehzucht; und in dem vierten die Bienenpflege. Von diesen Gesängen ist es nur aber der zweite, welcher uns hier von Wichtigkeit ist; und deshalb gehen wir für jetzt über zu ihm.

Darstellung der Hauptmomente des zweiten Gesangs aus Virgils Gedicht über den Landbau.

Es ergibt sich aus der natürlichen Ansicht der Sache selbst, daß die Behandlung eines Gegenstandes, wie die Obstkultur und der Weinbau, in einem Gedichte unmöglich so, als wie in Prosa, ausfallen können. Ein Gedicht ist ein Kunstwerk, dessen Freiheit durch eine bestimmte Gränzen eingeschränkt wird; und das also, wenn es ein Kunstwerk bleiben soll, nur leise berühren darf, was die Prosa ausführ-

lich darstellt. Dieses gilt von ihm auch dann noch, wenn es didaktischen Inhalts ist; und dieses zwar um desto mehr, je mehr der Stoff, den es behandelt, seiner Form widerstrebt: denn das Gedicht hat, als ein solches nur mit dem Gegenstande etwas zu thun, welcher seinem ursprünglichen Charakter nach, in Leben und Thätigkeit, und nicht in träger Ruhe sich befindet. Je mehr also dieses Letztere der Fall ist, desto mehr widerstrebt ihm der Stoff. Nun wird niemand läugnen können, daß Gegenstände der ruhigen bloß nach physischen Gesetzen wirkenden Natur zu dieser Art von widerstrebenden Stoffen für die Dichtkunst gehören. Virgil würde sich also gar keinen besondern Ruhm als Dichter erworben haben, wenn er sich mit einer genauen tief in das Einzelne hinabsteigenden Darstellung des Obst- und Weinbaues in seinem Gedichte befaßt hätte. Wäre auch von ihm in derselben alle ihm nur mögliche Kunst zur Erhöhung der Lebendigkeit in ihr aufgeboten worden, so würde sie am Ende doch ermüdend geworden seyn; da man ihr das Bestreben angemerkt haben müßte, dieses gewollt zu haben. — Allein er sahe diese Klippe, an der doch selbst in den neuern Zeiten manche Dichter gescheitert sind, weislich voraus; und so hat man denn in seinem schon erwähnten Gedichte nicht den Pomologen als Dichter, sondern den Dichter als Pomologen zu suchen. Keine Aufzählung der zu seiner Zeit gekannten Obstarten, keine Darstellung ihrer Behandlung und Pflege findet man aus diesem Grunde in ihm. Leise nur ergreift sein flüchtiger Genius das Wichtigste aus unsrer Wissenschaft, und führt es schwebend vor unsern Augen vorüber.

Um dieses Gesagte zu erhärten, so mögen einige der merkwürdigsten Stellen aus diesem seinem Gesange, nach der vorzüglichsten Vossischen Uebersetzung ihren Platz hier einnehmen. Gleich der Anfang des Gesanges, wie lebendig, wie darstellungsvoll hebt er nicht an!

Dies von der Saatengefüß Anbau, und den
Sternen des Himmels

Jetzo tönt dir, Bacchus, mein Lied, mit dir
auch des Waldes

Jungem Gesträuch, und dem Sprosse des lang-
sam wachsenden Oelbaums:

Hieher, Vater Lenäus! erfüllt von deinem Ge-
schenk ist

Alles umher; dir prangt vom traubigstem Herbst
in Weinlaub

Blühend die Flur, dir schäumt in vollen Ku-
fen die Lese:

Hieher Vater Leäus! wohlan, und die nackten
den Schenkel

Färbe mit mir, des Kothurnes entblößt, in
gekeltertem Moste. *)

Ob Virgil aber gleich seinen Gegenstand als Dichter behandeln mußte, so bemerkt man doch eine gewisse gutgewählte Ordnung in der Anlegung des Gesanges. Bey aller dichterischen Lockerheit in der Darstellung sieht man in ihnen einen fast wissenschaftlichen Plan, den nur ein sehr reifes Nachdenken er-

*) Zu diesem Vers hat Voss die Bemerkung gemacht: daß die Römer ihre Trauben mit den Füßen gekeltert hätten. Allein eine hinreichende Bestätigung dieser Behauptung läßt sich bey den Römischen Schriftstellern über diesen Gegenstand schlechterdings nicht finden. Sie sprechen bloß von dem Kelteru der Trauben durch die Presse. Der Römer dachte zu delikats, als daß er sich diese schmutzige Behandlung seines Lieblingsgetränkes hätte gefallen lassen sollen; besonders, da er in Besitz der Erfindung der Presse war. Wurde der Wein in Italien ja hie und da noch ausgetreten, so geschah es nur bey schlechten Weinen. Virgil hat des Kelterns durch die Füße wahrscheinlich nur deshalb gedacht, weil dieses bey den Griechen, oder doch im höhern Alterthum, geschah, und weil ihm diese Vorstellung ein lebhafteres Bild lieh.

zeugt haben konnte. Dieser planmäßige Gang keines Gedichts war folgender.

Zuerst kommt eine Darstellung der verschiedenen Fortpflanzungsarten der Gewächse überhaupt; besonders aber der Obstbäume. Diese sind überhaupt die spontanen oder automatische, welche ohne Hülfe von Menschenhänden hervorbringt wird, und die künstliche, die der Fleiß der Menschen besorgt. Zu der ersten gehört entweder die Fortpflanzungsart durch den Samen, welcher durch Zufall (entweder durch die Luft oder durch das Wasser) hingeführt wurde, oder die Fortpflanzungsart durch die Wurzelverbreitung. Zu der zweiten rechnet er theils den mit Fleiß in die Erde gelegten Samen, theils den in die Erde gesteckten Ast, und theils die sogenannten Veredelungen durch das Pfropfen und Impfen. Hierauf folgt eine Betrachtung über die Verbesserung ursprünglich wilder Arten durch Wartung und Pflege.

Welche Gewächse von selbst in die strahlende Luft sich erheben,

Fruchtlos steigen sie zwar doch froh und in muthiger Stärke; *)

Denn sie treibt im Boden Natur. Doch auch die-
se, wofern du

Einimpfst, oder verwandelt in lockere Gruben
sie herbergst,

Legen dir ab die wildernde Art; und durch em-
sige Wartung

Folgen sie nicht unwillig, in welcherley Zucht
du sie zusest.

Auch der verödete Sproß, der den untersten
Stämmen entspriesset,

Thut dieß gern, sobald du in freieres Feld ihn
vertheilest:

Jetzt erstickt ihn das schattende Laub, und das
Gezweige der Mutter

Raubt

*) V. 47.

Raubt des Wachsenden Frucht, und dörret die
Säfte der Zeugung.

Endlich der Baum, der aus Keimen geworfenes
Saamens emporstieg,

Strebt mit langsamer Mühe, dem späteren Enkel
zu schatten.

Auch entartet sein Obst, der vorigen Säfte ver-
gessend;

Und dem Gevögel zum Raub umhängt der Herling
den Weinstock,

Siehe, bey allen bedarfs des mühsamen Fleißes,
bey allen,

Dass du in Furchen sie reih'st, und mit großem
Lohne bezähmest.

Aber am besten entsteigt zerschnittenen Stämmen
der Oelbaum,

Senkern die Reb', und gediegenem Holz die pa-
fische Myrthe.

Kindlich stunden empor die steinige Hasel, die hohe
Esche des Hains, und der schattige Baum des her-
kulischen Kranzes,

Samt des chaonischen Zeus Eichbaum; auch die
luftige Palme

Staudet als Kind, und die Tanne, bedroht
von Stürmen des Meeres.

Aber geimpft auf den Erdbeerbaum wird der
Säugling der Wallnuß;

Auch die öde Platane gebiert vollhangende Aepfel;
Hell von Kastanien schimmert die Buch', und
die Esche von weißer

Birnenblüth', und Eicheln zermalmen die Säu-
in dem Ulmwald.

Doch ist des Impfers Kunst, und der Aeuge-
lung Sitte nicht einfach.

Denn wo aus ebener Rinde der knospende
Keim sich hervordrängt,

Und sein zartes Gewebe durchbricht, da kerbt
man den engen

Einschnitt gerade in den Knopf; hier schloß
des andern Baumes

Aug' hinein, und lehr' es in saftiger Schaale
bekleiden.

Aber ein glatter Stamm wird abgesägt, und
mit Keilen

Tief ein Weg in den Kern gebahnt; dann
füge des Obstes

Schwangeres Reis in den Spalt: nicht lange
dauerts, so erhebt sich

Froh der gewaltige Baum mit glücklichen
Zweigen zum Himmel

Selber sein neues Laub, und nicht eigne
Früchte bewundernd. —

Nun kömmt eine Angabe der vorzüglichsten ver-
schiedenen Arten: *)

Ferner sind nicht eines Geschlechts die nöthi-
gen Ulmen,

Nicht die Weid', und der Lotus, auch nicht
die Cypresse des Ida,

Auch den fetten Oliven erwächst nicht einer-
ley Gattung,

Eyrund hier, dort länglich, und dick mit her-
berer Beere;

Noch dem Obst in Alzinous Hain; ungleiches
Gesprosses

Schwillt Krustums und Syriens Birn, und die
lastende Faustbirn.

Nicht dieselbe Traube vermählt sich unseren
Bäumen,

Die von Methymnens Rebe der Lesbische Win-
zer sich schneidet.

Giebt's doch Thasische Wein', und giebt's
Mareotische weisse:

Diese dem fetteren Boden bequem, dem leicht-
teren jene u. s. w.

*) V. 63.

Allein eben diese verschiedenen Arten haben erstlich auch verschiedene Mutterländer. *)

Jedem Baum sein eigenes Land; nur India
schwärzet

Ebenholz, nur Saba gebiehet die Staude des
Weihrauchs.

Was gedenk' ich dir noch wohlriechendes Hol-
zes entquollne.

Balsame? was die Beeren der immergrünen
Akanthus;

Aethiopiens Haine, mit weicher Wolle be-
schimmert;

Und wie das zarte Gespinnst von dem Laub'
abkämme der Serer?

Oder was India sonst dem Ozeanus nahe vor
Waldung

Trägt, die äußerste Bucht? wo über die luf-
tigen Wipfel

Nimmer ein Pfeil von der Senne hinaufzustre-
ben vermöchte:

Und nicht kraftlos spielt doch jenes Geschlecht
mit dem Köcher.

Medien zeugt den mürrischen Saft und dauern-
den Nachschmack

Jenes gesegneten Apfels: vor den kein schnel-
leres Labsal

Wenn stiefmütterlich einst die Zauberin Be-
cher des Todes

Würzt', und Kräuter vermischt, und nicht
unschädliche Worte,

Rettend kommt, aus den Gliedern die schwarze
Pest zu verscheuchen.

Aber nicht der Meder mit Wald gesegnetes
Fruchtfeld,

Ganges der Herrliche nicht, noch Hermus,
trübe von Goldsand,

*) V. 116.

Buhlen stolz um Italiens Ruhm; nicht Baktra
noch Inder

Streiten sich mit dem fetten Gefilde Panchaja's
duftend von Weihrauch.

Hier ward nicht die Erde von feuerschnauben-
den Stieren

Ungepflügt, und mit Zähnen besäet der scheufs-
lichen Hyder;

Dafs von Halmen und Lanzen Geharnischter
starrten die Aecker.

Aber schwangere Frücht', und der Massische
Trank des Lyäus

Füllten das Land; Oelgärten sind rings, und
fröhliche Rinder.

Hier ist ewiger Lenz, und in fremden Mon-
den der Sommer;

Zweimal gebiert die Heerd', und zweimal loh-
net der Obstbaum. —

Diese verschiedenen Arten erfordern ferner zwei-
tens auch ihren eigenthümlichen Boden. *)

Jetzt horche der Lehr', ein jegliches Land zu
erkennen.:

Wenn du, ob locker es sey, ob dichtgedrängt,
dich erkundest.

Weil der Saat das eine gefällt, das andere
dem Weinstock,

Dichteres mehr der Ceres, das Lokerste mehr
dem Lyäus:

Wähle zuvor umschauend den Ort, und heisse
des Bodens

Veste dir tief aushöhlen; denn schau' zurück
in die Grube

Alles Land, und stampe den oberen Schutt
mit den Flüssen.

Mangelt es; dann ist locker, dem Vieh und
der lebenden Rebe

*) V. 176.

Hold der triebsame Grund: doch sträubt sich
wiederzukehren

Einiger Schlamm (?), und umragt die vollge-
schüttete Höhlung;

Zah ist die Flur; hartnäckiger Kloss, und
scholliger Rücken

Harre getrost, und durchschneide mit mächtigen
Farren den Acker. — *)

Diese so sehr verschiedenen Arten des Bodens er-
fordern nun eine eben so verschiedene sorgsame Be-
handlung und Ordnung in der Bepflanzung derselben. *)

Ob du dem Hügel die Rebe vertrauen sollst,
oder dem Blachfeld,

Forsche zuvor. Wenn du Aecker der fetten
Ebne dir abtheilst,

Pflanze dicht: auch in dichtem Gedräng' ist
Bacchus nicht träger.

Wählst du ein schräg' aufsteigendes Feld und
liegende Hügel,

Gieb den Ordnungen Raum: Nicht minder auch
füge genau sich

Rings den gemessenen Bäumen der Gang mit
kreuzendem Queergang:

Als wenn zu schrecklichem Kriege die Legion
die Kohorten

Lang ausdehnt, und geordnet in offener Ebne,
der Heerzug

Steht, und die Kampfreihe streckt, und weit
umher von des Erzes

Regen Glanz aufwaltet das Feld, noch Schlach-
tengewühl nicht

Tobt, und zweifelhaft Mars noch irrt in der
Mitte der Waffen.

Ringsum gleich sey alles vertheilt durch Zah-
len der Gänge:

*) V. 259.

Nicht dafs nur die Seele sich weid' an der
Larve des Anblicks
Sondern weil sonst nicht alle mit gleicher
Stärke die Erde
Nährt, noch empor ins Freie der rankende
Wuchs sich verbreitet: —

Auf diese Darstellung folgt eine Empfehlung der
Gewohnheit, den Boden zu schützen. *)

Flicht auch Zäun' und Gehöge, dem Vieh zu
wehren, besonders

Weil sich der zärtliche Sprofs noch nicht zum
Dulden gehärtet:

Dafs ihm, ausser des Sturms Unfug und der
mächtigen Sonne,

Rastlos noch Waldbüffel voll Trotz, und gie-
rige Rehe

Kränkend schmähn, das Schaaf ihn ummasch'
und die lüsterne Milchkuh

Nie verletz', auch der Winter, erstarrt vom
gräulichen Reife,

Noch an den sonnigen Fels anprallende Glut
des Himmels,

Ihn so sehr, wie der Heerde Gewalt, und
des grausamen Zahnes

Gift, und umher die Narb' im benagten Stam-
me gezeichnet.

Nicht um andere Schuld wird geschlachtet der
Bock auf des Bacchus

Sühnaltar, und besteigen der Vorwelt Spiele
den Schauplatz;

Und zur Belohnung dem Witz an Scheidewe-
gen und Dörfern

Setzten ihn Theseus Söhn', und fröhlich un-
ter den Bechern

Rings auf bekräuterten Wiesen durchsprangen
die schlüpfrige Schläuche.

*) V. 371.

Auch der Ausonischen Flur, von Troja stam-
mende Hirten

Feiern mit rohem Gesang' ihr Fest, und wil-
dem Gelächter;

Und in scheußliche Larven verummmt von ge-
höhleter Rinde

Rufen sie dich, o Bacchus, durch fröhliche
Lieder, und hängen

Die an ragender Fichte herab die schweben-
den Bilder.

Den Gesang beschließt zuletzt eine Lobpreisung
des Glücks des Landlebens. *)

Wahrlich nur allzubeglückt, wenn eigenes Wohl
er erkannte,

Wäre der ländliche Mann, dem fern von Waf-
sen der Zwietracht

Willig sein leichtes Mahl darbeut die gerech-
teste Erde!

Wenn kein hoher Pallast ihm gedrängt durch
prangende Pforten

Frühe den Schwall der Begrüsser aus ganzen
Sälen hervorströmt:

Nicht nach Pfosten er giert, mit schön gespren-
keltem Schildpatt,

Oder nach goldgeblütem Gewand, und ephy-
rischen Erzen;

Nicht die weiße Woll' in assyrischer Beize
sich schminket,

Noch vom Zimmt der Gebräuch des lauter'n
Oeles gefälscht wird:

Doch unschuldiger Fried', und ein harmlos
geleitendes Leben,

Reich an mancherley Gut, doch Mus' in ge-
räumigen Feldern,

Grotten und lebende Teich, und Kühlungen
tempischer Thäle,

*) V. 458.

Rindergebrüll', und im Wehen des Baum's
 sanft träumenden Schlummer,
 Mangeln ihm nicht; Bergwälder sind dort und
 Lager des Wildes;
 Jünglinge rasch zum Werk, und bey Wenigem
 froh und der Götter
 Heilige Fest', und unsträfliche Greis': am
 letzten durchwaltet,
 Als sie der Erd' entwich, die Gerechtigkeit
 jene Gefilde.

Dieses ist der Inhalt des zweiten, vorzüglich die
 Obstkultur und den Weinbau betreffenden Gesanges,
 aus dem, wie schon bemerkt worden ist, nur einige
 der merkwürdigsten Stellen, des Belegs wegen, an-
 geführt werden sollten. Wer sie in ihrem Zusam-
 menhange zu lesen Lust haben sollte, wie sie dieses
 doch in jeder Hinsicht verdienen, den verweisen wir
 auf die vortreffliche Uebersetzung, aus der sie genom-
 men sind.

Biographie des Kolumella.

Es ist in der That sehr unangenehm, von den Le-
 bensumständen dieses vorzüglichen Schriftstellers über
 die Landwirthschaft, den Weinbau, und die Obstbaum-
 zucht unter den Römern, so äusserst wenig zu wis-
 sen. Er lebte weit später als Kato und als Varro, folg-
 lich weit näher nach unsern Zeiten zu; und doch ha-
 ben wir, aller angewandten Bemühungen ohngeach-
 tet, alles dazu Gehörige in gleichzeitigen sowohl als
 spätern noch vorhandenen Schriftstellern zu sammeln,
 gar nichts Bestimmtes darüber erfahren können. Viel-
 leicht lag die Ursache dieses Mangels an Nachrichten
 über ihn darinnen, daß, da er bloß als Privatmann
 lebte, und kein öffentliches bedeutendes Amt verwal-
 tete, ihn kein Römischer Schriftsteller für wichtig
 genug gehalten hat, um eine besondere weitläufige
 Darstellung seines Lebens zu geben.

Das meiste, was man von ihm weiß, findet sich nur in seinen Schriften selbst.

Sein ganzer Name war: *Luzius Junius Moderatus Columella*; und diesem Namen zu Folge, stammte er wahrscheinlich von einer Römischen Familie ab; da er selbst von Geburt kein Römer, sondern ein Spanier war; denn Kadix in Spanien war seine Vaterstadt. Das Jahr seiner Geburt kennt man eben so wenig, als das Jahr seines Todes. Seine Lebenszeit fällt ohngefähr in die Jahre der Regierung der beyden Kaiser Tiberius und Klaudius; und also in die erste Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt. Sie fällt in die Zeit des Trebellius, des Kornelius Celsus, und des Seneca; dessen Weinberge, den dieser in der Gegend um Nomentum im Sabinerlande nicht weit von dem Landgute des Varro besaß, er selbst gedenkt *). Und deshalb ist es auch als ein Schriftsteller in dem silbernen Zeitalter der lateinischen Sprache anzusehn. Seine meiste Lebenszeit brachte er auf seinem wohlangebauten Landgute Ceretanum in Spanien zu; **) übrigens aber unternahm er mehrere Reisen, unter denen die nach Syrien und bis nach Cilizien in Kleinasien; wo auch Varro sich lange Zeit aufgehalten hatte; die merkwürdigsten sind. Wahrscheinlich trugen auch diese vieles zu seiner tiefen Kenntniß des Obst- so wie des Weinbaues bey. ***)

Isidor der Spanier rühmt es in seinem bekannten Werke von seinem Landsmann sehr, daß er ein ganz vorzüglicher Redner gewesen sey. Isidor hat nicht un-

*) M. s. *Columella* B. 3. K. 3.

**) M. s. *Ebendas.* — In der Schneiderschen Vorrede zu den Anmerkungen zum *Columella* p. 1. steht: *Ceretanum in Sardinia*. Offenbar ist dieses ein Schreib- oder ein Druckfehler für *Ceretanum in Hispania*. *Ceretanum* lag ja in Spanien. M. s. die Anmerk. zu B. III, K. 3.

***) *Orig.* XVII. 1. *Columella*, insignis Orator, qui totum corpus ejusdem disciplinae amplexus est.

recht! Aus der Schreibung zu schließen, die in den Schriften desselben über den Landbau herrscht, kann es ihm an einer gewissen Kraft der bildlichen Darstellung, verbunden mit einer gebildeten Sprache, nicht gefehlt haben. Und es ist in dieser Hinsicht zu bedauern, daß wir keine Reden von ihm besitzen. So trocken als die Gegenstände der Landwirthschaft an und für sich sind, so wußte er denselben doch durch seine Gewandtheit in der Sprache und durch seinen blumigen Styl eine sehr angenehme Einkleidung zu verschaffen. Immer stehen ihm neue Ausdrücke zu Gebote; immer sucht er die alten Wendungen zu vermeiden. So bedient er sich z. B. gegen vierzig Redensarten, um nur den einzigen Gedanken auszudrücken: Der Weinstock hat Augen angesetzt. Man dürfte also wohl sagen, daß in seiner Darstellung eine gewisse Art von Luxus herrsche, und daß sie für einen Gegenstand dieser Art ein wenig zu ausgeschmückt sey. Indessen soll ihm dieses nicht verargt werden, sondern dankbar wollen wir annehmen, was er uns geliefert hat!

Inhalt des dritten Buches.

Die ersteren zwei Bücher, enthielten Vorschriften in Betreff der Einrichtung einer zu erbauenden Villa rieth allem, was dazu gehört, und in Hinsicht auf den eigentlichen hiedern Ackerbau; mit dem dritten endlich beginnt die Behandlung des Obst- und vorzüglich des Weinbaues. Der Uebergang, den Columella von jener Materie zu dieser auf eine sehr geschickte und gewandte Art mit der ersten Hälfte des Virgilischen den zweiten Gesang über den Landbau beginnenden Verses nahm, war folgender: »Bis hieher von dem Anbau der Saatengefilde! wie der vortrefflichste Dichter sagt; denn was sollte uns wohl entgegen seyn, mein P. Silvin, um nicht mit dem Anfange des vorzüglichsten Gedichtes auch unsre Behandlung desselben Gegenstandes anheben zu können? — Jetzt folgt die Kultur der

Bäume, welche gewiß den vorzüglichsten Theil der Landwirthschaft ausmachen. Von diesen giebt es nun viele, und zwar sehr verschiedene Geschlechter; denn mehrere von ihnen kommen, wie jener Dichter schon an giebt, ohne Hülfe des Menschen und schon von selbst empor, viele hingegen erwachsen nur von uns gepflanzt. Diejenigen, welche ohne Beyhülfe durch Menschenhand entstehen, die Wald- und wilden Gewächse, tragen Samen und Obstfrüchte von eigener wilder Art; und nur die, bey deren Pflege angewendet wird, sind eigentlich als Früchte zum Gernasse zu betrachten. Es soll daher zuerst von dem Geschlecht unter den Bäumen gesprochen werden, dessen Früchte uns wirklichen Unterhalt gewähren u. s. w.

Er theilt nun dieses Geschlecht wieder in drei Hauptgeschlechter ein, als deren drittes er den Weinstock anführt, welcher ihm alle Eigenschaften zu vereinigen scheint, um durch seine Früchte dem Menschen den vorzüglichsten Unterhalt zu verschaffen, und weßhalb er sich auch mit diesem am meisten beschäftigt. Der Inhalt des Buches ist nun folgender:

1. Wahl der schicklichsten Weinarten für jeden Boden und jede Himmelsgegend.
2. Angabe der Stöcke, die des rohen Genusses wegen in solchen Gegenden angepflanzt werden müssen, welche sehr nahe um Städte herum liegen.
3. Weinbau, der größte Vortheil für den Landmann.
4. Verhaltensregeln bey der Anlegung eines Weinbergs.
5. Beschaffenheit des Bodens, in den man eine Pflanzschule für junge Stöcke anlegt.
6. Wahl der Setzrebe an den Ranken des Mutterstocks.
7. Mittel, um die Fruchtbarkeit eines Weinstockes zu erforschen.
8. Untersuchung der Beschaffenheit des Bodens, in welchem Weinstöcke gepflanzt werden sollen.

9. Mittel, die Aminenischen Weinstöcke tragbar zu machen.
10. Wahl der Reben zu Fächsern an dem Mutterstocke.
11. Eigenschaften des Bodens, in welchem Weinberge angelegt werden sollen.
12. Lehrvorschriften des Julius Granzinus über den Weinbergsboden.
13. Bearbeitung des Weinbergsbodens durch die Hacke.
14. Verschiedene Methoden den Weinstock zu pflanzen; sowohl in Italien als in den Provinzen.
15. Vorzug der Anpflanzung des Weinstockes im behackten vor der im gepflügten Boden.
16. Entfernungs-Maß der Stöcke von einander im behackten Boden.
17. Methode wie, und Zeitpunkt, wann man den Weinstock pflanzt.
18. Verhaltensregeln für den Pflanze.
19. Länge der Setzrebe.
20. Zahl der anzupflanzenden Weinarten.
21. Beantwortung der Frage: ob man die Gärten mit verschiedenen Weinarten bepflanzen müsse.

Inhalt des vierten Buches.

1. Bestreitung der Meynungen des Celsus und Attikus: daß zwei Fuß tiefe Gruben für Weinfächser nicht hinreichend wären.
2. Empfehlung der Methode, die Fächser nicht mit zwei sondern nur mit einem Pfahl zu versehen.
3. Empfehlung der sorgsamsten Pflege bey frisch angelegten Weinbergen; weil sie ohne diese schnell wieder ausgehen.
4. Empfehlung der Methode, den jungen Fächser an seinem untern Ende gekrümmt in die Grube zu bringen, und ihn da, wo er aus der Erde heraus tritt, in gerader aufgehender Richtung an dem Boden zu befestigen.
5. Umgrabung des frisch angelegten Weinbergs, in

jedem Monate. Ausjätung des Grases in ihm, und Anziehung der Fächser zu einem Stamme.

6. Nothwendigkeit des Ablaubens bey den Setzreben.
7. Die schicklichste Zeit zum Ablauben ist, wenn man die Blätter leicht mit den Fingern wegschnellen kann.
8. Im Sommer darf man nicht ablauben.
9. Umgrabung der Wurzeln der Stöcke im Herbst.
10. Schnitt des Weinstocks nach dem Umgraben seiner Wurzeln.
11. Schicklichste Zeit zum Schnitt.
12. Beschneiden der Setzrebe.
13. Anpfählung des Stockes.
14. Befestigung des Stockes an den Pfählen.
15. Anjochung der Setzreben, und Vorschriften, nach denen die Queerstange zu erhöhen ist.
16. Vorschriften, einen jungen Weinberg reich an Stöcken zu machen, und viele Fächser in denselben abzusenken.
17. Zeitpunkt, in dem man den Fächser versetzt.
18. Verfertigung eines Joches aus Rohrstäben.
19. Aufrichtung des Joches, und Methode, dasselbe über der Erde zu erhöhen.
20. Schnitt eines jungen Weinbergs.
21. Ausbesserung alter Weinberge.
22. Schnitt derselben.
23. Wesentliche Stücke der vorzüglichern Sorgfalt eines Winzers bey einem schon eingerichteten Weinberg.
24. Gestalt eines Winzermessers.
25. Sorgfalt zum Stützen und Jochen des Weinbergs.
26. Desselben Inhalts wie N^{ro}. 23.
27. Methoden bey dem Ablauben, und Zahl der Bearbeitungen des Weinbergs durch das Graben.
28. Veredlung der Weinstöcke.
29. Beschaffenheit der Pfähle, und der Weidenreiser.
30. Nutzen des Genists.

- 31. Nutzen des Rohrs.
- 32. Kastanienbaum, und Kastanienbusch.

Inhalt des fünften Buches.

- 1. Methode, gegebene Formen der Aecker auszumessen.
- 2. Bestimmung der Zahl junger Stöcke auf einen Morgen Landes; entweder zu drey oder fünf Fuß Entfernung gerechnet.
- 3. Kultur der Weinstöcke in den Provinzen.
- 4. Anpflanzungen von Ulmbäumen anzulegen.
- 5. Von Gallischen Strauchgewächsen.
- 6. Verschiedene Olivenärten.
- 7. Anlegung von Pflanzschulen für Olivenbäume.
- 8. Geschlechter der Obstbäume.
- 9. Drei verschiedene Veredlungsmethoden.

Inhalt des besondern Buchs über die Bäume.

- 1. Anlegung einer Pflanzschule junger Weinstöcke.
- 2. Beschaffenheit der Weinfächer, und der Zeitpunkt, in dem man sie absenkt.
- 3. Vorsichtsregeln bey der Wahl der Fächer, und Beschaffenheit der Erde, in die man sie einschlägt.
- 4. Verschiedene Arten von Weinbergen.
- 5. Pflege der Weinstöcke.
- 6. Behandlung eines alten Weinbergs durch das Ausputzen oder Ausschneideln, und durch die Fortpflanzung.
- 7. Fortpflanzung desselben.
- 8. Veredlungen, durch welche die Stöcke fruchtbar gemacht werden.
- 9. Methode, nach der in einer Traube Beeren von verschiedener Farbe erzeugt werden können.
- 10. Schnitt des Weinstockes zur Weinlese.
- 11. Blattbrechen.
- 12. Bearbeitung des Bodens in den Weinbergen.
- 13. Mittel gegen den Rost an den Stöcken.

14. Mittel gegen Ameisen, um sie abzuhalten, an dem Stocke hinauf zu laufen.
15. Mittel gegen den Schaden, den Vögel zufügen können.
16. Von dem niedern Gesträuch.
17. Von Olivengärten.
18. Einrichtung eines Obstgartens.
19. Aufwerfen der Gruben.
20. Wahl der Setzreiser.
21. Zeitpunkt zum Anbau der Feigen.
22. Anpflanzung von Nufsbäumen.
23. Anpflanzung des Punischen Apfels.
24. Von dem Birnbaum.
25. Von dem Anbau der Aepfelbäume.
26. Veredlungsmethoden der Obstbäume.
27. Erweis, daß man Reiser von allerley Bäumen in jeden Baum pflanzen könne u. s. w.

Dieses letztere Buch ist nicht mit unter der Anzahl der von Kolumella verfertigten zwölf Bücher über die Landwirthschaft überhaupt enthalten, sondern es macht eine eigene Schrift aus. Durch die Unwissenheit einiger Abschreiber war es unter jene Bücher gekommen, und hatte die Stelle des dritten Buches eingenommen; so daß also statt zwölf Bücher dreizehn vorhanden waren. Allein Jukundus, der die Aldinische Ausgabe besorgte, nahm es wieder aus seiner unschicklichen Verbindung, und trennte es von dem grösseren Werke. Die besten Ausgaben der Kolumellischen Schriften, die Gesnerische sowohl als die Schneidersche, haben auch diese Ordnung beybehalten, und sie noch mehr gerechtfertiget.

Eigentlich enthält diese Schrift dasselbe, sowohl über den Wein- als über den Obstbau, was sich schon in dem dritten, vierten, und fünften Buche des grösseren Werkes findet. Die Schneidersche Vermuthung dringt sich also hier jedermann als sehr natürlich auf, daß dieses Buch der Zeit nach früher als jene eben ge-

nannte drei andere von Kolumella verfaßt; und nachher diesen zum Grunde gelegt worden sey; da er es sich vorgenommen hatte, den in demselben behandelten Gegenstand in einer bessern Darstellung und weitläufiger zu behandeln. Aus den eraten Worten desselben zu schliessen, so war es das zweite Buch einer Schrift, deren ersteres von dem Anbau der Saategefilde handelte, welches aber verloren gegangen ist, jedoch durch die noch vorhandenen ersten zwei Bücher des grösseren Werkes ersetzt wird. Nur aus dieser frühern Schrift hat Plinius den Kolumella citirt; man findet dieses in mehrern Stellen, die zwar mit dieser, aber nicht mit der grössern, zusammenreffen.

Ausser diesen vier für die Obstbaumzucht und den Weinbau höchst wichtigen hier genannten Büchern, hat sich auch noch ein Gedicht vom Kolumella erhalten, welches ebenfalls noch manches enthält, was für die Obst- und Weinpflege von Bedeutung ist, und sich ferner auch mit einem derselben nahe verwandten Gegenstande beschäftigt. Es ist nemlich dieses das Gedicht über die Pflege der Gärten, oder über den Gartenbau, und es macht das zehnte Buch in dem grössern Werke aus. Als eine Veranlassung zu demselben giebt Kolumella selbst in der demselben vorgesetzten Nachricht für seinen Freund Silvin, dem er das ganze Werk gewidmet hatte, Folgendes an.

„Hier, mein Silvin, empfangen den übrigen Theil der von mir dir, nach meinem Versprechen, zu entrichtenden Zinsen; denn in den vorhergehenden neun Büchern hatte ich dir, in dieser Hinsicht, meine Schuld nicht so abtragen können, als dieses gegenwärtig geschieht. Es ist nemlich der Gartenbau noch übrig, der von den ältern Bauern des Bodens so sehr vernachlässiget wurde, jetzt aber in seiner vollen Blüthe sich befindet; indem während der Zeit, daß bey unsern Vorfahren eine grössere Frugalität anzutreffen war, die Armen sich einer reichern und bessern Kost bedien-

bedienten; weil Hohe und Niedrige auf gleiche Weise von Milch, Mehl, dem Fleische von zahmen Vieh, Wasser und Getreide lebten. Nachdem aber die folgenden Zeiten, besonders aber die unsrigen, auf prächtige und wollüstige Schmausereien einen Werth gelegt haben, und man die Güte einer Mahlzeit nicht nach der Befriedigung des Appetits, sondern nach den dabey gehabten Ausgaben schätzt, so muß der Dürftige im Volke auf bessere Speisen Verzicht leisten, und sich mit den schlechtern begnügen. Aus diesem Grunde muß auch der Gartenbau von uns weit mehr empfohlen werden, als es von unsern Vorfahren geschah; da die in den Gärten gezogenen Früchte jetzt auch mehr gebraucht werden. — Ich würde nun dieses, so wie ich es mir vorgenommen hatte, in ungebundener Rede gethan, und so diese Abhandlung mit dem vorhergehenden verbunden haben, wo mich nicht dein öfteres Andringen zu sehr bestürmt und mich bewogen hätte, von diesem Vorsatze abzugehen, und den Theil des Landbaues, den Virgil in seinen *Georgicis* nicht berührt und der Nachwelt zu behandeln überlassen hatte, *) in der Form eines Gedichts auszuführen.“

„Denn auf keine andere Weise würde ich diese Unternehmung gewagt haben, als nur nach dem Willen des verehrungswürdigsten Dichters, auf dessen Wink ich (obgleich etwas langsam wegen der Schwierigkeit der Sache selbst, jedoch nicht ohne Hoffnung eines glücklichen Erfolgs) einen zu kleinen und fast ganz körperlosen Stoff zu behandeln unternahm; einen Stoff, der übrigens auch so geringfügig ist, daß alles

*) M. s. Plinius B. XIV. S. I. *Quamquam videmus Virgilium praeceleberrimum vatem ea de causa hortorum dotes fugisse. Virgil sagte in dem vierten Ges.*

*Verum haec ipse equidem spatiis disolutis iniquis
Praetereo, atque aliis post commemoranda relinquo.*

was in einem Gedichte über ihn mir gut gelungen seyn mag, nicht sowohl auf seine als auf meine Rechnung geschrieben werden dürfte, da er an und für sich nur wenig anziehende Seiten für seine Behandlung darbietet. Denn ob es gleich viele Gegenstände enthält, von denen etwas gesagt werden kann, so sind diese doch von einem so wenig erheblichen Charakter, daß eben so wenig etwas aus ihnen gemacht werden kann, als nach dem griechischen Sprüchwort, aus unzähligen kleinen Sandkörnern ein Seil gedreht zu werden vermag. *) Jedoch — es mag meine Arbeit ausgefallen seyn, wie sie nur will; sie soll sich kein eigen Lob ertheilen: es ist genug, wenn sie meinen erstern Schriften nur nicht zur Schande gereicht. "

Nach dieser Art von Einleitung erfolgt nun das Gedicht. Dieses enthält ohne allen Zweifel manche wirklich dichterische Stellen. Sein dichterischer Charakter ist wenigstens in Rücksicht auf den Stoff, den es behandelt, immer sehr gut durchgeführt. Es begreift viele für den Gartenbau, der sich mit Blumen und Gemüsen befaßt, sehr wichtige Vorschriften, nebst einer Menge Gewächse von der angegebenen Art, so daß es dem Geschichtsforscher über diesen Gegenstand merkwürdig seyn muß. Diejenige Stelle in ihm, welche unsere Aufmerksamkeit verdient, beginnt mit dem vierhundertsten Verse, und lautet in einer freien Nachbildung so, wie folgt. **)

Wenn des brennenden Sirius Hitze die Früchte
der Bäume
Oeffnet; die dichtgefüllten Bläsgen der schwärz-
lichen Maulbeer
Platzen, und röthliches Blut im Schaume ih-
nen entströmet

*) Snides. εἰς αὐτοῦ σχεσιον πλεσις. ἐπὶ τῶν ἀδυνατων.

**) V. 400.

Dann auch sinkt vom frühen und doppeltra-
genden Feigbaum

Nieder die reife Frucht; es füllen die Körb-
chen die Obstles'

Dann Armenische Pflaumen, gelbliche Spillin-
ge, Pflaumen

Aus dem Gefild' um Damaskus, und Persische
Äpfel, vor Zeiten,

Als in Persien noch sie erwachsen, mit Gifte
geschwängert,

Doch jetzt voll ambrosischen Saftes, zum Ge-
nusse unschädlich

Jetzt auch eilt der Pfirschen Geschlecht zur
Reife; der Landsmann

Von dem Persischen Apfel; nur trägt er klei-
nere Früchte.

Zeitig reifen und füllen mit Saft sich die Grös-
sern aus ihnen

Die uns Gallien sendet, später reifen im
Herbste

Die aus Asien kamen. — Schwerer gedeihen
im Norden.

Aber der Feigen Geschlechter; die Livische,
Chalcidüidsche,

Nebst der Kaunischen, die um den Rang mit
der Feige von Chios

Streitet, die Purpurfarbne, die fette Maris-
cische Feige,

Und die herrlich gestreifte auf rosenfarbenen
Grunde,

Nebst der weissen, der gelb wie die Farbe
des Wachses gefärbten,

Und die gespalt'ne Lybische, nebst der Ly-
dischen rothen. —

Diese Stelle zur Probe, wie Kolumella seinen
Stoff behandelte; auf die in ihr erwähnten Obstsorten
wird weiter unten Rücksicht genommen werden, wenn

die Geschichte der Obstfrüchte selbst vorgetragen werden wird. Jetzt gehen wir über zur

Biographie des Plinius.

Obgleich dieser alte Schriftsteller nur in einer weitem Bedeutung mit zu den Schriftstellern über die Landwirthschaft und folglich auch über den Obstbau unter den Römern gerechnet wird, weil er in seinem großen encyklopädischen Werke nicht als ein eigentlicher Oekonom und Obstbauer, der diese beyden Wissenschaften als praktischer Schriftsteller höher zu bringen versucht hätte, sondern nur als Kompilator alles dessen erscheint, was sich über sie in andern Schriften fand; so dürfte er doch wohl auf eine kleine Erwähnung seiner Lebensumstände in dieser Geschichte ebenfalls auch mit Recht Anspruch machen können, da es doch nicht zu läugnen ist, daß eben die Geschichte der Obstkultur ihm unter allen alten Schriftstellern fast das Mehrste verdanke.

Kajus Plinius Sekundus hatte Verona zu seiner Vaterstadt, und war unter dem Kaiser Tiberius, also im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt, geboren. Sein Geburtsjahr verschweigen alle Römische Schriftsteller, welche über sein Leben Nachrichten ertheilen. Dem Berichte, den uns ein unbekannter älterer Schriftsteller über sein Leben hinterlassen hat, zu Folge, hieß sein Vater Celer und seine Mutter Marzella. Früh schon erhielt er eine gute Bildung, und beschäftigte sich, von einem feurigen alles umfassenden Geiste beseelt, mit allen Wissenschaften und Künsten. Er war Augur, und verwaltete im Dienste des Staats mehrere öffentliche Aemter. Denn so war er z. B. Prokurator in Spanien, und bey dem Ende seines Lebens, Befehlshaber einer Flotte, die in dem Hafen von Misenum lag. Die Blüthe seines Lebens fällt in die Zeiten des Kaisers Vespasian und des Kaisers Titus, an welchem letztern er einen

großen Beschützer fand; weshalb er diesem auch sein großes Werk über die Naturgeschichte widmete. Seinen Grundsätzen nach war er ein Epikureer, übrigens aber ein Mann von unbestholtenem Charakter, und untadelhaften Sitten: Er starb im sechs und fünfzigsten Jahre seines Alters bey einem Ausbruch des Vesuv, zu dem er sich zu nah heran gewagt hatte, von den Dampfvolken des feuerspeienden Berges erstickt. Da der jüngere Plinius, sein Vetter, diesen tragischen Tod erzählt; so sey es erlaubt, den Brief hier einzurücken, in dem sich diese Erzählung findet, und an den berühmten Historiker Tazitus gerichtet ist. Dieser Brief ist folgender. *)

„Du verlangst von mir eine Nachricht über den Tod meines Veters, um eine wahrhafte Darstellung desselben der Nachwelt hinterlassen zu können. Für dieses Gesuch bin ich dir verbunden: denn ich sehe, daß seinem Tode, wenn er von dir erzählt wird, ein unsterblicher Ruhm vorbehalten sey; weil, ob er schon zugleich mit dem Andenken an den Untergang der schönsten Landschaften und die Vernichtung eines Volkes und einer Stadt immer leben, ob er schon durch seine vielen Schriften nie untergehen wird, ihm doch die Unsterblichkeit deiner Werke eine ewige Erinnerung an ihn zusichern muß. Denn indem ich zwar diejenigen für selig halte, welchen durch die Gunst der Götter es gewährt war, entweder solche Thaten zu verrichten, die der Darstellung werth sind, oder solche Darstellungen zu liefern, die des Lesens werth sind, so halte ich doch die nur für vollkommen selig, bey denen beydes der Fall ist. Unter der Zahl dieser Ietztern wird sich nun mein Vetter, sowohl, durch seine eignen Werke als durch die deinigen befinden. Je freudiger ich also den mir gethanen Auftrag aufnehme, um desto mehr wünsche ich das, was du von mir verlangst.“

*) M. s. Plinius Br. B. VI. B. XV.

„Er befand sich zu Misenum als Admiral der Flotte, welche hier vor Anker lag. Es war dieses am ersten November. Ohngefähr gegen sieben Uhr benachrichtigte ihn meine Mutter, daß eine Wolke von ungewöhnlicher Größe und Gestalt sich am Himmel zeige. Er hatte sich schon gesonnt, war kaum aus dem Bade gekommen, hatte erst gegessen und studierte eben. — Er fordert seine Schuhe, und besteigt einen höhern Ort des Hauses, von dem aus man diese auffallende Naturerscheinung am besten sehen konnte. Eine Wolke, von der man wegen der weiten Entfernung nicht wußte, von welchem Berge sie aufstieg (nachher erfuhr man, daß dieser Berg der Vesuv war) hob sich empor, von der Aehnlichkeit und Gestalt einer Fichte; denn, indem sie wie ein sehr hoher Stamm empor stieg, so theilte sie sich in vielerley Aeste. Ich vermuthete, daß dieses daher kam, weil sie von einer frischen Luft empor getrieben, an ihrer obern Spitze entweder von derselben nicht mehr erreicht, oder vielleicht auch durch ihre Schwere niedergedrückt wurde, so, daß sie in den Lüften zerfloß. Ihre Farbe war bald weiß, bald schmuziggrau, und bald fleckig, so wie sie die Erde oder Asche in die Höhe genommen hatte. Da nun der wißbegierige gelehrte Mann die Sache näher zu untersuchen Lust hatte; so befahl er, daß man ein schnelles Liburnisches Fahrzeug in segelfertigen Stand setzen möge, und lud mich ein, ihn, wenn es mir gefiel, zu begleiten. Ich antwortete ihm, daß ich lieber arbeiten möge: wahrscheinlich hatte er selbst mir eine Beschäftigung aufgetragen. Er trat aus dem Hause, und nahm seine Papiere. Die Schiffstruppen von Retina, welche wegen der bevorstehenden Gefahr sich in großer Angst befanden, baten ihn sehr, sich einer großen Gefahr nicht auszusetzen, (denn Retina war ein Dorf das am Fusse des Bergs lag, und man konnte von diesem nur zur See entfliehen). Allein er ändert seinen Vorsatz, und

wucht das muthvoll auszuführen, was er aus Wilsbergierde unternommen hatte. Er befehlt nemlich einigen vierrudrigen Schiffen mit ihm abzusegeln, und besteigt selbst eines von ihnen; denn er wollte nicht bloß den Retinern, sondern auch vielen andern Menschen, welche die schöne Gegend in Menge bewohnten, Hülfe bringen: er eilt dahin, woher andere erschrocken flohen, und steuert in geradestem Lauf der Gefahr entgegen; so gänzlich von aller Furcht befreit, daß er alle Bewegungen, welche diese unglückliche Naturerscheinung machte, alle Gestalten, die er mit seinen Augen wahrnahm, diktirte und aufzeichnete. Schon fiel Asche auf die Schiffe, die, je näher man kam, desto heisser und dichter wurde; schon fielen Bimssteine und kleine von dem Feuer umbrannte und gebrochene schwarze Steine; schon kamen Untiefen, man sah den zerstörten Berg, und die entgegenstehenden nahen Ufer. Er besann sich ein wenig, ob er wieder umkehren sollte; bald aber antwortete er dem Steuermann, der ihn daran erinnerte: den Muthigen unterstützt das Glück! *) fahre zum Pomponianus. Dieser befand sich zu Stabia, welches durch eine Bucht von dem festen Lande etwas abgezogen lag: denn um die krummen und gedehnten Ufer herum ergießt sich erst das Meer hier in den Hafen. Und hier hatte dieser, obgleich die Gefahr noch nicht so gar nahe war, aber doch gesehen werden konnte, seine Sachen auf die Schiffe bringen lassen, auf denen er, wenn der widrige Wind sich legte, abfahren wollte. Als mein Vetter hier angelandet war, und diesen zitternd getroffen hatte, so tröstet und vermahnt er ihn, ruhig zu seyn; und damit er durch seine Sicherheit seine Furcht stillen möchte, so liefs er sich in das Bad bringen. Nach dem Bade nahm er das Abendessen ein; war sehr aufgeräumt, oder, was eben so groß ist, schien es doch zu seyn. Indessen brachen aus

*) Fortes — inquit — fortuna juvat.

1 Vesuv hohe Feuersäulen und Feuerströme her-
 , deren Blitz und Hellung das Dunkel der Nacht
 scheuchte. Um dem Pomponianus die Furcht zu
 ehmen, so sagte er, es wären dieses die brennende
 idhäuser der Landleute, welche von ihren ängstli-
 n flüchtigen Bewohnern durch Zurücklassung des
 iers verwahrloßt worden wären. Nun schlief er,
 l dieß zwar recht ruhig. Denn sein Athemholen,
 ches, da er groß und fett war, mit einigem Ge-
 sch und Schwerfälligkeit geschah, wurde von de-
 , die an der Thüre standen, gehört. Indessen
 r war der Boden vor der Thüre des Gartensaals, in
 er schlief, durch die häufig gefallene Asche und
 issteine so sehr angewachsen, daß dadurch der Aus-
 g versperret werden konnte, wenn er länger in dem
 lafzimmer geblieben wäre. Man weckte ihn also;
 auf er sich zum Pomponianus, und den andern,
 che aufgeblieben waren, begab. Sie berathschlag-
 sich gemeinschaftlich, ob man noch in den Häu-
 bleiben oder vielmehr sich auf das freie Feld be-
 en sollte: denn durch die starken und häufigen Stösse
 en die Gebäude erschüttert, und schienen, in ih-
 Grundveste bewegt, bald hier und bald dorthin zu
 wanken. Und nun fürchtete man doch auch im
 ien der Fall der Bimsteine, obgleich diese leicht
 löcherig waren; indessen erwählte man dieses letz-
 : doch bey der Vergleichung der Unglücksfälle.
 ihm siegte freilich immer nur die eine vernünft-
 Ueberlegung über die andere, bey den andern
 gegen nur die Furcht über die Furcht. — Sie be-
 xten ihre Köpfe mit Kopfkissen, und befestigten
 e mit Tüchern. Dieses sollte ihnen einen Schutz
 en die herabfallenden Steine gewähren. Schon war
 in andern Orten Tag, hier aber allenthalben die
 ste Nacht, die nur durch Fakeln und anderes Licht
 scheucht wurde. Man faßte den Entschluß, sich
 las Ufer zu begeben, um zu sehen, ob man sich

dem Meere anvertrauen könne; dieses war aber immer noch stürmisch, und konnte nicht befahren werden. Hier setzte er sich auf das leinene Tuch nieder, das er abgelegt hatte, und foderte einen Trunk kaltes Wasser, welchen er auch zu sich nahm. Hierauf trieben Flammen, und besonders der Vorläufer derselben, ein Schwefelgeruch, alles in die Flucht. Man mahnte ihn auch dazu an; auf zwei Sklaven gelehnt stieg er auf, sank aber sogleich zusammen, (nach meiner Meynung) weil durch den dicken Dampf die Luft versetzt, und der Magen verstopft wurde, der ohnedem immer schwach, enge, und beständig voller Hitze war. Den dritten Tag nächst dem, den er zuletzt gesehen hatte, fand man seiner Körper ganz unverletzt, und unbedeckt, da er sich nicht bekleidet hatte. Die Lage seines Körpers war mehr die eines Ruhenden, als eines Leichnams. «

Dieses war das Lebensende des thätigen Mannes, das wir hier deshalb mit allen dasselbe begleitenden Umständen haben geben wollen, weil es die Witsbegierde desselben, besonders in Gegenständen, welche die Naturgeschichte betrafen, so genau charakterisirt. Denn sicher war er eben so der witsbegierigste, thätigste und kenntnißreichste, wie Varro der systematisch-gelehrteste, Römer. Es ist etwas Ungeheueres, wie viel dieser Mann geschrieben hat! besonders nach den Nachrichten zu urtheilen, welche sein Vetter uns hierüber in einem seiner Briefe hinterließ: *) und diese seine Schriften betrafen oft ganz verschiedenartige Materien. So schrieb er ein Buch über den Gebrauch des Wurfspiesses bey der Reuterey; eine Lebensbeschreibung des Pomponius Secundus; zwanzig Bücher über die Kriege der Römer in Teutschland, welches Werk er in Teutschland, als er bey der Armee sich befand, schon anfieng, leider aber zum großen Verlust der Menschen- und Kulturgeschichte verloren gegangen

*) M. s. Plin. Br. B. 3. B. 4.

ist; drei Bücher für wissenschaftliche Unterhaltung, und, unter andern, noch sieben und dreyßig Bücher über die Naturgeschichte, unter denen sich auch drei Bücher befinden, welche uns zum Behuf unsrer Geschichte am wichtigsten sind. Sein Vetter, der jüngere Plinius, wundert sich selbst über diese Thätigkeit des Mannes, der ausserdem auch noch als Anwalt vor Gericht nicht selten erschien! Er schreibt dieses seinem offenen Kopfe, seinem anhaltenden Eifer zum Studiren, und besonders seinen häufigen Nachtwachen zu; da er schon in seinem sechs und fünfzigsten Jahre starb, wie schon angegeben worden ist, und doch so viele Schriften hinterliess.

Freilich war er, die drei erstern oben angegebenen Schriften, nach dem Zeugnisse der Alten, ausgenommen, mehrentheils nur Kompilator, und seine ganze Art zu studiren war ganz nach dieser Methode eingerichtet. Er las nicht ein einziges Buch, bey dem er nicht seine Schreibtafeln zur Hand gehabt hätte, um alles, was ihm in demselben wichtig schien, auf der Stelle einzutragen. Und dieses that er entweder selbst, oder liess es durch seinen Sekretär verrichten; wobey ihm übrigens kein Ort oder sonst ein andrer Umstand im Wege seyn konnte. Sogar wenn er Reisen machte, entweder zu Wasser oder zu Lande, saß sein Sekretär bey ihm, der alles, was er ihm diktirte, aufschreiben, und wenn dieses bey strenger Witterung geschah, sich mit Handschuhen verwahren mußte. Mag er also mehrentheils bloß Kompilator gewesen seyn; so ist es doch gewiß, daß eben der Historiker ihn aus diesem Grunde am meisten schätzen muß, da er sich seiner am meisten bedienen kann. Was für Lücken würde nicht die Geschichte der Künste und Wissenschaften, die Geschichte der alten Geographie, die Geschichte der Botanik, der Gartenkunst, des Obst- und Weinbaues u. s. w. haben, wenn seine Naturgeschichte von ihm nicht un-

*) M. s. Plin. am ang. Orte.

vernommen worden wäre? Welch unersetzlicher Verlust ist nicht die verloren gegangene in hundert und sechzig Büchern bestehende Sammlung von Excerpten für die Geschichte der damaligen Litteratur! Wie vieles würde sich durch diese nicht aufklären, worüber wir noch im Finstern sind und wohl ewig bleiben werden; da sich sehr vieles Schätzbare in derselben befunden haben muß. Denn dem ältern Plinius selbst war für sie, da er noch als Prokurator in Spanien sich aufhielt, von einem gewissen Largius Lizinius die so beträchtliche Summe von viermal hundert tausend Thalern geboten worden. *) Er bedurfte aber dieses Geldes nicht, schlug das Gebot aus, und vermachte sie dem jüngern Plinius; nach dessen Tode sie verloren gegangen ist.

Dies von dem Leben und den Unternehmungen des merkwürdigen Mannes: nun zur Darstellung des Inhalts der über die Geschichte des Obst- und Weinbaues von ihm hinterlassenen Bücher.

Diese finden sich, wie schon bemerkt worden ist, in seiner Naturgeschichte, und sind besonders das vierzehnte, fünfzehnte und siebenzehnte Buch.

Inhalt des vierzehnten Buches.

Dieses Buch beginnt er in der ersten Sektion mit der Nachricht, daß er, da er in beyden vorhergehenden Büchern alle die Bäume beschrieben habe, welche in fremden Ländern erwachsen und in ihnen allein gedeihen, nun zur Beschreibung von denen komme, welche in Italien sich befinden. Er erinnert, daß er in dieser seiner Beschreibung sich nicht sowohl auf eine Angabe der Kultur, sondern bloß auf eine Geschichte der Natur derselben einlasse, obgleich die Kultur sehr vielen Einfluß auf ihre Natur habe. Er wundert sich darüber, daß von so vielen Früchten die alten Namen verloren gegangen sind, und setzt dieses in die veränderten Sitten und umgestimmte Denkungsart der Men-

*) M. s. Plin. am ang. Orte.

sehen. — Nach dieser Einleitung behandelt er nun seinen Gegenstand in folgender Ordnung.

2. Natur der Weinstöcke.
3. Natur ihrer Früchte.
4. Zahl der verschiedenen Weinarten. Diese beläuft sich auf 91.
5. Wirkungen der Pflege, die man bey den Weinstöcken anwendet.
6. Aelteste Weinarten.
7. Eigenschaften des Weins.
8. Edle Weine; an der Zahl 50.
9. Ausser italiienische, jenseits des Meeres gebaute Weine; an der Zahl 38.
10. Salzige Weinarten; an der Zahl 7.
11. Süsse Weinarten; an der Zahl 18.
12. Nachweine; an der Zahl 3.
13. Zeit des Ursprungs edler Weinarten in Italien.
14. Postumisches Gesetz vom König Numa in Betreff des Opfers mit Wein.
15. Weinarten, deren sich die Alten bedienten.
16. Weinarten, deren man sich in den Apotheken bediente.
17. Die vier ersten edelsten Weinarten, die in Italien bey Gastmahlen anfangs im Gebrauch waren.
18. Wein vom wilden Weinstock, der Labruska genannt wurde.
19. Nachgemachte Weinarten, gegen 56 Sorten.
20. Honigwein; Hydromel genannt.
21. Essigwein; Oxymel genannt.
22. Weinarten von wunderbaren Eigenheiten, an der Zahl 12.
23. Weinarten, deren man sich nicht zum Opfer bedienen durfte.
24. Weinarten, in denen man die Obstfrüchte einmachte.
25. Wohlriechendes Harz, das man mit zum Wein nahm.

26. Weinessig. Weinhefe.
27. Weingefässe. Weinkelter.
28. Wirkungen des Weins auf den Menschen.
29. Wein von Getreidearten.

Inhalt des fünfzehnten Buches.

1. Geschichte des Oelbaums; seit wie lange dieser in Griechenland, Italien, Spanien, und Afrika angepflanzt worden ist.
2. Natur der Olive und des jungen Oels.
3. Innere Bestandtheile der Olive.
4. Olivenarten; an der Zahl 15.
5. Natur des Oels.
6. Kultur der Oliven.
7. Acht und vierzig Arten nachgemachter Oele.
8. Oelhefe.
9. Obstbaumarten.
10. Quitterarten; an der Zahl 4.
11. Pfirschenarten; an der Zahl 4.
12. Pflaumenarten; an der Zahl 12.
13. Persischer Apfel.
14. Aepfelarten; an der Zahl 30.
15. Neueste Aepfelarten.
16. Birnarten; an der Zahl 41.
17. Verschiedenheit der Edelfreier von den Bäumen, in welche sie eingesenkt worden.
18. Aufbewahrung des Obstes und der Trauben.
19. Feigenarten; an der Zahl 29.
20. Geschichte der Feigen.
21. Methode die Reife der Feigen zu befördern.
22. Mispelarten; an der Zahl 3.
23. Speierlingsäpfel; vier Arten.
24. Nufsarten; an der Zahl 11.
25. Kastanienarten.
26. Schotenarten.
27. Fleischartige Obstsorten. Maulbeeren u. s. w.
28. Erdbeer- oder Meerkirschen-Baum.
29. Beerenarten.

30. Kirscharten; an der Zahl 9.
31. Korneliuskirschen.
32. Dreizehn verschiedene Modifikationen des Geschmacks.
33. Farbe und Geruch jedes besondern Saftes.
34. Verschiedene Natur der Obstarten.
35. Die Myrthe.
36. Geschichte derselben.
37. Arten derselben; an Zahl 11.
38. Gebrauch derselben bey dem Triumph in Rom.
39. Lorbeerbaum. Dreizehn Arten desselben.
40. Geschichte des Lorbeerbaums.

Inhalt des siebzehnten Buches.

1. Hoher Werth der Frucht- und Prachtbäume in den frühern Zeiten Italiens.
2. Verhältniß des Klima's und der Witterung zu den Obstbäumen.
3. Die beste Erde für den Obstbaum.
4. Acht Erdarten, die in Griechenland und Gallien anzutreffen waren.
5. Gebrauch der Asche.
6. Dünger.
7. Bäume, welche Erdstoff machen, und welche ihn verzehren.
8. Benutzung des Düngers.
9. Tragbarkeit der Bäume.
10. Fortpflanzung aus dem Saamen.
11. Bäume, die nie ausarten.
12. Bäume, die aus Reisern erwachsen.
13. Bäume, die aus abgerissenen Auschößlingen erwachsen.
14. Pflanzschulen.
15. Anpflanzung und Erziehung der Ulmbäume.
16. Setzgruben für die Bäume.
17. Zwischenräume der Bäume.
18. Schatten der Bäume.

19. Anlegung von Wasserrinnen.
20. Schnell und langsam erwachsende Bäume.
21. Bäume, die aus Absenkern erwachsen.
22. Veredlung durch das Pfropfen.
23. Veredlung durch das Inokuliren.
24. Veredlungsmethode.
25. Veredlung des Weinstocks durch das Pfropfen.
26. Veredlung durch Einäugelung eines grossen Stückes Rinde.
27. Bäume, die aus dem Ast erwachsen.
28. Bäume die aus Astpflocken erwachsen.
29. Pflege der Olivenbäume.
30. Zeitpunkte des Veredelns.
31. Umgraben der Wurzeln an den Bäumen.
32. Weidenpflanzungen zum Behuf des Weinbaues.
33. Rohrpflanzungen zum Behuf des Weinbaues.
34. Andere Holzpflanzungen zum Behuf des Weinbaues.
35. Einrichtung der Weinberge.
36. Mittel, um zu verhüten, daß die Weintrauben von Thieren nicht angegangen werden können.
37. Krankheiten der Obstbäume.
38. Widernatürliche Erscheinungen an Obstbäumen.
39. Mittel gegen die Krankheiten der Obstbäume.
40. Methode Wasser an die Bäume zu bringen.
41. Zeitpunkte, in denen dieses geschehen muß.
42. Reinigung der Bäume von dem Rost durch das Messer.
43. Mittel die Natur der Bäume zu verbessern.
44. Mittel zur Verbesserung der Natur des Feigenbaums.
45. Fehler beym Baumschnitt.
46. Nutzen und Gebrauch des Düngers.
47. Heilmittel bey äussern Schäden der Obstbäume.

Aus dieser Inhaltsanzeige der drei naturhistorischen den Obst- und Weinbau betreffenden Bücher wird man die oben ertheilte Bemerkung über sie, als

bloßer kompilatorischer Arbeiten, hinlänglich bestätigt finden. Man trifft in ihnen alles ohne Ordnung, ohne Plan, aufgestellt, und nur in dem Zusammenhange, in welchem Plinius seine Excerpte in seine Commentarien oder Sammlung einzutragen gewohnt war. Indessen — sehr vieles Schätzbare findet sich doch in ihnen, was wir vergebens in andern suchen würden.

Üebrig wäre es nun noch, daß der Inhalt des drei und zwanzigsten Buches seiner Naturgeschichte, welches die Arzneimittel enthält, die man zu der damaligen Zeit aus den Obstfrüchten zog, noch angegeben würde. Allein da wir diesen Gegenstand selbst bey den Aerzten, Dioskorides und Galen, behandelt finden, so übergehen wir diese Anzeige hier gänzlich.

Palladius.

Ohngefähr gegen hundert Jahre später als Kolumella und Plinius lebte Palladius Rutilius Taurus Aemilianus. Könnte man dem hier angeführten Namen Rutilius, als einem Geschlechtsnamen, trauen, so wäre er aus einer der ältesten und vorzüglichsten Familien Roms entsprossen, und man könnte dann auch mit einigem Grunde annehmen, daß er in Rom geboren sey. Allein diese Annahme bleibt immer sehr ungewiß. Wahrscheinlicher wird es aus seinen Schriften, daß er die mehrste Zeit seines Lebens in Italien und Sardinien zugebracht, und sich mit der Landwirthschaft viel beschäftigt habe. Er scheint ferner auch ein begüterter Mann gewesen zu seyn; da er selbst sagt, daß er sowohl in Sardinien als um Neapel herum Landgüther besessen habe, auf denen er den Obstbau fleißig trieb. *)

Seiner Schreibart und seinem Ausdrücke zu Folge fällt er in das sogenannte eherne Zeitalter der lateinischen Sprache. Sein Styl ist der gerade Gegensatz von

*) M. s. Palladius. Maerz 10, 16.

dem des Kolumella. Bediente sich dieser unter allen Schriftstellern über die Landwirthschaft unter den Römern der gewandtesten und lebhaftesten Sprache; so schrieb jener unter allen am meisten unbehülflich und trocken; und so kann man aus der Vergleichung dieser beyden Schriftsteller sich sehr leicht und vollständig belehren, wie schnell der Genius der lateinischen Sprache selbst in dem kurzen Zeitraum von nicht völlig hundert Jahren schwand.

Von diesem Schriftsteller haben sich indessen, nicht ohne einen beträchtlichen Gewinn für die Geschichte unsrer Wissenschaft, vierzehn Bücher über die gesammte Landwirthschaft erhalten, in welchen besonders die Darstellung des Obstbaues den größern Theil vor allen andern Gegenständen dieser Art einnimmt. Aus der Einrichtung derselben läßt es sich auch vermuthen, daß er mit ihnen seinen Zeitgenossen sehr nützlich gewesen sey. Er war nemlich der erste, welcher einen Römischen Wirthschaftskalender schrieb, der in Monate abgetheilt, und in dem folglich angegeben ward, was man in jedem Monate zu thun hatte. Ohnstreitig war eine solche Anlage seines Lehrbuchs für den Landmann von großem Nutzen, da dieser durch dieselbe allezeit die bestimmten Geschäfte in jedem Monat erfuhr; uns aber dient er vorzüglich in dem Punkte der Geschichte der Obstkultur, der die Zeitpunkte betrifft, in welchem die Alten diese oder jene dazugehörigen Geschäfte vornahmen, zu einer bestimmten und sichern Nachricht.

Inhalt dieses Wirthschaftskalenders.

1. Buch 1.

Dieses ist eine Einleitung zu dem Kalender, und enthält eine Abhandlung überhaupt von dem, was zu einer Wirthschaft auf dem Lande gehört. Es umfaßt 34 Abschnitte.

Kulturgesch. des Obstbaues. 1 Th.

Bb

2. Buch 2.

Dieses führt den Titel *Januarius*, und beginnt also den eigentlichen Kalender. Es umfaßt 23 Abschnitte, unter denen besonders der fünfzehnte von den Obstbäumen weitläufig handelt.

3. Buch 3.

Der *Februarius*. In diesem Buche sind 34 Abschnitte enthalten, von denen die Abschnitte 9 — 17 den Weinbau und die Abschnitte 18 — 26 den Obstbau betreffen.

4. Buch 4.

Der *Martius*. Die Zahl der Abschnitte dieses Buches beläuft sich auf 16. Von diesen handeln Absch. 1 u. 7 vom Weinbau, und Absch. 10 vom Obstbau.

5. Buch 5.

Der *Aprilis*. Dieses Buch enthält 8 Abschnitte. Der zweite behandelt die Pflege der Oliven.

6. Buch 6. Der *Majus*. Die Zahl der Abschnitte desselben ist 18. Die Absch. 2 u. 3 handeln vom Wein- und Obstbau.

7. Buch 7. Der *Junius*. In diesem finden sich 13 Abschnitte. Absch. 3 und 5 betreffen den Wein- und Obstbau.

8. Buch 8. Der *Julius*. In diesem sind 10 Abschnitte. Abschnitt 3 handelt vom Einäugeln.

9. Buch 9. Der *Augustus*. 14 Abschnitte, Absch. 2, 3 handeln kurz vom Weinbau.

10. Buch 10. Der *September*. 19 Abschnitte. Die Absch. 11, 14, 10, 17, 18 enthalten den Obst- und Weinbau.

11. Buch 11. Der *October*. 23 Abschnitte. Fast alle handeln von dem Wein- und dem Obstbau.

12. Buch 12. Der *November*. 23 Abschnitte. Die Abschnitte 3, 4, 5, 7, 9, 10, 12, 16.

- 17 — 23 handeln vom Obst - Wein - und Olivenbau.
 13. Buch 13. Der December. 7 Abschnitte. Die Abschn. 2. 4. betreffenden Wein- und den Obstbau.

Inhalt des dreizehnten Buches.

Dieses enthält ein Gedicht, in dem einige der damals üblichsten Veredlungsmethoden, so wie sie der Zeit nach ihren Ursprung genommen hatten aufgezählt werden. Gegen des Palladius übrige Schreibart gehalten ist es immer noch ganz erträglich gearbeitet. Freilich darf man weder den Genius eines Kolumella, und, am allerwenigsten, den eines Virgil in demselben suchen wollen. Denn so sehr als es auch scheint, daß er durch dieser beyden Männer Vorgang zu demselben veranlaßt worden sey; so wenig findet sich doch etwas von dem Schwunge ihres Geistes in demselben. Wir übergehen es also.

Mit Palladius schließt sich nun die Zahl der Römischen Schriftsteller über die Obstkultur in dieser Periode, deren Schriften bis auf unsre Zeiten sich erhalten haben. Diese Zahl beläuft sich bis auf vier. Viele andere, die sich in diesem Zeitraume noch weitläufig über dieselbe verbreiteten, sind verloren gegangen, und wir finden von ihnen größtentheils weiter nichts als nur ihre Namen noch erhalten. Ausserdem hat man zwar noch einen Ausonius Pöpmä, einen Dioskorides, einen Galen, Celsus, Makrobios, u. s. w., und unter den Kirchenvätern einen Tertullian, Rufin, und noch mehrere andere, welche hie und da etwas von dem Zustande der Obstkultur zu ihrer Zeit sagen; allein, da dieses doch immer mehr gelegentlich geschieht, so würde eine umständlichere Anführung derselben uns zu sehr ins Weitschweifige führen. Wir gehen also zunächst über zu der Aufzählung der Schriftsteller in dieser Periode, welche verloren gegangen sind.

*Verzeichniß der verlohren gegangenen Schriftsteller
über den Obstbau in diesem Zeitraume.*

I. Römer.

1. Fabius Pictor.
2. Trogus.
3. Hyginus.
4. Flaccus Verrius.
5. Julius Attikus.
7. Tregilla.
8. Flavius.
9. Dossenus Mundus.
10. Skaeuola.
11. Aelius.
12. Attejus Kapito.
13. Kotta Messalinus.
14. Luzius Piso.
15. Pompejus Lenaeus.
16. Fabianus.
17. Sextius Niger.
18. Vibius Rufus.
19. Kloatius.
20. Sura Mamilius.
21. Aemilius Macer.
22. Kalpurnius Bassus.
23. Kajus Epidius.
24. Antonius Kastor.

II. Griechen.

1. Evasistratus.
2. Komiades. Dieser schrieb ein besonderes Werk über die Bereitung der Weine.
3. Aristomachus.
4. Hikesius.
5. Themiso der Arzt.
6. Onesikritus.
7. Aristander. Dieser schrieb ein Buch über die widernatürlichen Erscheinungen an den Bäumen.

III. Afrikaner.

1. Juba der König. Indessen fällt doch dieser mehr in den vorhandenen Zeitraum; obgleich seine Schriften mehr in dem gegenwärtigen benutzt wurden.

Verzeichniß der in diesem Zeitraume vorhandenen Obstsorten.

Die Vermehrung der Obstfrüchte über Europa's Länder und Insel, als in Italien, Gallien, Spanien, in dem an dem Rhein gelegenen Deutschland, und in den Inseln Sizilien, England und Sardinien hatte in diesem Zeitraume ungleich bedeutendere Fortschritte, sowohl in Rücksicht auf die Menge und GröÙe der Länder, als die Benutzung derselben für den Obstbau, gemacht, als in den zwei demselben vorhergegangenen weit gröÙeren Perioden. . . Besonders aber waren die Arten derselben, während dieses Zeitraumes, sehr vielfältigt worden. Alles was der Zufall und der Fleiß der Menschen hiezu hatten beytragen können, das war vorzüglich in ihm geschehen; und so bietet sich denn auch in ihm der Zustand der Obstkultur in der höchsten Blüthe dar, in welcher er sich in der alten Welt befunden hat.

Durch das sorgsame Bestreben der Römer, diesen Gegenstand der Befriedigung des menschlichen dringendsten Bedürfnisses vorzüglich zu begünstigen, waren nicht nur die verschiedensten Arten der Obstfrüchte aus den entferntesten Ländern, zu denen sie als Eroberer gedrungen waren, in ihr ursprüngliches Vaterland, in Italiens Boden, gebracht worden; sondern sie hatten diese in der Folge auch den Ländern zugeführt, welche arm an ihnen waren, als sie durch ihre Cohorten den Nacken der Völker derselben unter das Joch der Römischen Siegesgöttin beugten. Das, was sie aus den Provinzen und Inseln Griechenlands, Kleinasien, Syriens, Aegyptens und Afrika's nach Italien

verpflanzten, dieß trugen sie selbst wieder weiter nach Spanien, Gallien, Deutschland und England. Die Kirschen fand Lukullus in dem hintern Kleinasien, in dem Pontus: hundert und zwanzig Jahre darauf waren sie schon nach England, als die Eroberung dieses Landes durch Julius Cäsar geschehen war, gebracht worden; und sie hätten also den weiten Weg zwischen den beyden Extremen der alten bekannten Welt so schnell gemacht. Die Pirschmandeln fand Sextus Papinius in Afrika zur Zeit Augusts, und brachte sie nach Italien. *) Plinius kannte diesen Mann noch als Konsul; und zu seiner Zeit hatte sie sich schon in zwei Arten getheilt, von denen die eine schon in dem obern Italien, bey Verona erzogen wurde. Die schönsten Feigen fand Luzius Vitellius, **) der Censor in Syrien, da er sich als Legat in dieser Provinz aufhielt, und brachte sie von da nach Albanien in Italien. Wenige Jahrhunderte darauf wurden auch diese in dem innern Gallien sowohl als Spanien angebauet; denn die Güte dieser Feigen rühmt Julian Apostata gar sehr. ***) Und so finden sich denn noch eine große Menge anderer Früchte, die aus den entlegensten östlichen Ländern, den Wiegenländern des Obstbaumes, ihre Reise schnell in die entlegensten westlichen Gegenden Europa's gemacht hatten.

Der erobernden Römischen Republik und den erobernden Römischen Kaisern ist also auf keine Weise das Verdienst abzusprechen, das laut den Annalen der Geschichte ihnen zukömmt, das Verdienst nämlich: die Obstkultur im Allgemeinen mehr als irgend ein anderes eroberndes Volk der Erde befördert zu ha-

*) M. a. Plinius N. G. B. XV. S. 14.

**) M. s. Plinius N. G. B. XV. S. 21. Eben dieser hat auch die Pistazien aus Syrien nach Italien gebracht.

***) M. a. den 14ten seiner Briefe, der an den Serapion gerichtet ist, und ganz von der Vortrefflichkeit dieser Feigen handelt.

ben. Es kann den Römern unter diesen beyden Perioden ihrer Staatsverfassung nicht der Ruhm versagt werden, der in Hinsicht der Beförderung des inneren häuslichen Wohlstands der Menschheit von so hoher Bedeutung ist, daß durch ihre Bemühungen die Kultur des Bodens durch den Obstbaum, welche der Kultur desselben durch die Getreidefrüchte immer vorgeht, in dem Orient mit der Kultur desselben in dem Occident in die lebhafteste Verbindung gesetzt wurde. — Zwar, sie nahmen dem einen Volke, was sie dem andern gaben: indessen sie nahmen es doch nur dem, welches das Genommene gerne entbehren konnte, und trugen es zu dem, welchem das Gebrachte Noth that! Der Friedenszweig, den sie diesem letztern darreichten, mußte ihm um so erfreulicher seyn, da er ihm nicht zur Verhinderung seiner Wohlfarth versagt, sondern vielmehr zur Erhöhung derselben zugeführt wurde, denn er war der Zweig der fruchttragenden Olive und des erfreuenden Obstbaums!

Man denke sich doch einmal die ganze Epoche des erobernden Römischen Volkes aus der Geschichte weg, und lasse entweder eine allgemeine, durch weitgreifende Eroberungskriege nicht gestörte Völkerruhe, oder einen Krieg ein Hervordringen bloß wilder Völkerstämme selbst aus dem Orient in den Occident, ja — ich gehe noch weiter — man lasse nur Karthager an die Stelle der Römer treten: — würde denn wohl für die frühere Obstkultur Europa's so gesorgt worden seyn, als dieses doch durch die Römer geschah? — In dem erstern Falle konnte, den Verhältnissen zu Folge in denen die Völker der damaligen Zeit mit einander standen, keine Kommunikation der Kultur des Orients mit dem Occident bewürkt werden: denn fast jedes Volk lebte damals isolirt, und was es mit einem andern in Vereinigung brachte, das war entweder Krieg oder Handel. Fehlte nun der Krieg, und war bloßer Handel da, so ist zu bemerken, daß

dieser letzte sich in den mehrsten Ländern nur auf den Küsten hin erstreckte; bey den wenigsten und nur bey den kultivirten stieg er in das Innere des Landes hinab. Italien und Griechenland ausgenommen lag aber nun das ganze Europa damals in einem kulturlosen Zustand. — In dem zweiten Falle bleibt die Beförderung der Obstkultur aus dem Orient in den Occident eben so wenig wahrscheinlich. — Wenn wilde Horden aus dem einen Lande sich in ein anderes stürzen, so geschieht dieses entweder: wenn sie von einem mächtigen Volke gedrängt werden; oder: wenn sie das erste Land ausgesogen haben, so, daß es ihnen nichts Wünschenswerthes mehr zu enthalten scheint, und wenn sie in dem zweiten mehr für ihre Bedürfnisse zu finden glauben. Drängt sie ein mächtigeres Volk; so erlaubt es ihnen schwerlich die Zeit und die Noth, ausser ihren tragbaren Sachen noch etwas anderes mitzunehmen, wodurch sie das künftighin von ihnen zubewohnende Land fruchtbar machen könnten. Treibt sie der Mangel an Bedürfnissen aus einem Lande; so halten sie es natürlich nicht der Mühe werth, etwas von der Art aus demselben mit weg zu nehmen. — Also von solchen Völkern läßt sich für die Verbreitung der Kultur des Bodens auch bey ihren Kriegen nichts erwarten. — Was aber endlich den dritten Fall betrifft; nemlich: daß auch durch die Karthager nicht die Obstkultur in dem westlichen Europa so gut als wie durch die Römer hätte bewürkt werden können; so sind die Gründe für diese Meynung folgende.

Der erste von diesen Gründen ist hergenommen von dem politischen und häußlichen Charakter, und der zweite von der geographischen Lage der Karthaginienser.

Der Karthaginienser war seines Ursprung und seiner Erziehung nach Kaufmann, und nur aus höchster Noth Ackerbauer. Er war ein Sohn uralter Kaufleute an der Phönizischen Küste in Asien, und hatte den

Geist seiner Väter mit hinüber nach Afrika zwischen die Wüsten Libyets genommen. Wenn er also fremde Völker besuchte, so kam er als Handelsmann; er brachte seine Waaren, tauschte sie gegen andere ein, und fuhr, nach richtig geschlossenem Handel, wieder ab, um wieder neue herbeizuführen. Er war ein Seemann, und kam also nur bis an die Küsten der von ihm besuchten Länder. Da er nun voll Speculationsgeist war, und da ihm, als den einzigen bedeutenden Seefahrer der damaligen Zeiten, die Küsten aller Länder offen standen, so liefs eben dieses es nicht zu, tiefer in das Innere der besuchten Länder einzudringen, und sich da um etwas anderes als um den Handel daselbst zu bekümmern, wenn auch dieses tiefere Eindringen bisweilen vorfiel. — Ein Volk, das ursprünglich für den mühsamen Ackerbau keinen Geist erhalten hat, das von dem einträglichern Handel lebt, wird sich nie um dem erstern in fremden Ländern bekümmern, am wenigsten wird es dieses daselbst verbreiten. Man müßte ihm denn eine ganz andere Richtung geben; welches aber ohne die dringendste äussere Umstände nicht nöthig ist. — Die Besitzungen, welche die Karthager in fremden Ländern; und dieß zwar in Spanien hatten, waren also ursprünglich so wenig Territorialbesitzungen, zur Beförderung der Kultur des Bodens angelegt, als dieses die Besitzungen der Portugiesen und Spanier an der Goldküste von Guinea ehemals waren; sie waren weiter nichts als Faktoreien, welche den Absatz und Eintauch der Waaren besorgten. Ja wahrscheinlich würden sie auch nie in das Innere des Landes gedungen seyn, wenn sie nicht die Eifersucht der Römischen Republik mit bewaffneter Hand, um ihre Handlungsplätze zu sichern, dahin gezogen hätte. — Also schon von diesem gewifs sehr bedeutendem Grunde aus läßt es sich nicht als wahrscheinlich annehmen, daß der Karthager die Obstkultur in Europa befördert haben würde.

Der zweite Grund ist hergenommen von der geographischen Lage des Volks; und hoffentlich wird doch diese niemand sowohl für die Erzeugung der Obstfrüchte, als für die Verbreitung derselben in Europa für glücklich ausgehen wollen? — Zwar, man hat Schriftsteller über den Ackerbau und die Obstbaumzucht unter den Karthaginiensern, man hat sogar Früchte, die von Karthago nach Italien gekommen sind: allein wie wenig sind es nicht dieser Schriftsteller im Vergleich mit den Römern? und dann waren es ja nur einige Feigen und Pflaummandeln die von Karthago nach Rom übergegangen sind! — Dafs unsre Birnen, Aepfel und Kirschen *) in dem Boden um Karthago angebaut worden wären; darüber ertheilt die Geschichte gar keine Nachricht; und der Beschaffenheit des Bodens und des Klima's um Karthago zu Folgerist dieses auch nicht wahrscheinlich; Karthago lag ja gegen Süden hin von brennenden Sandwüsten umzogen. Das Land war ein Sandland; die verzehrende Winde der Wüste wurden durch keine kühlere Seeluft, durch kein Waldgebürge gemildert. Die vorhin genannten Obstarten, ursprünglich in weit nördlichern Graden zu Hause, würden also hier auch nicht haben angebaut werden können. Nur die in wärmern Ländern entstandene Feige und Pflaummandel, nebst dem Granatapfel vermochten es in ihm auszudauern. Wenn nun die Karthager die Obstfrüchte selbst nicht kannten, welche jetzt Europa bedecken, wie hätten sie dieselben von ihrem Lande aus verbreiten können? Was sie von ihnen wußten, das hatten sie wahrscheinlich in Sizilien erstlich kennen gelernt, und dort aus Noth angebaut.

*) Von den Kirschen versichert dieser Plinius ausdrücklich, mit den Worten: Eadem (cerasa) ut diximus in Aegypto nulla cura potuere gigni. M. s. B. 15 K. 30. So wenig als die Kirschen nun für das sandige Aegypten waren; eben so wenig waren sie auch für das gleichfalls sandige Karthago.

Nach Erwägung dieser Rücksichten, läßt es sich daher leicht begreifen: wie die Karthager für die Verbreitung des Obstbaues in Europa nie dasselbe hätten werden können, was die Römer waren. Man vergleiche sie nur mit den Verhältnissen, welche die Römer in dieser Hinsicht begünstigten.

Erstlich der politische Charakter der Römer war vom Anfang an für den Landbau gestimmt. Sogleich ihr erster König, Romulus, ertheilte bestimmte Gesetze darüber; und diese wurden von dem zweiten ihrer Könige, dem Numa Pompilius, bestätigt und erweitert. Ihre Urväter waren unter diesen beyden Königen eine aus mehrern Nationen Italiens zusammengefloßene Kolonie, die sich nicht an einer Meerküste, sondern mehr nach dem Innern des Landes zu ansiedelte, die keine Schiffahrt verstand, nicht einmal den Fischfang in der Tiber übte; und gleich von Anfang an zur Fristung ihres Lebens sich mit dem Ackerbau beschäftigte. Eine Kolonie, die, als sie von Tag zu Tage wuchs, zur Vergrößerung ihres Territorialbesitzes durch Unterjochung der benachbarten ebenfalls auch den Landbau treibenden Nationen genöthigt wurde. Landbau und Eroberungskrieg wurden also die gewöhnlichen Beschäftigungen dieser Nation, und das Streben nach diesen beyden ward in ihrem Geiste fest gegründet. Das Land, das sie erobert hatten, wollten sie nicht bloß plündern; sondern die schönsten Gegenden desselben wollten sie auch besitzen. Daher findet man es auch in der Geschichte ihrer Kriege immer als einen auszeichnenden Zug: daß sie die besiegten Völker, die sich ohngefähr den aufgelegten Tribut nicht hatten gefallen lassen wollen, und sich wieder empörten, allemal um einen Theil ihres Landes strafen. In einem solchen Theile des von ihnen eroberten und besessenen Landes schritten sie

nun vogleich zur Kultur des Bodens desselben durch den Landbau.

Dass der Hang zum Besitzen und Benutzen des Bodens eine auszeichnende Eigenheit des Römischen Nationalcharakters war, dieses beweisen ja die unzähligen Beyspiele der ausgezeichnetsten Männer dieses Volkes, besonders zu der Zeit, als die Republik in der höchsten Blüthe ihrer Macht sich befand! Diese alle hier anzugeben würde aber unnöthig seyn, da jeder, der die Namen dieser Männer kennt, gewiß auch einer weitem Bestätigung dieser Bemerkung nicht bedarf. Es ist genug zu diesem Ende nur den einzigen hinlänglich charakterisirenden Ausspruch Ciceros, des geschmackvollsten Gelehrten und beredtesten Staatsmannes seiner Zeit, anzuführen: daß nichts herzerhebender, nichts würdiger sey, als die Kultur des Bodens! — In diesem Ausspruche ist das innigste Streben des Römischen Nationalgeistes nach dieser Wissenschaft bezeichnet.

Es war aber wahrscheinlich nicht bloß Modeton bey den Römischen Großen, sich mit dem Landbau während ihrer müßigen Stunden zu beschäftigen; wie dieses vielleicht in den neuern Zeiten mehr der Fall zu seyn pflegt. Nein — sondern theils alte von den Vätern aufgeerbte Sitten; *) theils auch die Annehmlichkeiten des Landbaues selbst hatten die Beschäftigung mit ihm zum Bedürfnis gemacht. Der Römische Patrizier und Plebeier, er mochte nun Konsul seyn oder Privatmann, haute den Boden in den ersten Zeiten deshalb, weil sein Vater und Urgroßvater eben dasselbe gethan und eben dieses ihm als nothwendig empfohlen hatten. In den spätern Zeiten, als er das

*) Kato sagt in seinem Buche über die Landwirtschaft K. I. Et virum bonum cum (maiores nostri) laudabant, ita laudabant: Bonum agricolam bonumque colorem. Amplius laudari existimabatur, qui ita laudabatur.

asiatische kontemplative Leben kennen gelernt hatte; als es ihm in den schattigen Hainen von Ulm- und Obstbäumen, zwischen den Traubengeländern des Weinbergs seiner Villa besser behagte, als in der dumpfigen ungesunden Stadt, da betrieb er den Anbau desselben mit aller Sorgfalt; weil dieser ihm nur allein den vollkommensten Lebensgenuss gewähren konnte. Gärten- und Weinbergsanlagen zu besitzen, war ein Gegenstand des Luxus geworden, wie schon oben von uns erinnert worden ist. Allein mit einigen war man nicht zufrieden; sondern man mußte deren mehrere, und dieses zwar in den verschiedensten Provinzen Italiens haben. Man pries nur denjenigen Römer für glücklich durch Reichthum, der sich der mehrsten Besitzungen rühmen konnte. Lukullus besaß Landgüther bey Rom und bey Neapel; Krassus hatte sie in Lukanien und im Sabinerlande; *) der jüngere Plinius pflegte seine Musse auf dem Landgute bey Misenum in Kampanien, in seinem Laurentinum bey Rom, und in seinen herrlich angelegten Tuszis in Thuszien an dem Fusse der Apenninen in dem obern Italien; Palladius lebte theils auf seinen Villen in Italien und in Sardinien. — Die Begierde, Besitzungen zu haben, war also gewissermaassen nothwendig und allgemein. Wer sie nun in Italien nicht haben konnte, der bereitete sie sich in den eroberten Provinzen. Und hier hatte er ja, besonders wenn er ein öffentliches Amt verwaltete, genug Gelegenheit, sich Besitzungen zu erwerben, und sie, wenn er schon welche besaß, zu vergrößern! Die Geschichte belehrt uns vielfältig, daß dieses, und wie dieses geschah.

War es aber dem Römer nicht bloß um den Besitz einer grossen Strecke Landes, sondern vielmehr um die Verannehmlichung derselben für ihn zu thun; so läßt es sich leicht denken, daß er dieselbe eben so, als wie es in Italien geschah, mit Wein und Obstfrüch-

• *) M. s. Persius Sat. II.

ten zu besetzen gesucht haben wird. Und so bewirkte er denn diesem seinem Charakter zu Folge, die Kultur des Bodens durch den Wein und den Obstbau in den eroberten abendländischen Ländern Europa's; wie auch übrigens die einzeln von der Geschichte ertheilten Nachrichten dieses bezeugen.

Zweitens läßt es sich ferner nicht läugnen, daß die geographische Lage Italiens für die von ihr aus zu verbreitende Obstkultur Europas weit günstiger war, als die von Karthago. Es fällt dieser Vorzug nur zu sehr in die Augen. Zuerst schon die natürliche Lage des Landes, da es mit dem andern Europa zusammenhängt. Seine Obstfrüchte konnten also auf dem natürlichsten, sichersten, und leichtesten Wege fortgepflanzt werden. Dieses konnte bey Karthago nicht statt finden. — Zweitens: die natürliche schon in den frühesten Zeiten vorhandene Fruchtbarkeit des Bodens; die Freundlichkeit des Himmels, und die bald auf - bald absteigenden und bald eben liegenden Gegenden in demselben. Und endlich drittens seine benachbarte und an Griechenland nah anstoßende Lage; seine geringere Entfernung von Kleinasien und Syrien; die Menge seiner Küstengegenden, wodurch es möglich ward, daß durch die Herbeyführung fremder Obstfruchtbäume an vielen Orten die allgemeinere Verbreitung derselben bewirkt, und sie deshalb auch leichter wieder in andere Länder abgesendet werden konnten. — Nur ein solches Land, das zwischen dem Orient und dem Occident gewissermaßen in der Mitte lag, und von einem für den Ackerbau so betriebsamen Volke bewohnt wurde, nur ein solches war dazu geeignet, die Brücke für den Uebergang der Obstkultur aus der Urwelt in unsere Länder abzugeben.

Wie erfreulich ist es daher nicht, wenn man in diesem Lande die Zahl der Arten der Obstbäume in einem so sehr kurzen Zeitraume so ansehnlich vermehrt findet. Wenn man sieht, wie die einfachen Achrades und Ochne

des Homer, in ihm besonders sich zu der ungeheuern Menge von Birnsorten zu erheben angefangen haben, die wir gegenwärtig zählen.

Die Birnen.

A. Birnen, die ihren Namen von Städten hatten, wo sie zuerst angezogen worden waren.

1. Die Krustumischen Birnen. Eine neue Birnsorte, welche Kato noch nicht kannte, und deren Varro wenigstens noch nicht gedenkt; ob es gleich nicht ganz unwahrscheinlich ist, daß sie zu seiner Zeit schon vorhanden gewesen sey, da Virgil sie mit anführt. Sie erwuchs bey der Stadt Krustumium in Italien und hatte von dieser ihren Namen bekommen. Nach dem Urtheil des Plinius war sie die vorzüglichste aller damals vorhandenen Birnarten in Hinsicht auf die Lieblichkeit ihres Geschmacks.*) Und es wird deshalb um desto auffallender, wenn Celsus, der doch von mehrern Gelehrten in gleiche Zeit mit Plinius gesetzt wird, von ihnen angiebt: daß sie mit zu den säuerlichen Birnen gehörten, welche von dieser Seite zur Stärkung des Magens von einem guten medizinischen Gebrauche wären. Er nennt sie freilich nicht Krustumische, sondern Krustuminische Birnen. Sollte also vielleicht die von ihm genannte Sorte von der unsrigen verschieden gewesen seyn? — Allein andere spätere Schriftsteller nennen sie doch auch Krustuminische, und führen gar keine Krustumische an.***) — Vielleicht ist, um diese beyden Schriftsteller zu vereinigen, die Vermuthung nicht unrichtig: daß Plinius und Virgil diese Birnen um

*) Plinius sagt N. G. B. 15. 8. 16. Cunctis autem Orastamia gratissima.

**) M. s. Makrobius Saturn. B. 14. K. 15. und Columella B. 5. K. 10.

Krustumium selbst angebaut kannten, in welcher Gegend sie vielleicht allein gut erwachsen; Celsus aber sie in andern Gegenden antraf, wahrscheinlich in den nördlicheren, wo sie nicht so gut gediehen; indem sie weder den alten Boden, noch denselben glücklichen Standpunkt hatten. Der von ihm veränderte Name erhebt zum wenigsten diese Vermuthung fast zur Gewißheit. Die Stadt, von der sie ihren Namen hatten, hieß ja nicht Krustuminum, sondern: Krustumium. Was von dieser Stadt sich herschrieb, hieß also Krustumisch; und so mußten denn auch die in oder bey ihr entstandene Birnen Krustumische Birnen genannt werden; wie dieses auch Virgil und Plinius thaten. Hätte nun Celsus die Stadt gekannt, so würde er nicht die Krustumischen sondern: die Krustumischen Birnen gesagt haben. Er kannte also diese Sorte nur in andern Gegenden.

Einige Interpreten haben zwar geglaubt: daß sich Plinius und Celsus hier nicht widersprächen; indem sie den Plinischen Satz: „Unter allen aber sind die Krustumischen Birnen die lieblichsten“ — zum vorhergehenden Satze ziehen, in dem von kleinen Mehlbirnen die Rede ist. Daß sie aber hierinnen ganz unrecht haben; dieses beweist, anderer Gegenstände nicht zu gedenken, der folgende Satz, der von den saftreichen Falertern spricht, die in der Ordnung zunächst nach den Krustumischen kommen sollen. — Die Krustumischen Birnen mußten also eine ganz vorzügliche, saftreiche Art seyn.

Uebrigens führen auch sowohl Kolumella als Makrobius in seinen Saturnalien diese Birne als eine der vorzüglichsten mit an.*).

a. Die

*) Manger hat nach dem Vorgange von Cassalpinus, Dalechampsius, Gesner, und Ruacius die Plinianischen Birnsorten

g. Die Falerner Birnen. *) Diese Birnart wird dem Range nach vom Plinius zunächst nach der Krustumischen genannt. Sie war überaus saftreich, und hatte eine dunkelrothe Farbe, die in Syrischen schmutzigen Purpur fiel. Um die Stadt Falernum und das Falernische Gebürge, in dem untern Italien, da, wo auch der treffliche Wein gezogen wurde, war sie vorzüglich zu Hause. Wahrscheinlich sind diese Birnen dieselben, welche in den spätern Zeiten von Kolumella, Juvenal, **) Martial, ***) und in den frühern von Virgil ****) Syrische Birnen genannt wurden. Der hier angegebenen Beschreibung zu Folge wäre sie vielleicht die runde Sommerbergamotte gewesen. Zu Plinius Zeiten war sie eine neue Sorte.

B. Birnen, die ihren Namen von ihren Erfindern und Pflegern haben.

1. Die Dezimianischen Birnen. Ebenfalls eine neue Sorte. Makrobius und Plinius gedenken ihrer. Ihr Erfinder oder erster Pfleger hieß Dezimus.
2. Die Pseudodezimianischen Birnen. Ein Abkömmling von der erstern Sorte.
3. Die Dolabellianischen Birnen. †) Eine neue Sorte, von dem Römer Dolabella zuerst hervorgebracht. Sie hatte einen sehr langen Styl, und ist wahrscheinlich die Mutterbirne aller unrer Birnen mit dem langen Styl; der poires à queue longue.

mit französischen Namen benennt. Seiner Vermuthung zu Folge war diese Birne der Muscat Robert.

*) Bourdon; oder Hummelsbirn, nach Manger.

**) M. s. Satyre IX. V. 75.

***) M. s. Buch 5. Epigr. 79.

****) M. s. G. 2. V. 87.

†) Verte longue n. M.

Kulturgesch. des Obstbaues 1 Th.

C o

4. Die Pomponianischen Birnen. *) Eine neue Sorte. Sie führte noch den Beynamen: die brustartige; und ihr ganzer Titel war also wohl: die Pomponianische Brustbirn. Ihr erster Pflanze hieß Pomponianus. Einige Gelehrte machen sie zur guten Christbirn, poire de bon Chrétien. Sie scheinen aber hier ein wenig zu zuversichtlich zu sprechen. Besser scheint sie mir die Stammutter aller brustartigen Birnen, als der Venusbrust, franz. tétin de Venus u. s. w., zu seyn.

5. Die Lizernianischen Birnen. *) Eine neue Sorte. Vielleicht ist aber der ursprüngliche Name die Lizinianische Birne gewesen, und hernach so korrumpirt worden? Kein anderer Schriftsteller aufser Plinius führt sie an. Es giebt ja Lizinianische Oliven, von ihrem ersten Pfleger Lizinius.

6. Die Sevirianischen Birnen. Eine neue aber sehr wenig bekannte Sorte unter den Alten. Sie war die Mutter der folgenden Birnsorte. Sollte wohl ihr erster Pfleger der Sevirus seyn, der in Gruters Inscriptionen öfters vorkommt?

7. Die Turraneanischen Birnen. **) Diese Sorte gehörte auch mit zu den Birnen à queue longue. Wahrscheinlich war sie schon zu Varros Zeiten vorhanden, da ihr muthmaßlicher Urheber Niger Turranius als ein sehr fleißiger Landbauer in des Varros Schrift schon vorkommt. Kolumella führt sie ebenfalls an.

8. Die rothen Favonianischen Birnen. Eine neue Sorte. Ihr erster Pfleger hieß Favonius. Auch diese hat Kolumella angeführt. ***) Sie

*) Große queue n. M.

**) Angélique de Bourdeaux, n. M.

***) Makrobius in seinen Saturn. nennt sie die Turrinianische Birn.

****) B. 5. K. 10. Orange rouge, n. M.

war etwas größer als die kleinen Mehlbirnen. War sie vielleicht die Muskadellerbirn, franz. grosse poire Muscadelle?

9. Die Laterianischen Birnen. So nennt sie wenigstens Plinius. Kolumella nennt sie: die Lateritanischen, und Makrobius die Lateresianischen. Vielleicht hat Kolumella den richtigsten Namen, dem zu Folge ihr Erfinder Lateritianus hieß. *)

10. Die Anizianischen Birnen. Eine alte schon von Kato gekannte Birnsorte. Sie führen unter stets übereinstimmenden Namen Plinius, Kolumella und Makrobius an. **) Sie war die Mutter aller Herbstbirnen von einem säuerlich angenehmen Geschmack, und wurde am spätesten abgenommen. Ihr Urheber hieß Anizius.

11. Die Tiberianischen Birnen. ***) Eine neue Sorte. Ihren Namen haben sie vom Kaiser Tiberius Klaudius erhalten, der sie vorzüglich liebte. Sie wurden auf der Sonnenseite etwas roth, und sehr groß; übrigens sollen sie mit den Lizerianischen viele Aehnlichkeit gehabt haben. Wahrscheinlich ist unsere Kaiserbirn, die der hier gegebenen Beschreibung ziemlich gleicht, eine Tochter derselben.

12. Die Lollianischen Birnen. Diese führt Makrobius an. Ihr erster Pfleger hieß Lollius. Sie war eine Sorte, die wahrscheinlich erst nach Plinius Zeit entstanden war.

13. Die Lanuvinischen Birnen. Auch dieser gedenkt Makrobius. ****) Ihr Urheber hieß Lanuvinius.

14. Die Fullianischen Birnen. Ebenfalls nur vom Makrobius angegeben. Ihr erster Pfleger hieß Fullo.

*) M. s. B. 12. K. 10. Bergamotte Crassane, n. M.

**) Kato gedenkt ihrer auch K. 7. Bergamotte cadette, n. M.

***) Angélique de Rome, n. M.

****) Am mehrmals angeführten Orte.

15. Die Titianischen Birnen. Makrobius hat sie angeführt. Ihr erster Pfleger hieß Titius.
16. Die Sextilianischen Späthirnen. Wahrscheinlich gab es auch eine Frühlirne dieses Namens. Ihr erster Pfleger hieß Sextilius. Auch diese hat Makrobius.
17. Die Valerianischen Späthirnen. Von diesen war also auch eine Frühsorte vorhanden. Sie hat Makrobius auch genannt. Ihr Urheber war Valerius.
18. Die Prancianischen Birnen. Ihr Urheber hieß Prancius. Makrobius gedenkt ihrer.

C. Birnen, die ihren Namen von dem Lande erhielten, in dem sie gezogen wurden.

1. Die Amerinischen Birnen. Eine von denjenigen Birnsorten, die am spätesten reif wurden. Sie waren bey Ameria in Italien zu Hause, und Landsleute der Amerinischen Aepfel. *)
2. Die Picentinischen Birnen. **) Aus der Gegend von Pizenum. Eine gute Birnsorte. Juvenal gedenkt ihrer nebst dem Plinius.
3. Die Tarentinischen Birnen. ***) Diese wuchsen um Tarent in dem untern Italien, oder in Großgriechenland.
4. Die Griechischen Birnen. Dieses waren alle Birnen, die in Großgriechenland ursprünglich erwachsen.
5. Die Numantinischen Birnen. In der Gegend um Numantium in Italien.
6. Die Alexandrinischen Birnen. Diese kamen aus Aegypten nach Italien.
7. Die Numidianischen Birnen. Ob diese wirklich aus Numidien nach Italien gebracht worden sind;

*) Saint Amiret, n. M.

**) Poire de Naples, n. M.

***) Bon Chreuen, n. M.

darüber hat sich keine sichere Nachricht auffinden lassen können. Indessen gehörte diese Birnart, so wie die drei von ihr angegebenen Birnsorten, zu den weniger bedeutenden Arten.

8. Die Milesischen Birnen. Eine sehr gute Birnsorte, die von Milet abstammte.

9. Die Tarentinischen Spätbirnen. Aus der Gegend um Tarent.

D. *Birnen, welche ihren Namen von ihrer thon- oder steinartigen Farbe erhielten.*

1. Die Signinischen Birnen. *) Diese Sorte führen Plinius sowohl als Kolumella an.

2. Die Onyxbirnen. Eine besonders schöne Birnsorte. **)

3. Die Purpurbirnen. Plinius und Kolumella führen sie beyde an. Vielleicht stammen unsere hellrothen Birnen von ihnen her.

4. Die kleinen Rothbirnen.

E. *Birnen, die von ihrem Geruch ihren Namen bekamen.*

1. Die Myrapischen Birnen. Diese rochen nemlich wie griechische Salbe. ***) Plinius und Celsus führen sie an.

2. Die Lorbeerbirnen. Diese hatten einen Lorbeergeruch. ****)

*) Die Rietbirn, n. M.

**) M. s. Plinius N. G. B. 15. Ab. 16. Gros Oignonet. Die Zwiebelbirn, n. M. Diese Birne scheint, so wie die Saint Amiret noch etwas von ihrem ursprünglichen Namen erhalten zu haben.

***) Ihr Name war zusammengesetzt aus den beyden griechischen Worten: Myrón, die Salbe, und Apia, die Birnen. Ambrette, n. M. aus Myrapion gemacht.

****) Vielleicht waren diese aus einer Veredlung der Birnen auf Lorbeer entstanden? Orange verte, n. M.

5. Die Nardenbirnen. *) Der Geruch dieser Birnen war wie der von Nardengewächsen.

F. Birnen, die von der Zeit im Jahre, in der sie reiften, ihren Namen bekamen.

1. Die Gerstenbirnen. **) Plinius und Kolumella führen sie an. Diese Birnensorte reifte sehr frühzeitig. Vielleicht war sie unsre Johannisbirne?

G. Birnen, die von ihrem langen Hals und ihrem Gewichte ihren Namen erhielten.

1. Die Flaschenbirnen. *)** Weil nemlich die Flaschen auch bey den Römern, so wie unsre Weinbouteillen mit einem langen Halse versehen waren.

2. Die Pfundbirnen; auch Faustbirnen genannt. Diese sind jetzt noch vorhanden.

H. Birnen, die von ihrer wolligen Schaale einen besondern Namen erhielten.

1. Die Thierbirnen. Eine Birnsorte also, die wahrscheinlich ausgegangen ist; denn jetzt findet man doch nur Birnen mit glatter, und keine mit wolliger Schaale, wie bey den Pfirschen. An die Quitten darf man dabey nicht denken.

I. Birnen, die von ihrer Aehnlichkeit mit andern Gewächsen oder Gegenständen ihren Namen erhielten.

1. Die Kürbisbirne. **)** Eine alte Birnsorte. Wahrscheinlich hatten diese Birnen die Form und die Streifen der Kürbisse.

*) Parfum d'esté, n. M.

**) Ah-mon Dieu: die Liebbirn, n. M.

***) Saint Germain, n. M.

****) Regalia cordi, n. M.

2. Die Zöpfbirnen. Diesen Namen hatten sie von der Aehnlichkeit ihrer Form mit den in Zöpfen geflochtenen Haaren der jungen Römer erhalten. Makrobius führt sie an.

3. Die steinigten Mackenbirnen. Diese enthielten um das Saamengehäuse herum viele kleine Steine.

K. Birnen, die von ihrem sauern Geschmack ihren Namen erhielten.

... 1. Essigbirnen.

L. Birnen, die von ihrem mehlartigen würgenden Fleische den Namen erhielten.

1. Mehl- und Würgebirnen.

2. Mostbirnen. *)

Außer diesen Birnen, deren Namensursprung man auf die Spur kommen kann, gab es folgende, wo man dieses nicht vermag.

1. Die Barbarischen Birnen. **) Plinius wußte nicht einmal den Ursprung dieses Namens; um so viel weniger vermögen wir es, ihn aufzuspüren.

2. Die Venusbirnen. ***) Diese nannte man auch die schön gefärbten. War diese Birnsorte vielleicht die Mutter unsrer Franz-Madam?

3. Die Königsbirnen. ****) Eine sehr wohlschmeckende Birnsorte, die Plinius sowohl als Kolumella anführt. Man nannte sie auch die Sitzbirne, weil sie, so wie unsre Bergamotten fast an dem Zweige ansaß und einen kurzen Stil hatte. Vielleicht war sie die Mutter unsrer Bergamotten, die von Pergamos aus Kleinasien nach Bergamas in Italien wanderten?

*) Fondante, n. M.

**) Verte longue, n. M.

***) Bergamotte panachée, n. M.

****) Bergamotte d'été, n. M.

4. Die Patrizischen Birnen. *)
5. Die Vokonischen Birnen. **) Diese waren so wie auch die Patrizischen Birnen grün und länglich.
6. Die Narvianischen Birnen.
7. Die Sextilianischen Birnen.
8. Die Mispelbirnen.
9. Die längliche Birnen.
10. Die Koriollanischen Birnen.

Die Zahl aller dieser verschiedenen Birnsorten beläuft sich auf 56. Mehrere haben wenigstens die Schriftsteller dieses Zeitraums nicht angegeben. Ob übrigens noch viele außer dieser Anzahl vorhanden gewesen, dieß läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen.

Die Aepfel

A. *Aepfel, die von ihren ersten Pflegern oder Urhebern ihren Namen erhalten haben.*

1. Die Matianische Aepfel. Diese Apfelart gehörte mit zu einer der ältesten und vorzüglichsten. Sie wird von vielen Schriftstellern, als dem Plinius, Kolumella, Makrobius und Athenäus, mit Auszeichnung angeführt. Ein gewisser Matius, der sich überhaupt um den Landbau sehr verdient machte, und in der Geschichte der Kunstgärtnerei dadurch merkwürdig wird, daß er zuerst die Beschneidung der Hecken unter dem August erfand, hat sie zuerst gepflegt. ***). Vielleicht hat sich diese Sorte

*) *Poire Monsieur.*

**) *Ronville, n. M.* Die Katonischen *pira somentiva* nennt M. Doyennes. Außer diesen hier verglichenen Birnsorten führt Manger auch noch *pirum oblongum* als Spindelbirne, und *pir. Coriollanum* als Orange d'hiver an.

***) Hiervon spricht Plinius N. G. B. 12. 3. 8. Er war ein Ritter, und besonderer Günstling Augusts. Plinius giebt das Jahr,

zugleich mit dem Namen derselben in dem deutschen Matapfel erhalten?

2. Die Kestische Aepfel. So hieß wahrscheinlich diese Aepfelsorte, und nicht: Géstische Aepfel; obgleich fast alle Kodizes des Plinius den letztern Namen haben. Allein Galén führt es häufig an, daß die Kestische Aepfel in Rom sehr im Gebrauche gewesen wären. Sie müssen also eine vorzügliche Sorte ausgemacht haben.
3. Die Manlische Aepfel. Von dieser Sorte führen die Alten wenig an. Ihr erster Pfleger war ein gewisser Manlius, aus der berühmten Familie dieses Namens.
4. Die Skandianische Aepfel. Eine alte Sorte. Varro kennt sie schon. Kolumella und Celsus gedenken ihrer auch. In den späten Zeiten hießen sie Skandinische Aepfel. Sie ist die Mutter der folgenden Aepfelsorte.
5. Die Appische Aepfel. Eine für uns in doppelter Hinsicht sehr merkwürdige Sorte. Zuerst, weil wir bestimmte Nachrichten über ihre Entstehung erfahren; und zweitens, weil wir von ihr fast mit Gewissheit sagen können, daß wir sie unter ihrem ursprünglichen Namen noch besitzen. Was den ersten Punkt betrifft; so werden wir durch den Plinius *) versichert: daß sie aus dem vorher angeführten Skandianischen Apfel entstanden sey. Und hierdurch erhalten wir einen merkwürdigen Beweis für die Vermehrung der Obstgeschlechter durch die Verbindung eines Reises mit einem Stamm, wenn beyde von ver-

in dem diese für die höhere Kunstgärtnerei so wichtige Erfindung gemacht wurde genau an. Er sagt: vor 80 Jahren. Athenäus gedenkt im dritten Buehe seiner Deipnos, dieser Aepfel auch, unter dem Namen: Matianische Aepfel.

*) M. s. N. G. B. 15. S. 15.

schiedenen Arten sind. Diese Verbindung unternahm ein gewisser Appius in Rom. In Hinsicht auf den zweiten Punkt; so ergiebt es sich theils aus der gelieferten Beschreibung: nemlich daß diese Aepfel einen feinen Quittenartigen Geruch und Geschmack besäßen, von mittlér Gröfse wären, und eine weißse, etwas röthliche Farbe hätten; theils auch aus ihrem Namen, daß sie noch die heutigen Apisäpfel, fr. pommes d'Apis seyn mögen. Ihren Namen von dem Aegyptischen Ochsen-Gott Apis herzuleiten, wie doch einige gethan haben, hat keinen Grund für sich, und ist mehr ein Spiel des Wizzes. Die kleine Veränderung ihres Namens sowohl: nemlich Apisch aus Appius, als auch ihres Geschmackes und nicht mehr so penetranten Quittengeruches ist der Entfernung des Zeitpunktes ihrer Entstehung von unsern Tagen zuzuschreiben.

6. Die Skeptinianische Aepfel. Diese zeichneten sich von allen übrigen Aepfeln durch ihre besondere runde Form aus. Ihr Urheber hieß Skeptinus, und war ein Freigelassener. — Plinius führt bey Erwähnung dieses Apfels an, daß man den Namen dieses Apfels für einen Beweis anzusehen habe, daß man bey der Benennung neuer Aepfelsorten nach ihrem Urheber nicht auf die Berühmtheit oder die edle Geburt dieses letztern, sondern vielmehr auf den Menschen an und für sich, so wie er durch seine Erfindung Nutzen stiftete, Rücksicht zu nehmen pflegte.
7. Die Skantianische Aepfel. Eine alte Sorte. Schon Kato und Varro gedenken ihrer. Zu Kato's Zeiten machte man sie ein. Ihr Urheber war ein gewisser Skantius.
8. Die Petisische Aepfel. Diese Sorte war sehr

klein, hatte aber einen sehr angenehmen Geschmack, und war zu des Plinius Zeit erst erzeugt worden. Einige Gelehrte wollen sie entweder zu den Apisäpfeln oder zu den Paradiesäpfeln machen. Sie thun jedoch dieses ohne hinreichenden Grund. Gewisser ist es, sie für die Stammsorte aller kleinern wohlschmeckenden Aepfelsorten anzunehmen. Ihr Urheber hieß Peticius.

9. **Die Sextianische Aepfel.** Der Urheber derselben hieß Sextius. Kolumella führt sie an.
10. **Die Verianische Aepfel.** Makrobius zählt sie mit auf. Ihr Urheber hieß Verius.
11. **Die Quirianische Aepfel.** Eigentlich gehörte diese Sorte wohl nicht unter diese Rubrick; und sie wäre wohl nur unter diejenigen Aepfel zu zählen, die ihren Namen von Städten, oder Ländern, oder Völkern erhielten. Sie wäre vielleicht der Ritter, oder der Sabiner, oder der Kuretische Aepfel zu nennen. Wahrscheinlich aber leitete Plinius seinen Namen von dem Quirinus her?

B. Aepfel, die ihren Namen von Ländern bekommen haben.

1. **Die Amerinischen Aepfel.** Diese Sorte hatte ihren Namen von Ameria oder Amerium. Sie war ein Landsmann der Birnen desselben Namens. Sie waren von einer sehr langen Dauer.
2. **Die griechische Aepfel.**
3. **Die Epirotische Aepfel.** Aepfel die aus Epirus, da Italiens östlicher Küste gerade gegenüber lag, herüber gekommen waren. Sie hatten eine vollkommen runde Form. In Epirus bey der Stadt Mordianum sollten sie ihren Ursprung genommen haben. *)

*) Sie waren nach Plinius die Stammsorte der runden Aepfel denn Dioskorides sagt: ταῖς ἐκ Περικουρίου λεγομένοις, Περικουρίαις,

4. Die Tiburtinische Aepfel: Aus der Gegend von Tibur, nicht weit von Rom entfernt.
 5. Die Pelusischen Aepfel. Von Pelusium.
- C. *Aepfel, die ihren Namen theils von ihrer Zwillingsform, theils von ihrer Farbe, theils von ihrer Aehnlichkeit mit andern Gegenständen, von ihrer Schnelligkeit zu reifen, und inneren Form erhalten haben.*
1. Die Zwillingsäpfel. Von diesen erwachsen mehrentheils zwei aneinander.
 2. Die Syrische Purpuräpfel. Diese erhielten diesen Namen von ihrer brennend rothen Farbe.
 3. Die Aepfelbirnen. Man nannte sie Melapia von Mela und Apia aus dem Griechischen. - Eigentlich sollte man sie Apiamela, Birnäpfel genannt haben; denn Aepfelbirnen sind nicht Birnäpfel! Allein der schicklicheren Zusammenfügung der Wörter halber drehte man den Namen um.
 4. Die schöne Brustäpfel. Ihr aus dem Griechischen zusammengesetzter Name war Orthomastia.
 5. Die Mostäpfel. Diese reiften sehr schnell.
 6. Die Kastratenäpfel. Mann nannte sie auch die Spadonischen Aepfel, von Spado: im Römischen, ein Kastrat. Die Niederländer, welche sie von den Römern erhalten hatten, erzeugten deren sehr viele. *)
 7. Die Apfelblatt-Aepfel. Eine ganz besondere Aepfelsorte, die ihren Namen daher erhalten hatte, weil zu den Seiten ihrer Frucht heraus ein öfters auch zwei Blätter wuchsen. Bey Lyon wollen einige auch solche Birnen gesehen haben. Findet sich diese Sorte noch?

δε ορβικυλάται etc. Die Stadt Mordianum hieß auch Apollonia.

*) Quae spadonia vocant Belgae: sagt Pl. am ang. O.

8. Die Tuch- oder Faltäpfel. Diese hatten ihren Namen daher bekommen, weil sie sehr schnell in Falten zusammen liefen, wenn sie reif wurden. Sind diese vielleicht die Mutter-sorten unsrer Reinetten?
9. Die Nutzäpfel. Makrobius nennt sie Prosiva.
10. Die Lungenäpfel. Diese hatten ein sehr lockeres hoch aufgeschwollenes Fleisch, wie die Lungen.
11. Die Blutäpfel. Diese hatten diese ihre Eigenschaft daher erhalten, weil sie auf Maulbeerbäume gepfropft waren. Und also waren sie auch eine neue Sorte. Vielleicht ist unser rother Erdbeerapfel ein Abkömmling von ihr?
12. Die Holzäpfel. Von diesen, sagt Plinius, haben manche einen sehr angenehmen, manche aber wieder einen so sehr scharfen Saft, daß sie die Schärfe des Stahls angreifen.
13. Die Mehläpfel. Diese enthielten sehr vieles saftloses Fleisch.

Die Zahl aller dieser hier genannten eigentlichen Aepfel, so wie wir sie ihrer ursprünglichen Art nach in unsern neuern pomologischen Systeme annehmen, belief sich also auf 29 bis 30 in diesem Zeitraume. Das System der Alten rechnete übrigens noch zu den Aepfelgeschlechtern folgende Obstfruchtarten.

I. Die Quittenäpfel. Diese hatten sich seit ihrer Ankunft aus Cydonia, einer Stadt auf der Insel Kreta, wo sie ursprünglich erwachsen, in folgende Arten vervielfältigt. *)

a. Größere Sorten.

1. Die Kotonische Aepfel. Diese Sorte war die Stammart. Sie erwuchs mit herabwärts sich beugenden Zweigen, wodurch der Wachsthum des Stammes verhindert wurde.

*) M. s. Plinius N. G. B. 15. 8. 16.

2. Die Goldäpfel. Ihr griechischer von den Römern adoptirter Name war: Chrysomela. Diese Sorte hatte viele Einschnitte, welche den Apfel von der Blume bis zum Stiel hin theilten, und eine dem Goldglanz sich annähernde Farbe. Kolumella nennt sie auch mit dem Römischen Namen: goldene Aepfel; und vor ihm that diese schon Virgil. *)

3. Die Italienische Wahräpfel. Plinius nennt sie die Italienische, und Dioskorides die Wahräpfel. **) Diese waren noch glänzender als die vorhergehenden, und besaßen einen ganz auszeichnenden Geruch.

4. Die Neapolitanischen Aepfel. Diese waren ebenfalls von vorzüglicher Güte und Gröfse.

b. Kleinere Sorten.

1. Die Sperlingsäpfel. Diese hießen Struthia, und waren schon zu Kato's Zeiten bekannt. Sie rochen sehr stark, reiften sehr spät; und konnten nicht roh genossen werden.

2. Die Mostäpfel. Diese reiften sehr bald, und waren gleichfalls nicht für den rohen Genuß.

3. Die Mulvianische Aepfel. Diese waren entstanden, indem man die große Kotonische Aepfel in die Sperlingsäpfel veredelte. Sie waren die Einzigen unter den kleinen Quittenäpfeln, die man roh essen konnte.

4. Die kleine wilde Quittenäpfel. Diese rochen nach den Sperlingsäpfeln am stärksten, und erwuchsen mehrentheils in wilden Gehägen.

*) Aurea mala decem misi: cras altera mittam. In den späteren Zeiten kam man so sehr von ihrem wahren Namen ab, da man sie Chrysomelina nannte.

**) Dioskorides. B. 1. K. 160. *μᾶλα αἰχμητῶν.*

Von diesen Aepfeln allen machten die vornehmen Römer zu des Plinius Zeit einen eignen Gebrauch. Sie parfümirten nemlich mit ihnen ihre Audienzzimmer; und in ihren Schlafzimmern legten sie solche Aepfel auf die Häupter der Laren und Hausgötter. *)

II. Die Pfirschen. Diese waren aber nicht die vom Theophrast angeführte Persische Aepfel; sondern die von ihm genannte in Aegypten erwachsende Persea. Zu seiner Zeit gab es nur eine einzige Art. Als die Römer sie aber aus Aegypten nach Italien verpflanzt hatten; welches zur Zeit des Kaisers Tiberius, dreissig Jahre vor Plinius, oder doch wenigstens dreissig Jahre vor der Abfassung seines Werkes über die Naturgeschichte geschah, hatten sie sich schon in vier verschiedene Arten getheilt. Im Anfang, ehe man sie noch in Menge anzog, kamen sie sehr theuer; eine einzige Pfirsche kostete einen Denar. **) Die verschiedene Arten, in die sie sich theilte, waren Folgende. ***)

1. Die Asiatischen Pfirschen. Diese hatten ihren Namen zur Erinnerung an ihren Ursprung aus Persien in Asien erhalten. Sie reiften spät im Sommer. ****)

2. Die Gallischen Pfirschen. Diese wurden vorzüglich in Gallien gezogen; sie kamen in der Mitte des Sommers, wie Kolumella sagt, und wurden sehr groß. Diese sowohl als die vorhergehende Sorte gehörten zu den Pfirschen mit

*) M. s. Plinius N. G. B. 15. S. 10. Wo er sagt: *Omnia jam et virorum saluatoris cubilibus inclusa, simulacris nocturnum consuevis imposita.*

**) Nach unserer Münze ohngefähr gegen drei Groschen. Eigentlich galt dieses aber vorzüglich von den Aprikosen.

***) M. s. Plinius N. G. B. 15. S. 11. Kolumella B. 10. Palladius B. 12. Nov. 1. Absch. 7.

****) An d. ang. S.

einem harten Stein, und hatten den vorzüglichsten Geschmack unter allen. *)

3. Die Aprikosen. Eigentlich dürften diese nicht zu den Pirschen gerechnet werden, denn sie kamen nicht aus Persien, sondern aus Armenien. **) Plinius rechnet sie aber zuerst mit zu den Persischen Aepfeln, und nennt sie frühzeitige Persische Aepfel. Und daher schreibt sich sicherlich auch ihr französischer Name: Abricots der mit manchen Verstümmelungen aus dem lateinischen praecocia gemacht, und hernach in das französische Wort: Avant-Pesches übersetzt worden ist. Plinius und alle die, welche ihm folgen, wurden wahrscheinlich durch die Aehnlichkeit, welche die Aprikose mit der Pirsche hat, darauf geleitet, sie für eine Pirschenart mit auszugeben. Sicher aber ist es, daß sie aus Armenien kam, in welches Land sie freilich ursprünglich als untauglicher Persischer Apfel gebracht, und daselbst so zur genufsreichen Aprikose ausgebildet wurde, wie der nach Aegypten gebrachte Persische Apfel zur Pirsche. Man sehe den Dioskorides. Plinius hat in die Geschichte dieser beyden Fruchtarten durch seine kompulatorische unkritische Arbeit sehr viele Verwirrung gebracht.

4. Die Sabinischen Pirschen. Diese hatten von der obern Adriatischen Küstengegend in Italien,

wo

*) Ebend.

**) Sie heißen deshalb auch bey den mehreren Alten: Mala Armenia, oder Armenica etc. M. s. Dioskorides B. 1. K. 165. τα δὲ μικρὰ (περσικά) καλούμενα Ἀρμενικά, Περσικά δὲ περσικά. — Da diese ursprüngliche Pirschenart von dem lateinischen Worte: praecocia ihren Namen hat; so sollte sie eigentlich auch nicht Abrikosen, sondern Aprikosen genannt und geschrieben werden. Die französische Nachbildung des Wortes ist unrichtig.

wo sie vorzüglich angebaut wurden, den Namen: Oberländische Pfirschen, erhalten. Diese Sorte war auch besonders gut; wurde im Anfang stark nach Rom gebracht, wo jede einzeln um sechszig Asse *) verkauft wurde; hernach aber in Italien gemeiniglich angepflanzt. Sie hielt sich nicht länger als zwei Tage, nachdem sie reif geworden war.

III. Die Punische Aepfel. Diese wurden auch Granatäpfel genannt. In diesem Zeitraume kannten die Römer sie nur in der Gegend um Karthago, in Aegypten, und auf der Insel Samos; ob sie gleich ursprünglich aus Palästina und Syrien stammten. Wahrscheinlich aber hatten sie sich in der Gegend um Karthago, in Aegypten, und Samos erst in die neun Sorten getheilt, die Plinius ihnen beygelegt. **) Als einen bedeutenden Unterschied zwischen ihnen und den Pfirschen giebt Plinius das an, daß die Pfirschen Steine, die Granatäpfel aber bloß Kerne enthalten. Die vorzüglichsten von diesen neun Arten, deren die Schriftsteller gedenken, waren diese: ***)

1. Die Granatäpfel mit weichen fast holzlosen Kernen. Man nannte diese Sorte: Apyrennum. Sie hatte ein helleres Roth als die anderen Arten. Ihre Struktur war beynahe so, wie die Struktur der Honigkuchen. ****)

*) Die theuerste und vielleicht auch die beste aller Pfirschenarten. Plinius sagt eigentlich: *pretiumque jam singulis triceni nummi fuere. Triceni nummi* machten sechszig Asse, und diese nach unserm Gelde gegen sechzehn Groschen.

**) M. s. Plinius am angef. Orte.

***) M. s. Plinius N. G. B. 13. S. 34. Marcellus Empiricus B. de med. K. 27.

****) M. s. Martialis B. 13. Epig. 43. und 42.

Lecta suburbanis mittuntur apyrina ratnis,

Et vernae tubercis; quid tibi enim Libycis?

Kulturgesch. des Obstbaues 1 Th.

D d

2. Die Granatäpfel mit harten holzigen Kernen.

Diese theilten sich in fünf Sorten nach Plinius, und nach Dioskorides in drei. *) Sie waren:

1. Die süsse Granatäpfel.
2. Die herbliche Granatäpfel.
3. Die herblich-süsse Granatäpfel.
4. Die säuerliche Granatäpfel.
5. Die weinartige Granatäpfel.

3. Die Aegyptische Granatäpfel.

4. Die Samische Granatäpfel.

Die rothhaarige Granatäpfel; Weil die Haare, mit denen ihre Schaafe bedeckt war, eine rothe Farbe hatten. Diese Sorte hieß Erythrokomis, und wuchs in Aegypten.

Die weißhaarige Granatäpfel: Die, deren Wolle auf den Schaafe weiß war. Sie hieß Leukokomis, und wuchs in Samos.

Man bediente sich der Schaafe von den bitteren oder herben Granatäpfeln zum Gerben des Leders; und die Blüthe derselben, welche Balaustium genennt wurde, war officinell. Marzellus Empirikus führt dieses an. **)

Auffallend ist es, daß diese Obstsorte, die von den Palästiniensern, Aegyptern, Karthagern, Griechen und Römern sehr geliebt wurde, nie in das nördlichere Europa hat verpflanzt werden können, sondern immer nur in den wärmeren Ländern, eingedenk ihrer ursprünglichen Natur und ihres ursprünglichen Himmelsstriches, gedeiht.

IV. Die Speierlingsäpfel. Diese theilten sich in vier Sorten. Auch die Griechen kannten sie. ***)

1. Die runde Aepfel. Diese hatten den lieblichsten Geschmack und angenehmen Geruch. Die edel-

*) M. s. Dioskorides B. 1. K. 15.

**) M. s. K. 17. Er nennt daselbst Balaustium die Blüthe des Granatäpfels, deren sich die Gerber zum Färben bedienten.

***) M. s. Plinius N. G. B. 15. S. 23. Virgil G. 3. V. 379. Palladius B. 2. Absch. 15. Celsus B. 1. K. 19.

3. sten unter ihnen waren die, welche an den Stielen kleine Blätter hatten.
2. Die länglich gewundene Aepfel. Diese hatten beynahe die Birnform.
3. Die eyerförmige Aepfel. So wie es auch einige andere Aepfel von dieser Form gab. Ihr Saft war, so wie der, der vorhergehenden Sorte, weinartig.
4. Die Grimmenäpfel. Diese hatten ihren Namen von ihrem officinellen Gebrauch erhalten; indem sie zur Stillung des Magen- und Bauchweh's angewendet wurden. Sie waren die kleinsten unter allen, und wuchsen zu allen Zeiten des Jahres an einem kleinen Strauchbatm, der Blätter trug, die den Platanenblättern ähnlich waren.
- V. Die Citronenäpfel. Von diesen Aepfeln kannte man in diesem Zeitraume nur eine einzige Sorte, allein unter verschiedenen Namen. Man nannte ihn in den erstern Zeiten den Medischen, darauf den Assyrischen Apfel, und zuletzt Kifrion, woraus Zitrone gemacht worden ist. *) In Rücksicht seiner sind in diesem Zeitraume drei Epochen fest zu setzen. Die erste fällt in die Zeit des Plinius. In dieser Epoche konnte man ihn in Italien noch nicht auf freiem Felde pflanzen; kaum gedieh er auch bey der sorgfältigsten Wartung in Aeschen, in denen man ihn aus Medien kommen ließ. Plinius sagt von ihm: er wolle nur in Medien und in Persien erwachsen. Die zweite fällt in die Zeit des Palladius. In dieser Epoche, hundert Jahre nach Plinius, erwuchs er schon auf freiem Felde; sowohl um Neapel als in Sardinien. Palladius hatte ihn selbst auf seinen Landgüthern in diesen beyden Gegenden. Allein er konnte

*) M. 2. Plinius N. G. B. 17. 8. 7. Galen B. 7. de fac simp. med. Achen. B. 2. Makrob. Sat. B. 2. K. 25. Palladius B. 3. Meers Absch. 10.

noch nicht roh, so wenig wie zu des Plinius Zeiten, genossen werden. Die dritte Epoche fällt in die Zeiten des Athenäus, ohngefähr wieder gegen hundert Jahre später. In dieser hatte man ihn zu essen angefangen, wie Athenäus ausdrücklich versichert. Denn er sagt: erst von der Zeit seines Grossvaters an habe man ihn angefangen unter die essbaren Früchte, unter die Obsfrüchte zu rechnen.

Es legt also diese Baumfrucht einen Beweis für die auch an andern Obstarten in der Geschichte erhaltene Erfahrung ab, daß es viele Obstarten gebe, die durch Verpflanzung aus dem einen Klima, oder aus dem einen Lande in ein anderes, eben so wohl verbessert werden können, als es wieder andere giebt, die von ihren ursprünglichen vorzüglichen Eigenschaften in diesem Falle verlieren. Die Zitrone konnte im Anfang Italiens Himmel und Boden nicht einmal vertragen. In der Folge der Zeit gedieh sie aber so wohl in ihm, daß sie sogar weit besser wurde, als in ihrem Mutterlande. Sie erfuhr also das nemliche, was auch der Pflsche in Aegypten begegnete. Ja in den spätern Zeiten theilte sie sich sogar in die für den rohen Genuß so angenehmen Arten der Pomeranzen und Limonen!

VI. Die Jujubenäpfel. Diese kamen aus Syrien, und hatten mehr das Ansehn von Beeren als von Aepfeln. Man pflanzte sie vorzüglich auf Dämmen und Spaziergängen, da sie sehr schnell erwuchsen. Sextus Papinius brachte sie aus Syrien. *)

1. Die rothe Aepfel.

2. Die weisse Aepfel.

VII. Die Pflrschnußäpfel. Wir nennen sie eigentlich Pflrschmandeln, und den Franzosen Pesches-

*) M. v. Plinius N. G. B. 13. §. 14.

noix. Allein Plinius rechnete sie ausdrücklich mit zu den Aepfeln. Auch diese brachte Sextus Papinius nach Italien, aber aus Afrika. Man hatte von ihnen zwei Arten. *)

1. Die hellrothe Pfirschnußäpfel.
2. Die wolliche Pfirschnußäpfel. Sie hatten ihren Namen von ihrer Schaale, die, wie Plinius ausdrücklich sagt, eben so wollich als wie bey den Pfirschen- und Sperlingsäpfeln gewesen sey, erhalten. **) Sie wuchsen um Verona in Italien.

Die Zahl aller von den Alten in diesem Zeitraum gekannten und in ihrem Pomologischen Systeme als Aepfel verzeichneten Obstfrüchte beläuft sich auf 61. Eine ganz artige Zahl; besonders wenn man sie mit der kleinen kaum bis auf den sechsten Theil derselben sich erstreckenden Anzahl vergleicht, die man zu Theophrast's Zeiten kannte!

Die Pflaumen.

Von diesen Obstfrüchten, deren von Kato und Varro kaum mit einem Worte nur gedacht ward, gab es jetzt schon eine so große Menge, daß Plinius selbst dieses von ihnen sagt. ***) Sie waren seit Kato's Zeiten aus Syrien und Armenien nach Italien gebracht worden, und hatten sich daselbst in verschiedene Arten getheilt. Plinius führt folgende an.

1. Die buntgefleckten Pflaumen. Diese hatten einen angenehmen Geschmack. Vielleicht waren sie unsre buntgefleckten Spillinge?
2. Die weißen Pflaumen. Ebenfalls von gutem Geschmack. Man nannte sie auch die Gerstenpflaumen, weil sie mit der Gerste reif wurden. Vielleicht waren sie unsre weißen Spillinge?

*) Eb. das.

**) Sie ist also unsere Pfirschmandel.

***) *Ingens postea turba prunorum!* sagt er B. 15, S. 12.

- 3 Die Eselspflaumen. Diese reiften später als die nächst vorhergehende Sorte, hatten auch eine weiße Farbe, waren aber weit größer als sie, und konnten kaum genossen werden; weshalb man ihnen auch diesen Namen ertheilte. Wahrscheinlich waren diese unsre Marrunken? Französisch nennt man sie: *prunes jaunes sans gout*.
- 4 Die schwarzen Pflaumen. Von angenehmen Geschmack. Vielleicht unsre *prunes de Perdigon*, oder *Perdrigon*?
- 5 Die Wachspflaumen. Diesen Namen hatte diese Sorte von ihrer gelben, dem Wachs ähnlichen Farbe erhalten. Sie war eine der vorzüglichsten Sorten ihres lieblichen Geschmacks wegen. Sie ist wahrscheinlich auch unsre Wachspflaume; oder wenigstens die Muttersorte derselben. *)
- 6 Die Purpurlaume. Dieser wird vom Plinius sowohl und andern Römern, als auch schon von dem Theophrast unter den Griechen ein ganz vorzüglicher Geschmack beygelegt. Ohne Zweifel ist diese Sorte unsre Purpurlaume, die wir nach dem ursprünglichen griechischen Namen *Mirobalane*, franz: *prunes mirobalans* nennen.
- 7 Die Armenischen Pflaumen. Diese kamen aus Armenien nach Italien; allein ungewiß bleibt es, wenn, und durch wen dieses geschehen ist. Für unsre Pflaumen ist diese Sorte höchst merkwürdig; denn sie ist die Stammmutter der meisten von ihnen. Sie zeichnete sich besonders durch ihren sehr angenehmen Geruch aus. Folgende drei Sorten stammten, nach Plinius Angabe, von ihr ab.

*) M. s. Virgil Ekl. 2. V. 53. und Ovid B. 13. *Metamorph.* V. 817.

*Prunaeque non solum nigro liventia sacco
Verum etiam generosa novae imitantia ceræ.*

8. **Die Nusspflaumen.** Diesen Namen erhielten sie, wenn man die Reiser der vorhergehenden Sorte in Nussstämme veredelte, in welchem Falle sie den Geschmack und die Form der Frucht des Stammes mit in sich aufnahmen, und in irdene Gefäße eingemacht sich so lange erhalten konnten, bis es wieder frische gab. Griechisch hießen sie Karyokokkymelra, und franz. Prunes-noix.
9. **Die Mandelpflaumen.** Diese entstanden, wenn man die Armenischen Pflaumen auf Mandeln veredelte, wie Plinius sagt. Es geschah dieses zuerst in der Provinz Bätika in Spanien. *) Und nach der Behauptung des eben genannten Schriftstellers gab es schon zu seinen Zeiten weder eine Pflaumensorte, noch irgend eine andere Obstsorte, welche durch verschiedene Veredlungen in so viele Arten vervielfältigt worden ist. Sie ist also die vorzüglichste Muttersorte aller unsrer Pflaumen: Franz. nennt man sie: prunes amandes. Sie enthielten in sich einen ordentlichen Mandelkern.
10. **Die Apfelpflaumen.** Wenn man die Armenischen Pflaumen in Apfelstämme veredelte, so erhielt man diese Sorte. Eben dieses geschah auch zuerst in der Provinz Baetika. Man nannte sie: Matina; franz. prunes-pommes.
11. **Die Damaszener Pflaumen.** Diese hatten einen großen Stein und nicht vieles Fleisch um denselben herum, und konnten nie durch die Sonne in Runzeln getrocknet werden. Sie hatten zu des Plinius Zeit den Italienischen Himmel noch nicht recht gewöhnet werden können; ob sie gleich nach eben diesem Schriftsteller schon längst in Italien erwachsen. Auf jeden Fall sind sie unsere Damaszener Pflaumen. Franz. nennt man sie: prunes de Damas. Nach dem Zeugnisse

*) M. s. Plinius an ang. Orte. ...

des Plinius sowohl als aller andern Schriftsteller kamen sie von dem Gebürge Damaskus in Syrien.

12. Die Weinpflaumen. Diese wuchsen ebenfalls in Syrien, und waren zu des Plinius Zeiten nach Italien gebracht worden. Ihr Griechischer oder Römischer Name war: *Myxas*. Es ist unrichtig, wenn man sie für unsere Brustbeeren ausgiebt, die man franz. *sebestiers* nennt. Man bereitete in Aegypten Wein aus ihnen. Von ihnen mögen vielleicht durch Verwilderung unsre Schlehen abstammen; so wie von den andern Pflaumen unsre deutschen Zwetschgen, die man in Italien auch jetzt noch nicht kennt, und nicht erziehen kann.

Die Zahl der Pflaumensorten in dieser Periode beläuft sich also auf 12; und diese waren nur die vorzüglichsten Stammsorten.

Die Kirschen.

Die Kirschen wurden, wie in dem vorhergehenden Zeitraume schon bemerkt worden ist, vom Lukullus aus dem Pontus in Kleinasien im Jahre 680 nach Roms Erbauung nach Italien gebracht, und 120 Jahre darauf schon nach England übergetragen. Lukullus brachte nur eine einzige Sorte nach Italien; diese hatte sich in einem Zeitraume von kaum 200 Jahren in eben diesem Lande und in den andern europäischen von den Römern besessenen Provinzen in folgende Sorten getheilt.

1. Die Apronianischen Kirschen. Diese waren ganz hochroth, die röthesten unter allen. Nach des Arztes Diphilus Siphnius Bericht beym Athenäus erwuchs der Baum derselben vielästig, und trug an einem Fruchtansatz sehr viele Früchte. *) Diese Sorte war wahrscheinlich die Stammsorte aller unsrer Rothkirschen. Sie sollen die fran-

*) M. s. Plinius N. G. B. 15. 8. 36. und Athenäus B. 2. p. 5.

zösischen Cerises à trochets, die Büschelkirschen seyn. (?) *)

2. Die Lutezischen Kirschen. Diese waren die schwärzesten unter allen, und sie waren also die Stammsorte aller unsrer Schwarzkirschen. Ihren Namen hatten sie vermuthlich von dem Römischen Worte Lutum; schwärzlich, erhalten.

3. Die Canzilianischen Kirschen. Diese waren ganz rund, und also die Stammsorte unsrer runden Kirschen. Ihr Name scheint nach eines Menschen Namen gemacht zu seyn. Sie wurde vorzüglich in Italien angepflanzt. Die Franzosen wollen sie schlechthin: cerises nennen. (?)

4. Die Junianischen Kirschen. Eine Kirsche von sehr zartem weichem Fleische, das einen überaus lieblicher Geschmack hatte. Man konnte sie aber fast nur unter ihrem Baume genießen; denn ihr Fleisch und ihre Schaale war so zart, daß sie gar nicht zu versenden, oder zu transportiren war; sie zerslossen sogleich. Wahrscheinlich sind diese die Muttersorte unsrer Ammere. Franz. nannte man sie mit Verstümmelung ihres Namens: Guignes. (?)

5. Die hartfleischigen Kirschen. In Kampanien wurden sie auch die Plinianischen genannt. Plinius räumt ihnen wegen ihres markigen Geschmacks den Vorzug vor allen übrigen ein. Wahrscheinlich sind diese die Stammsorte unsrer Herzkirschen. Franz. nennt man sie: Bigarots. (?)

6. Die Lusitanischen Kirschen.**) Diese erwuchsen in Belgien, und wurden von den Niederlän-

*) Durch dieses hier beygesetzte Fragzeichen möchte ich den wissenschaftlichen Pomologen, besonders aber den französischen, gerne aufmerksam auf die Aehnlichkeit der hier genannten französischen und alten Römischen Kirschen machen.

**) M. s. Plinius am ang. Orte.

dem Lusitanische Kirschen genannt. Wahrscheinlich waren sie von Lusitanien in Spanien durch Gallien nach Belgien gebracht worden? Sie waren ein Abkömmling der in Kampanien ursprünglich erwachsenden hartfleischigen Kirschen, oder der Herzkirschen. Franz. hießen sie Griottes. (?)

7. Die Rheinkirschen. Diese erwuchsen an dem Rhein, und waren wahrscheinlich auf der Reize der Herzkirschen von Spanien durch die mittäglichen Provinzen Frankreichs hier zurückgeblieben; denn Plinius nennt sie den dritten Abkömmling der hartfleischigen Kirschen. Ihre Farbe war aus schwarz, hellroth und grün zusammengesetzt. Sie hatten immer das Ansehn als wenn sie erst reiften.

8. Die Lorbeerkirschen. Diese Sorte war zu Plinius Zeiten noch ganz neu. Erst vier Jahre vorher, ehe Plinius die Nachricht über sie niederschrieb, war sie entstanden. Sie hatte keinen unangenehmen bittern Geschmack. Man hatte diese Sorte auf die Weise gewonnen, daß man ein Kirchreis in einen Lorbeerstamm veredelte. Wahrscheinlich ist sie die Stammsorte unsrer Sauerkirschen. Die Aehnlichkeit des Blattes von dieser Kirschensorte mit dem Lorbeerblatt nebst dem bittersauern Geschmack spricht wenigstens dafür.

9. Die Mazedonischen Kirschen. Diese erwuchsen auf einem sehr kleinen, kaum drei Schuh hohen Baum.

10. Die Erdkirschen. *) Man nannte sie auch mit ihrem griechischen Namen Chamaickerasa. Sie wuchsen fast an dem Boden hin auf einer Art von Strauchbaum. Der Baum trug alle Jahre, und kam gegen Norden sehr gut fort. Man

*) Athenäus nennt sie Chamaicerasa.

machte die Früchte an der Sonne dürr und in irdenen Geschirren ein, wie die Oliven. Wahrscheinlich sind diese die Weichselkirschen, oder die in Sibirien gefundene *cerasa pumila* von Pallas.

Die Zahl dieser neuerzeugten Obstfruchtarten belief sich also in dem kurzen Zeitraume von nicht ganz 200 Jahren gegen 10.

Die Feigen.

Von dieser Obstfrucht sagt Plinius, daß sie in viele Arten getheilt sey, und daß mehrere Arten von ihr in Hinsicht ihrer GröÙe mit den Birnen immer eine Vergleichung aushalten könnten. Sie war in diesem Zeitraume nicht allein durch Italien, sondern auch durch ganz Gallien und Spanien hin verbreitet, wie wir dieses unter mehrern Schriftstellern, besonders in Betreff Galliens, von Julianus Apostata in seinem Misopogon *) erfahren. Die verschiedenen von Plinius, Athenäus, Kolumella, und Makrobios angegebenen Arten sind folgende.

I. Feigen, die ihren Namen von den Ländern haben, in denen sie erwachsen.

1. Die Hyrkanischen Feigen. Wahrscheinlich sind diese Feigen, so wie die, welche in Palä-

*) M. s. Misopogon p. 341. αλεεινότερον έχουσιν οι το χωριον (um Paris herum) οικουντες τον χειμωνα. Και φησται παρ' αυτοις αμπελος αγαθη, και συκας ηδη τιτες εισιν οι εμψαυσαντο, σκεπαζοντες αυτας τον χειμωμος, ωσπερ ιματιοις, τη καλαμη του πυρου, και τοιουτοις τισιν, οσα εκωθει ειργεν την εκ του αερος επιγυγνομενην ταις δενδρεσι βλαβην. — Diese Stelle habe ich mit allem FleiÙ im Originale ganz hierher gesetzt, weil sie bezeugt: wie hoch die Kultur des Obst- und des Weinbaues schon zu Julians Zeiten in dem nördlichen Gallien gestiegen war; indem man hier die Erfindung schon gemacht hatte, die Feigenbäume im Winter in Stroh einzuhüllen, und so gegen die Kälte zu schützen.

stina erwachsen, die Muttersorten aller andern Feigenarten. Ursprünglich findet sie sich in diesen Ländern am ehesten in der Geschichte; und in ihnen, besonders aber in Hyrkanien, einem Theile des ehemaligen Mutterlandes aller Obstsorten, gediehen sie auch wild und un gepflegt am schönsten. Ja es dürfte wohl keinem Zweifel ausgesetzt seyn, daß selbst die Palästinsische, und Syrische Feige, eine Tochter der Hyrkanischen sey. Plinius sagt, Onesikrit berichte, daß die Hyrkanischen Feigen ungleich schmackhafter und süßser wären, als die Italienschen; und daß der Baum so tragbar sey, daß man von einem einzigen gegen 270 Maafs abzunehmen pflege. *)

2. Die Idaelschen Feigen. Diese waren von der Gröfse der Oliven, nur etwas runder, hatten eine rothe Farbe, einen mispelartigen Geschmack, und wurden von der bey dem Gebürge Ida in Kleinasien liegenden Stadt Alexandria die Alexandrinischen genennet. Der Stamm des Baumes hatte einen Schuh im Durchmesser, viele Aeste, ein festes, zähes, und saftleeres Holz, eine grüne Schaale, und ein weiches Ländblatt. **)

3. Die Lydischen Feigen. Diese hatten, wie Plinius, Kolumella, und Athenäus berichten, eine purpurrothe Farbe. ***) Sie erwachsen in Lydien in Kleinasien.

4. Die Leptolydischen Feigen, Eine Abart der vorhergehenden Sorte, von Makrobius angeführt,

*) M. s. Pl. N. G. B. 15. 8. 19. Hiermit vergleiche man alle neuere Reisebeschreibungen jener Länder.

**) Ebendas.

***) Athen. B. 3. p. 76. nennt sie *Asponia exus Audia*.

5. Die Chalcidischen Feigen. Aus Chalkis auf Euböa. Unter diesen gab es welche, die des Jahrs dreimal trugen. *)
6. Die Feigen aus der Insel Chios.
7. Die Afrikanischen Feigen. Diese waren zu Plinius Zeiten erst aus Afrika nach Italien gebracht worden. Diese waren von sehr gutem Geschmack.
8. Die Alexandrinischen Feigen. Diese waren um Alexandrien in Aegypten zu Hause, und also von den Idäisch-Alexandrinischen verschieden. Sie hatten eine schwärzliche Farbe, und einen ziemlich tiefen Spalt, der weißlich an den Kanten war; waren von einem sehr angenehmen Geschmack, und wurden deshalb die Delikaten genannt.
9. Die Rhodischen Feigen. Von der Insel Rhodus hatten diese ihren Namen. Sie hatten auch eine schwarze Farbe.
10. Die Tiburtinischen Feigen. Um Tibur, nicht weit von Rom, zu Hause. Sie gehörten zu den frühreifen Feigen.
11. Die Tarentinischen Feigen. Um die Stadt Tarent in Großgriechenland zu Hause.
12. Die Moesischen Feigen. Von der Provinz Moesien, in der sie erwuchsen.
13. Die Ebusinischen Feigen. Diese wuchsen auf der Insel Ebuso, und wurden vorzüglich zum Welken gebraucht.
14. Die Marrucinischen Feigen.
15. Die Ruspinischen Feigen. Diese erwuchsen um eine Stadt dieses Namens in Afrika.
16. Die Albanensischen Feigen. Von der Provinz Albanien, in der man sie hatte, nachdem L. Vitellius sie aus Syrien gebracht hatte.

*) Nach Athenius II. 5. p. 77. war diese Sorte von Herodot aus Lyzien, der ein besonderes Werk über die Feigen geschrieben hatte, sehr erhoben worden.

17. **Die Parisischen Feigen.** Feigen, die um Paris wuchsen, und vom Julian daselbst gefunden wurden, zu dessen Zeit sie das dortige Klima noch nicht recht gewohnt waren, so daß sie in Stroh eingebunden werden mußten.

18. **Die Kaunischen Feigen.**

19. **Die Marsischen Feigen.** Aus dem Gebiete der Marsiker in Italien, eines Grenzvolkes der Samniter und Pizener.

20. **Die Karischen Feigen.** Aus Karien. *) Man nannte diese gewöhnlich: Karika; und sie waren sehr bekannt: ja — man brauchte diese Benennung, besonders bey den spätern griechischen Schriftstellern, dazu, um die Feigen überhaupt zu bezeichnen.

21. **Die Aegyptischen Feigen.** Auch diese Feigenart wich von allen andern Arten ab, und ist schon beschrieben worden.

II. Feigen, die ihren Namen von Menschen erhielten.

1. **Die Livischen Feigen.** Diese hatten ihren Namen von der Livia, der Gemahlin des Augustus, erhalten, von der man erzählt, daß sie ihren Mann durch vergiftete Feigen von dieser Art umgebracht habe. **)

2. **Die Pompejanischen Feigen.** Diese hatte man dem großen Pompejus zu Ehren so genannt.

3. **Die Herkulaneischen Feigen.** Diese sind von Kato angeführt worden.

4. **Die Aratischen Feigen.** Von einem gewissen Aratus. Sie hatten einen sehr kleinen Stil, und waren sehr breit.

*) Ueber diese Feigensorte sehe man besonders Julians Brief 14 an den Serapion. In diesem erklärt Julian diese Sorte für die edelste aller Feigensorten, und überhaupt für die vorzüglichste aller Baumfrüchte.

**) M. s. den Dio B. 56. p. 589.

III. Feigen, die ihren Namen von der Aehnlichkeit ihrer Form mit andern Gegenständen, von ihrer Farbe u. s. w. erhielten.

1. Die Brustfeigen.
2. Die schönen Sperlingsfeigen. Athänäus und Kolumella so wie auch Plinius führen sie an. Man nannte sie auch getrocknete Feigen, Ficus passas, und bediente sich ihrer beym Frühstück. Ihr Geschmack war ganz vorzüglich, und kühlte sehr ab.
3. Die weissen Wachsefeigen.
4. Die Purpurfeigen. Diese müssen von den Lydischen Purpurfeigen verschieden gewesen seyn; denn sie werden Porthyrites genennt. Sie kommen zuerst im Jahre, und hatten einen langen Stil.
5. Die Schwalbenfeigen. Diese war eine von den Feigen, welche am spätesten und am frühesten ihre Früchte reiften. Plinius sagt von ihnen, daß sie früh und spät, in der Kornerndte, und Weinlese reiften, und zweimal im Jahre Früchte trügen. Kolumella nennt sie die purpurfarbnen Schwalbenfeigen. Chelidomar war ihr griechischer Name.
6. Die gemeinen Feigen. An diesen war nicht viel Gutes. Sie reiften im Frühjahr.

Die Zahl dieser verschiedenen Feigenarten belief sich also auf 32. Und dieses waren doch nur die vorzüglichsten Arten; *) ausser ihnen gab es noch eine

*) Bey dem Athenäus am ang. O. findet man noch eine ganze Menge von Feigenarten genannt, die man dort nachsehen kann. An eben dieser Stelle trifft man auch einen alten Mythos über die Entstehung des Feigenbaums. Jupiter verfolgte einen der Titanen; dieser flüchtete sich in den Schoos seiner Mutter in Cilizien, welche für ihn einen Feigenbaum entstehen liess; wöhet auch die Stadt Sykea in diesem Lande noch ihren Namen habe. Diesen Mythos hatte ein gewisser Dörfen in

große Menge anderer, von besondern Eigenheiten, die sich aber nicht so sehr auszeichneten, als wie die hier angeführten.

Die Mispeln.

Diese Obstsorte stammt bekanntlich aus Kleinasien her, wo sie um den Berg Ida herum, nach Theophrast, vorzüglich anzutreffen war, gieng hernach über nach Mazedonien, und kam von da in das untere Griechenland und dann nach Italien. Zu Kato's Zeit befand sie sich noch in Italien, wie Plinius ausdrücklich sagt, und sie ist also erst nach den Zeiten des Aemilius Paulus, des Mummius u. s. w. nach Italien gebracht worden. Sie theilte sich in folgende Arten, die wir auch schon bey Theophrast kennen.

1. Die Setania. Diese war die große Art. Sie hatte eine weißliche Farbe, und weiche Kerne.
2. Der Anthedon. Diese Sorte war kleiner, hatte aber einen stärkern Geruch, als die vorhergehende, und war von längerer Dauer.
3. Die Gallischen Mispeln. Diese waren gar nicht ursprünglich in Gallien erwachsen. Dieses anzunehmen ist ein Irrthum, der sich auch nicht auf den geringsten wahrscheinlichen Grund zu seiner Vertheidigung stützen kann. Wie Plinius ausdrücklich sagt, so war diese Art der vorhergehenden, dem Anthedon durchaus ähnlich; folglich ist sie die vom Theophrast schon genannte und von uns angeführte Anthedonoïdes,

seinen Georgicis erzählt. — Nach einem andern Mythos vom Lazedämonier Sosibius war Bacchus der Erfinder der Feige, und wurde deshalb auch Sykites genannt. — Im Ganzen scheint es doch immer, als wenn in Kleinasien von allem Anfang an die meisten und besten Feigenarten erzogen worden wären.

des, die in Kleinasien erwuchs. *) Sie ist entweder von den nicht allzuweit von dem Idäischen Gebürge entfernten alten Phocäern, oder von den Römern selbst nach Gallien gebracht worden. Hieraus ist denn der Irrthum des le Grand d'Aussy zu widerlegen: als ob in Gallien der Mispelbaum ursprünglich zu Hause gewesen sey. Er ist ein Asiatisches Gewächs. — Von dem Mispelbaum sagt Plinius überhaupt, daß er einen ziemlichen Umkreis, Blätter die roth wurden, ehe sie abfielen, und viele und tiefgehende Wurzeln habe, die nicht ausgerottet werden könnten.

Die Maulbeeren.

Diese Obstart kannte man weder zu Kato's, noch zu Varro's Zeiten in Italien; sie war wahrscheinlich von L. Vittellius, der das Lob hat, ausser den Pfirschmandeln, noch viele andere Obstfrüchte nach Italien gebracht zu haben, aus Syrien, wo sie am besten zu Hause war, oder vielleicht auch aus Aegypten in Italien eingeführt worden. Daß sie noch nicht lange vor Plinius Zeit in Italien einheimisch gemacht worden war, dieß beweiset seine eigne Aeusserung: daß bis zu seiner Zeit alle Versuche, sich verschiedene Arten von ihr zu verschaffen, vergeblich gewesen wären, **) Dieß kam von nichts anderm her, als davon, daß sie sich an das Italienische Klima noch nicht hatte gewöhnen können. Selbst zur Zeit des gegen hundert Jahre später lebenden Palladius und des zwei hundert Jahre späteren Athenäus hatten sie sich noch nicht vervielfältigen können. Der glück-

*) Plinius N. G. B. 15. 8. 22. sagt: tertium degenerat, anthedoni tamen similis, quod Gallicum vocant. Offenbar ist das hier gemeinte tertium genus die Anthedonoides, die, als sie nach Gallien gebracht ward, ausartete.

**) M. s. Plinius N. G. B. 15. 5. 27.

lichste Erfolg, der an sie gewendeten Pflege war der, daß man die Größe der Frucht bewirkte.

Der Baum blühte mit zuerst im Frühjahre, und brachte seine Früchte bald zur Reife. Plinius giebt an: der Saft der Frucht sey weinartig gewesen, und habe drei verschiedene Farben gehabt; zuerst eine weiße, dann eine röthliche, und endlich, bey vollkommner Reife der Frucht, eine schwärzliche Farbe; so daß in dem letzten Falle man mit ihr die Hände habe färben können. Sie stammten eigentlich aus Syrien und Palästina, wie schon oben, (Sophocles. Ath. B. II. p. 51.) angegeben worden ist, und hießen deshalb auch bey den Griechen sowohl als den Römern, Phönizische Maulbeeren. *) Nach Aegypten waren sie erstlich von da aus gekommen, und hatten hier wahrscheinlich ihre Natur etwas verändert, so daß sie viel von der Feige, vielleicht durch Veredlung auf sie angenommen hatten. Sie hießen daselbst Sykomoren; und diesen Namen brauchte man in den spätern Zeiten, um sogar die Maulbeeren überhaupt damit zu bezeichnen. Die eigentlichen Aegyptischen Maulbeeren nannte man auch Abryna. Ein gewisser Ixion bey Athenäus hielt die Sykemina und die Maulbeeren oder Mora für dieselben. **)

Zu Plinius Zeit hatte man folgende zwei Arten.

1. Die Ostiensischen Maulbeeren.
2. Die Tuskulanischen Maulbeeren bey Rom.

Die Himbeeren.

Diese Fruchtart hatte schon zu des Plinius Zeit mit den Maulbeeren eine sehr große Aehnlichkeit, nur dieß ausgenommen, daß beyder Fleisch von einander sehr verschieden war. Man nannte daher wegen dieser Aehnlichkeit die Himbeeren ebenfalls Mora,

*) M. s. Athenäus B. 2. p. 51.

**) M. s. Ath. B. 2. p. 51.

oder Maulbeeren, welche auf Brombeergesträuchen erwachsen. Die Früchte sowohl, als die Blätter, und Wurzeln waren sehr officinell. Sie hatten folgende vier Arten. *)

1. Die Idäischen Himbeeren. Diese Sorte war ohne allen Zweifel die Stammsorte aller übrigen; denn in der Geschichte finden wir sie zuerst um den Berg Ida. Sie scheint aber ursprünglich nur auf einem Brombeerstrauche erwachsen zu seyn, der nur durch angewandte Pflege in den Himbeerstrauch übergieng. Der Strauch, auf dem die Frucht erwuchs, war klein, trug sparsam seine Früchte, wuchs gerne im Schatten der Bäume (dieses letzte ist auch noch bey unsern Himbeeren der Fall), und seine Blüthe war officinell. Die Franzosen wollen diese Sorte Framboisier nennen.
2. Die Rhannischen Himbeeren. Der Strauch nemlich, auf welchem sie erwachsen, hieß Rhamnos. Diese Art war weißer und fruchtreicher als die vorhergehende. Ihre Blätter waren ebenfalls größer. Ihre Stacheln waren nicht krumm, sondern gerade. Die verwilderte Sorte derselben hatte schwarzrothe Beeren. Die Wurzeln dieser Art waren officinell.
3. Die Hundehimbeeren. Der Strauch hieß Kynobaton. Theophrast gedenkt dieser Art schon. Man nannte sie auch Kapparis und Kapria, wie Dioskorides sagt. **) Vielleicht war es aber auch der wilde Rosenstrauch? —

Die Erdbeeren.

Von diesen führen die Alten unsers Zeitraumes zwei von einander verschiedene Hauptarten an. ***)

*) M. s. Plinius N. G. B. 24. S. 73.

**) M. s. Plinius N. G. B. 16. S. 71. u. Dioskorides B. 4. K. 58.

***) M. s. Plinius N. G. B. 15. S. 28.

1. Die Baumerdbeeren. Diese erwuchsen auf einem Baume, der in Italien mehr als Strauchbaum und in Afrika mehr als Stammbaum sich zeigte. Wie Plinius anführt, so hatte der König Juba in seinem Werke über den Land- und Obstbau berichtet, daß der letztere in Afrika zu der Höhe von fünfzig Schuh erwuchs. Die Früchte die er trug, waren ganz den Früchten der Staudenerdbeeren ähnlich. Allein zum Genuße waren sie damals noch gar nicht geschickt. Wenn man eine von ihnen gegessen hatte, so ward einem der Appetit zu den andern sogleich verleidet. Daher auch ihr lateinischer Name Unedones nach Plinius. Man traf an dem Baume zugleich Blüthen und reife Früchte. Die Griechen, als Galen und Dioskorides nannten sie Komaron und Memaikylon. Die Franzosen nennen den Baum L'Arbousier.

2. Die Staudenerdbeeren. Diese nannten die Lateiner Fraga; woraus das französische Wort fraises gemacht worden ist. Von diesen kannte man jetzt bloß eine Art. Ovid gedenkt ihrer auch in seinen Metamorphosen. *)

Die Korneliuskirschen.

Von dieser Fruchtart kannte man zu des Plinius Zeiten in Italien nicht mehr als eine Sorte. Man hatte sie aus Mazedonien erhalten. Ihre Früchte wurden bald reif, da sie frühzeitig blühte.

Die Nüsse.

Diese theilten sich zu Plinius Zeit in vier von einander sehr verschiedene Hauptarten, **) und waren: erstlich; die Wälsche oder die Wallnüsse: zweitens;

*) B. 1. V. 104.

**) M. s. Pl. N. G. B. 15, S. 24. u. 25.

die Haselnüsse; drittens: die Mandeln; und viertens endlich: die Kastanien. Denn einstimmig von fast allen Alten sind die Mandeln und die Kastanien mit zum Nufsgeschlechte gerechnet worden.

I. Die Wallnüsse. Nach Plinius Meynung sind diese in Persien ursprünglich erwachsen, und von den griechischen Königen, als dem Alexander und seinen Nachfolgern, nach Europa verpflanzt worden. Als einen Grund für diese Meynung führt er die ursprünglich griechischen Namen derselben an. *) Bey Hochzeiten spielten sie, nach Plinius und Festus, eine religiöse Rolle. Während daß man die Feszenninischen Lieder (eine Art von Schutzlieder gegen Zauberei und Hexenbeschwörung, die aus Feszenninum, einer Stadt in Hetrurien herrührten) sang, wurden sie unter den Gästen vertheilt. Man warf sie nemlich Handvollweise auf die Erde, und durch den zurückprellenden dreifachen Fall derselben entstand das sogenannte Römische Tripudium sonivium; welches allen Zaubereien Einhalt thun sollte. Der junge Ehemann war es, der dieses that, und er wurde von seiner neuverlobten Frau mit den Worten dazu angetrieben: *Sparge marile nuces!* Mann, wirf die Nüsse aus! — Es geschah dieses nach Servius gegen das Ende des Festes; und jeder Hochzeitgast suchte nun in dem Getümmel eine Nuß zu bekommen. — **) Dem Plinius zu Folge waren diese Nüsse aber nicht sowohl deshalb als der symbolischen Vorstellung wegen bey den Hochzeiten heilig; indem durch die doppelt und dreifache Hülle ihres essbaren Kerns die vielfachen

*) M. s. B. 15. S. 24.

**) Daß diese Nüsse in ziemlicher Menge ausgeworfen wurden, dieß bezeugt jene Grutersche Inschrift p. 461. zu Folge welcher das Ausstreuen von 30 Maas Nüsse erlaubt war,

Hüllen, von denen die Menschenfrucht in der Mutter umgeben ist, angedeutet würde. Welch eine scharfsinige Vermuthung!! Diese Wallnüsse hießen nun entweder Persische Nüsse; weil sie aus Persien abstammten: *) oder Königsnüsse; weil Könige sie von dorthier gebracht hatten: oder Karya, von dem griechischen Worte Karos, welches ein tiefer lethargischer Schlaf heisset; weil der häufige und übermäßige Genuß dieser Nüsse eine starke Schlafsucht hervorbringt; welches auch wahr ist. Plinius giebt dieses wenigstens so an, und führt auch das an: daß man sich ihrer Binde, die eine rothbräunliche Farbe habe, zur Färbung der Wolle bediene. Nach ihm bekommen sie im Alter einen sehr öhligen Geschmack. Uebrigens theilt er sie nach der Verschiedenheit ihrer Schaa-len in sechs Arten ein. Sie sind:

1. Nüsse mit herber Schaale.
2. Nüsse mit leicht zerbrechlicher Schaale.
3. Nüsse mit dünner Schaale.
4. Nüsse mit dicker Schaale.
5. Nüsse mit blättriger Schaale.
6. Nüsse mit einfacher Schaale.

Uebrigens beschreibt Plinius ihre innere Form noch so, wie sie jetzt auch gefunden werden. Anders theilt Athenäus die Arten der Nüsse ein: er bestimmt sie theils nach den Ländern in welchen sie erwachsen, und theils nach ihrem Geschmack.

1. Die Herakleotischen Nüsse. Diese kamen aus dem Pontus in Kleinasien, wo sie in der Gegend um die Stadt Heraklea erwachsen. Von ihnen sagt Athenäus, daß sie nicht so gut schmeckten als die Mandeln, daß sie durch ein gewisses ranziges Wesen die Stimme verdürben, zu viel ge-

*) M. s. Dioskorides B. 1. K. 178.

nossen den Kopf schwer machten, und frisch besser schmeckten als alt.

2. Die Persischen Nüsse. Diese hatten in ihrem Geschmack ebenfalls etwas ranziges; nährten aber besser als die vorhergehenden; wurden mehrertheils gebraten, und dieses zwar mit Honig gegessen. Sie verstopften in dem letztern Falle nicht. Auch sie machten den Kopf schwer.

5. Die breiten Nüsse. Diese trieben den Leib sehr auf. Halbaufgesotten schmeckten sie am besten; übrigens als man sie auch gedörrt; und in beyden Fällen waren sie leichter zu verdauen als roh. Waren diese Nüsse vielleicht unsre grossen Pferdenüsse? *)

Auffallend ist es, daß Athenäus **) und Plinius sich in der Ertheilung des Beywortes: Dios balanos bey der genauern Bestimmung der Nussorten widersprechen. Athenäus giebt diesen Namen der Herakleotischen Nuss, und Plinius bezeichnet damit die Kastanie. Plinius scheint mehr Rechtsgründe vor sich zu haben. Den Athenäus hat wahrscheinlich die ältere Theophrastische Vorstellungsart, der zu Folge alle Nüsse zum Eichelgeschlechte gehörten, dazu verführt, dieses Beywort, das wirklich nach allgemeiner Einstimmung der Alten unter sich nur der Kastanie zukommt, einer Walnussorte beyzulegen. Ja es scheint sogar, als wenn der lateinische Name der Walnüsse Juglans aus den griechischen Wörtern Dios und Balanos zusammengesetzt worden sey. Wir vermuthen, daß man dabey so verfahren habe. Man weiß doch, daß der Name Jupiter, im Lateinischen auch Dios-piter geschrieben wurde. Die Sylbe Ju steht also anstatt der Sylbe Dios. Nun wollte man Dios Balanos (Jupiters Eichel) in das Lateinische übersetzen. Anstatt Dios nahm man da-

*) M. s. Athenäus B. 2. K. 13.

**) M. s. Ath. B. 2. p. 54.

her das Wörtchen Ju, und statt Balanos das übersetzende lateinische Wort Glans. Die größern Nüsse alle, wozu aber nicht bloß die Kastanien, sondern auch die Wallnüsse gehörten, belegte man also, als zum vorzüglichern Eichelgeschlechte gehörig, mit dem Namen Juglandes. Sollte diese Vermuthung der Kritik der Sprachforscher nicht genug thun können? — Besser möchte sie doch wenigstens seyn, als der Versuch, die Sylbe Ju von Julius ableiten zu wollen.

II. Die Haselnüsse. Sie stammten, wie schon anderswo gesagt worden ist, aus dem Pontus; wurden auf der Insel Thasus in den frühern Zeiten stark angebaut, und waren in folgende Arten in Italien getheilt. *)

1. Die Avellanischen oder Abellinischen Nüsse.

Diese hatten ihren Namen von den zwei ziemlich gleich lautenden Städten Abellinum und Avellantium in Kampanien.

2. Die Pränestinischen Nüsse. Aus der Gegend um Präneſte.

3. Die Albanensischen Nüsse. In Abanien, nicht weit von Präneſte.

4. Die Tarentinischen Nüsse. Von diesen spricht Plinius sowohl als Palladius. Sie waren ebenfalls wieder in zwei Arten getheilt.

a. Nüsse mit harter Schale. Diese waren sehr groß, und länglich.

b. Nüsse mit weicher Schale. Die Schale von diesen Nüssen platzte ohne Geräusch. In Italien war diese Art die gewöhnlichste.

Diese Nüsse alle zusammen wurden am meisten und am liebsten geröstet genossen.

III. Die Mandeln.

Ursprünglich waren diese, wie schon bekannt ist, in Idumäa und Syrien zu Hause; in Griechenland wur-

*) M. s. Ash. und Plinius am ang. Ort.

den sie häufig, besonders in Thasus, angebaut. Zu Katos Zeit traf man sie noch nicht in Italien; und also war sie hier eine neue Sorte, die nur noch in folgenden zwei Arten bestand.

1. Die süßen Mandeln. Diese befanden sich schon zu Plinius Zeit häufig in der Provinz Baetika in Spanien, in der man auf Stämme von ihnen Pflaumen zu pflanzen pflegte. Die Phönizier hatten sie dahin und nach Lusitanien schon vor langen Zeiten gebracht.

2. Die bittern Mandeln. Diese wufste man durch besondere Kunstgriffe zu süßen zu machen.

IV. Die Kastanien.

Diese sind die griechischen Nüsse von denen Kato spricht. Dafs sie nicht gar sehr lange vor Plinius Zeiten in Italien waren, dafs beweiset die Aeußerung von ihm, der zu Folge er sich wundert, warum die Natur zur Hülle eines so wenig genießbaren Kerns so viele Sorgfalt durch doppelte sogar mit Stacheln versehene Schalen angewendet habe. Er sagt: man müsse sie rösten, um sie schmackhaft zu finden; auch wurden sie gemahlen und davon Brod gebacken, welches die Weiber bey Fasttagen zu essen pflegten. *) Sie waren in der Gegend um Sardes in Kleinasien ursprünglich zu Hause, waren von da nach dem der Jonischen Küste gegenüber liegenden Euboea gegangen; weshalb sie auch von den Griechen Euboeische Nüsse genannt wurden, und endlich nach Tarant oder überhaupt in das untere Italien gebracht worden. Plinius, Diphilus Siphnius bey dem Athenäus, und Dioskorides, bezeugen ihren Ursprung aus Sardes. **) Man nannte sie nach ihrem vorzüglichsten Namen Dios Balanoi oder Jupiters Eicheln, dann aber auch Sardanische Eicheln. In den spätern Zeiten erst erhielten sie den Namen Kastanien, von

*) M. s. Plinius B. 15, S. 25.

**) M. s. alle angef. St.

einer Stadt Kastanea in Magnesien, wo sie angebaut wurden. In Italien gab es folgende Arten derselben.

1. Die Tarentinischen gut zu verdauenden platten Kastanien. Die runde Sorte von diesen, die man die eichelartige (*balanitis*) nannte, ließ sich am besten aus den Schalen nehmen, und sprang sogar selbst aus ihnen hervor. Dem Zeugnisse des Galen *) zu Folge war sie aber die schlechteste Art, für Menschen gänzlich ungenießbar, und ein wahres Schweinefutter. Diese ist unsre sogenannte wilde Kastanie.
2. Die weniger gut zu behandelnden Tarentinischen Kastanien. Die vorzüglichste von diesen war die Korellianische, und die durch Veredlung aus dieser erzeugte Etereianische Sorte. Beyde hatten ihren Namen von Menschen erhalten. Die erste vom Korellius einem Römischen Ritter, und die zweite vom Etereius, einem Freigelassenen. M. s. Plin. B. 17. S. 26. Diese waren sehr gut zum Genuß, und ihre Früchte waren in Triangelform gebildet.
3. Die Neapolitanischen Kastanien.

Die Oliven.

Außer den in dem Zeitraume der Katz schon vorhandenen Oliven gab es in dieser Periode noch folgende Arten. **).

1. Die Dekapolitanischen Oliven. Diese erwachsen in Syrien, waren sehr klein, hatten wenig Fleisch, und gaben doch vieles Oel.
2. Die Aegyptischen Oliven. Diese wurden sehr groß, und gaben wenig Oel.
3. Die Phäulischen Oliven. Weil sie bey sehr hoch aufgeschwollnem Fleische doch wenig Oel

*) M. s. in dessen Buch *de cibis boni et mali succi* C. 4. p. 426.

**) M. s. Plinius B. 15. S. 6.

- gaben, so nannte man sie mit dem griechischen Worte: Phauliae, schlechte, träge Oliven. *)
4. Die Pizenischen Oliven. Die vorzüglichsten in ganz Italien. Sie gaben das mehrste Oel, und waren von dem besten Geschmack. Sie wuchsen im Pizenischen Gebiete. **)
 5. Die Sidizinischen Oliven. Diese gehörten ebenfalls mit zu den vorzüglichsten Oliven Italiens.
 6. Die schwimmenden Oliven. Wenn man diese in See oder Salzwasser warf, so schwammen sie. Die Griechen nannten sie deshalb Kolymbades.
 7. Die stolzen Oliven.
 8. Die sehr süßen Oliven. Diese fand man hie und da in Afrika und auch um die Stadt Emerita in Lusitanien. Sie waren noch süßer als die Rosinen.

Der Wein.

Von der ungeheuren Anzahl der verschiedenen Weinarten sang schon Virgil in seinem Gedichte über den Landbau B. 2. V. 103.

Aber wie viel der Gattungen seyn, und wie mancherley Namen,

Fehlt die Zahl; auch frommt es ja nicht in Zahl sie zu fassen!

Wer sie zu lernen verlangt, der verlangt auch der Libyschen Ebne

Sandgewühl zu erforschen; wieviel im Weste gewälzt wird;

Oder stürmt in die Seegel die Wuth des gewaltigen Eurus,

Alles Gewog' um den Strand der jonischen Wasser zu mustern.

**) Diese Olivensorte sowohl als die vorhergehenden und folgenden hat auch Makrobios Sat. B. 2. K. 16.

**) Von diesen sang Marcial Ep. B. 5. p. 79.

Succurrent tibi nobiles olivae
Piceni modo quas tulere rami.

Hiermit stimmt Plinius gegen das Urtheil des Demokrit, welcher die Zahl derselben angeben zu können glaubte, vollkommen überein, *) Denn er sagt, daß eben so viel Weinarten vorhanden wären, als Gegenden wären, in denen sie erzeugt würden. Ein gleiches Urtheil, meint er, fällten auch die übrigen Schriftsteller alle. Er wolle also nur die vorzüglichsten Arten angeben. Nach ihm führen wir nun diese Arten in folgender Ordnung auf.

1. Asiatische und Griechische Weine.

1. Der Maroneische Wein. Diesen Wein kannte Homer schon und rühmte seine Güte sehr. Zwanzig Theile Wasser mußte man mit ihm vermischen, um seine Kraft zu dämpfen, wenn man ihn trinken wollte. Zur Zeit des Plinius mußte man, nach dem Berichte des Konsuls Muzianus, achtmal so viel Wasser dazu nehmen. Er wuchs an der Seeküste von Thrazien. **)

2. Der Pramnische Wein. Dieser war ebenfalls ein in der Urwelt schon bekannter Wein. Nach einigen erwuchs er auf dem Pramnischen Felsen auf der Insel Ikarus, nach andern auf der Insel Lesbos, und nach Plinius bey Smyrna in Kleinasien. Wieder andere liessen ihn um Ephesus bey Smyrna erwachsen.

3. Der Thasische Wein. Von der Insel Thasos. ***)

4. Der Chische Wein, Von der Insel Chios; und von dieser Insel war der Arvisische Wein, an dem Gebürge Arvisium, am berühmtesten. ****)

*) N. G. B. 14. S. 3.

**) M. s. Athenäus B. 1. p. 26. Dieser Wein hatte seinen Namen von Maron, einem Enkel des Bacchus, Königs von Thrazien. Homer Odyssee 9. v. 197. und 208.

***) M. s. Athenäus B. 1. p. 28. und 32. Virgil. Ekl. 5. v. 71.

****) Ebend.

5. Der Lesbische Wein. Nach dem Berichte des Alexius bey'm Athenäus war dieser die süßeste Weinsorte. *)
6. Der Klazomenische Wein. Um die Stadt Klazomene gebaut. **)
7. Der Tmolische Wein. Von dem Gebürge Tmolus in Lydien. Man nannte ihn auch den Lydischen Tmolites. Man bediente sich dieses süßen Weines, um andern Weinen ihr rauhes Wesen zu nehmen, und ihnen durch seine Beymischung eine Art von Alter zu geben. ***)
8. Der Sicyonische Wein. Von Sicyon. ****)
9. Der Cyprische Wein. Von der Insel Cyprus.
10. Der Telmesische Wein.
11. Der Tripolitische Wein.
12. Der Berytische Wein.
13. Der Tyrische Wein. Von der Stadt Tyrus.
14. Der Sebennytische Wein.
15. Der Aethalus.
16. Der Peuce. Diese beyden Weinarten erwachsen in Aegypten.
17. Der Hippodamantische Wein. Oder: der Pferdebändiger.
18. Der Mystische Wein. Von der Insel Mystus. †)
19. Der Kantharitische Wein. Theophrast gedenkt seiner ebenfalls.
20. Der protropische Gnidische Wein. Dieser wuchs bey Gnidus, und hatte deshalb seinen Namen: der protropische, erhalten, weil er, ohne gekeltert zu werden, seinen Saft schon von sich gab.

*) Ebeud.

**) Plin. N. G. B. 5. 3. 31.

***) Vitruvius B. 8. K. 3.

****) Athenäus B. 1. p. 33.

†) M. s. Plinius N. G. B. 4. 3. 19.

21. Der Katakekaumenitische Wein. Dieser wuchs, nach dem Zeugnisse des Vitruvius, in Maeonien bey Katakekaumene. *)
22. Der Petritische Wein.
23. Der Mykonische Wein. Von der Insel Mykonium. **)
24. Der Mesogites. Von Mesogites an dem Gebürge Tmolus in Kleinasien, nach Dioskorides. ***) Er verursachte Kopfschmerzen.
25. Der Ephesinische Wein. Um Ephesus in Kleinasien. Auch dieser bewürkte Kopfweh.
26. Der Apameische Wein. Aus der Gegend von Apamea.
27. Der Protagion. Ein vorzüglicher Wein, nach seinem Namen zu schliessen. Die Schule des Arztes Asklepiades empfahl ihn sehr nach den Italienischen Weinen zum Genusse. ****)
28. Der Naspercenitische Wein. In der Provinz Pontus.
29. Der Oretische Wein. Von der Stadt Oreos in Euböa. †)
30. Der Oeneatische Wein. Aus der Gränzgegend von Kalydonien in Griechenland. ††)
31. Der Leukadische Wein. Aus Leukadia.
32. Der Ambraziotische Wein.
33. Der Peparethische Wein. Aus der Insel Peparethus. †††)
34. Der Koische Wein. Aus der Insel Kos. Ein sehr berühmter, aber auch sehr gemischter Wein.
35. Der Rhodische Wein. Von der Insel Rhodus.

*) Vitruvius am ang. O.

**) M. s. Plin. N. G. B. 4. S. 22.

***) B. 5. K. 10.

****) Plin. am ang. O.

†) M. s. Strabo B. 10. p. 445.

††) M. s. Plin. B. 3. S. 2.

†††) M. s. Athenäus B. 1. p. 29.

36. Der Phorineische Wein.

37. Der Paythische Wein. Diefs war ein gekochter Wein. Man nannte ihn auch Vinum passum. Es mochte nun derselbe entweder durch Feuer oder durch die Sonnenhitze ausgekocht werden.

38. Der Skybelitische Wein. Dieser wuchs in Galatien.

39. Eine Menge von Weinen, die man aus dem sogenannten Ausbruch verfertigte, und welche mit verschiedenen Namen bezeichnet wurden. Als: der Cilizische Wein; der Sticha; der Scirpula; etc.

40. Der Mareotische Wein. Ein weißer Wein.

41. Der Hasenwein. Griechisch hieß er Lageos.

II. Italienische und Sizilianische Weine.

1. Der Amineische Wein. Aus der Gegend von Amineum. Dieser Wein kömmt auch bey dem Kato schon vor, und wird vom Plinius mit zu den vorzüglichsten gerechnet. Man theilte ihn zu des letztern Zeit wieder in fünf Abarten. *)

2. Der Nomentanische Wein. Um Nomentanum in Italien. **)

3. Der Hettrarische Wein. In diesem Lande wuchs vorzüglich der sogenannte Apianische oder Bienen-Wein.

Diese drei Weinsorten sollen die ältesten in Italien gewesen, die andern alle aber späterhin aus Griechenland gekommen seyn, und sich in folgende Sorten vermehrt haben.

4. Der Taurominitanische Wein. Dieser war eigentlich der Griechische Gutedel. Nur in Albanien kam diese Sorte gut fort; übrigenfalls ließ sie sich nicht gut versenden. ***)

*) M. s. Virgil. Georg. 2. v. 97.

**) M. s. Plin. B. 14. S. 4. und Makrobios B. 2. K. 16.

***) Plin. am ang. O.

5. **Der Dyrachinische Wein.** Der sogenannte Königwein, aus der Gegend von Dyrrachium. In Spanien hieß er Kokolobis. Dieser Wein hatte das Eigenthümliche, daß er erst im Alter süß und vortrefflich wurde.
6. **Der Albuelis.** Wenn man diesen an den Ulmbäumen recht hoch zog, so trug er am reichlichsten.
7. **Der Visula.** Bey diesem war gerade das Entgegengesetzte der Fall.
8. **Der Helvenaka.** Dieser war der vorzüglichste unter den Weinen, welche die tragbarsten waren; obgleich nicht sowohl in Italien, sondern mehr in den andern römischen europäischen Provinzen. Er wuchs in Pizenum. Man hatte von ihm zwei Sorten, von denen die eine die längliche, die andere die runde genannt wurde. Doch war die erste die tragbarste. Die zweite hieß auch Emeraka, und hatte ein scharf eingekerbtes Blatt. Da sie so viele Früchte trugen, so mußte man ihre Ranken mit Gabeln stützen.
9. **Der Ravennensische Wein.** **) Dieser hieß auch Spionia. Er liebte die Nebel sehr; und wurde im Herbst am besten; deshalb gedieh er auch in dem Nebelboden um Ravenna.
10. **Der Kampaner Wein, Vanikula genannt.** Horaz lobt ihn. Seine Beeren wurden häufig eingemacht. ***)
11. **Der Numisianisch Terrazinische Wein.** Um Terrazinum zu Hause.
12. **Der Surrentiner Wein.** Besonders um den Berg Vesuv herum zu Hause. Er bekam seinen Namen von den Surrentinischen Gefäßen, in welche eingemacht er besonders gut schmeckte. ****)

15.

*) M. s. Plin. und Columella B. 5. K. 2.

**) M. s. Plin. am ang. O. und Martial B. 3. Ep. 56.

***) M. s. Horaz B. 2. 3. 4. Makrob. B. 2. K. 16.

****) Plin. im ang. O. und B. 35. 3. 46.

13. Der Murgentinische Wein. Er kam aus Sizilien, gedieh aber in dem alten Latium am besten.
14. Der Kampaner Wein, Horkonia genannt. Dieser war mehr ein Wein für die Tafel als für den Keller.
15. Der Tuderner Wein in Thuszien. Er hieß auch der Florentinische Wein. *)
16. Der Aretische Wein. In der Gegend des heutigen Arezzo. **) Er theilte sich in folgende drei Arten.
17. Der Maulwurfswein. Dieses war eine schwärzliche Sorte; sie gab aber einen sehr hellen Most.
18. Der trügliche Etesiazische Wein. Eine frühe Weinsorte. Der Stock trug sehr viele Trauben, wenn er jung war, wurde aber bald unfruchtbar. ***)
19. Der schwärzliche Konseminische Wein. Die Traube dieser Sorte hielt sich sehr lange Zeit, keinesweges aber der aus ihr gepresste Wein. Die Blätter wurden roth, ehe sie abfielen.
20. Der Irtiola. Dieser Wein erwuchs in Umbrien, Mematum und Pizenum häufig. ****)
21. Der kleine Amiterninische Wein.
22. Der Pompeiische oder Klusinische Wein. Um die Stadt Pompeii vorzüglich zu Hause.
23. Der Sabinische oder Laurentinische Wein. Dieser hieß auch Vinaziola. Um das Landguth des jüngern Plinius, Laurent, traf man ihn vorzüglich.
24. Der Falerner Wein. Um das Gebürge Falernum in Kampanien zu Hause.

*) Plin. am ang. O. und B. 3. S. 19.

**) Plin. am ang. O.

***) Kolumella B. 3. K. 21.

****) Eb. das. Athenäus ihn Irtiola.

25. Der Gauranische Wein. Eine Abart der vorhergehenden Sorte. *)
26. Der Tarentinische Wein. Um Tarent in Großgriechenland.
27. Der Rauchwein. Um Beneventum. **)
28. Der Bucconiatis.
29. Der Tarrupia. Beyde Arten waren um Thurium in Großgriechenland vorzüglich zu Hause. Die Trauben wurden nicht eher abgenommen, als bis es gereift hatte. ***)
30. Der Pharische Wein. Um Pisa in Italien.
31. Der Mutinische Wein. Im Prusinischen Gebiete.
32. Der Orthampelos. Der Stock dieser Sorte erwuchs hoch und gerade.
33. Der Faubenwein. Dieser hatte sehr viel Ranken.
34. Der Puziner Wein. Dieser erwuchs um das ehemalige Puzinum, eine alte Festung, in der Gegend des heutigen Aquileja. Man nannte ihn auch den Präzianischen Wein nach Plinius. Dem Genusse dieses Weins soll es die Kaiserin Julia Augusta allein zu verdanken haben, daß sie 82 Jahre alt geworden ist.
35. Der Setiner Wein. Dieser Wein war der Lieblingswein Augusts nach Plinius, und blieb bey allen nachfolgenden Kaisern ein vorzüglicher Tafelwein. Er erwuchs über dem sogenannten Forum des Appius.
36. Der Cakubische Wein. Von diesem sagt Plinius, daß er ein vorzüglich guter Wein, und in Amiklanischen Busen erwachsen, daß er aber zu seiner Zeit schon ausgegangen sey. Die Schuld

*) An dem Gebürge Gaurus. M. s. Pl. B. 3. S. 19.

**) Nach Athenäus B. 1. p. 11. erwuchs dieser Wein um Benevent am besten.

***) M. s. Martial B. 1. Ep. 44.

davon schiebt er theils auf die Nachlässigkeit der dortigen Landleute, theils aber auf den Kanal, den Nero von Bajä bis Ostia ziehen liefs.

37. Der Faustianische Wein. Dieser war die edelste Sorte des Falérner Weins. Er war der einzige Wein Italiens, den man mit der Flamme anzünden konnte. Es gab drei Arten derselben a) die herbe, b) die süsse, c) die leichte.

38. Der Statianische Wein. Nicht weit vom Falérner Wein zu Hause. Ein vorzüglicher Wein.

39. Der Kalenische Wein. Um die Stadt Kalenum zu Hause.

40. Der Fundanische Wein. Um die Stadt Fundanum baute man ihn an. Athenäus gedenkt seiner nebst dem Plinius.

41. Der Veliternische Wein.

42. Der Privernatische Wein. Beyde traf man nicht weit von Rom entfernt.

43. Der Mamertiner Wein. Einer der vorzüglichsten Weine.

44. Der Cäsariatische Wein. Um Cäsena.

45. Der Maecenatianische Wein.

46. Der Adrianische Wein.

47. Der Lunensische Wein. In Hetrurien. Er ward auch blofs Luna genannt. Ein vorzüglicher Wein.

48. Der Genuesische Wein. In Ligurien.

49. Der Tempsische, Babische und Lukanische Wein. Diese waren Lieblingsweine des Messala.

50. Der Trebellische Wein. Bey Neapel.

51. Der Kaulnische Wein. Bey Kapua. Beyde Weinarten waren zu des Plinius Zeit erst neu entstanden.

III. Ausser-Italienische Europäische Weine.

1. Der Rhätische Wein. Diese Weinsorte wurde an dem Fusse der Rhaetischen Alpen an den

- Ufern der Adda gebaut. Virgil gedenkt dieses Weines schon. *)
2. Der Viennensische Wein. In der Gegend des alten Vienna Allobrogum oder des heutigen Vienne in Frankreich. Martial und Plutarch gedenken seiner.
 3. Der Arvernische Wein. Ebenfalls in Gallien.
 4. Der Helvizische Wein. Um die Gegend des heutigen Viviers, wo sonst das alte Alba Helvorum stand.
 5. Der Sequaner Wein.
 6. Der Marseiller Wein.
 7. Der Bätterratische Wein. In Gallien. Jetzt heist er: Vin de Frontignac.
 8. Der Laletanische Wein. In Spanien.

Fortpflanzungsmethoden der Obstbäume.

In diesem Fache der Obstkultur sind während dieses Zeitraums keine neue Erfindungen gemacht worden, sondern es blieb alles noch so bey dem Alten, wie Théophrast, Kato und Varro es gekannt hatten. Nur was die Veredlungen, als Fortpflanzungsmethoden betrachtet, anbetrifft; so ist zu bemerken: dafs, erstlich, das Ablaktiren bey den Bäumen gewöhnlicher wurde, da man vorher fast nur Weinstöcke dazu nahm; und dafs zweitens, man zum Ablaktiren der Weinstöcke sich mehr des Gallischen Bohrers bediente. Als die Ursache des öfterern Gebrauchs dieses Bohrers giebt Plinius dieses an: dafs man die Erfahrung gemacht habe, dafs er gut aushöle, und die Fasern des Stockes nicht zerreiße. Auch in Hinsicht der Zeitpunkte, in denen man veredelte, waren jetzt einige genauere Bestimmungen eingeführt worden.

Die Birnen veredelte man vom Monat Februar an, nach Palladius, bis in den Monat May: **) Und hier be-

*) P. N. G. B. 4. p. 114 N.

**) Palladius B. 5. Abschn. 28.

diente man sich einer vielleicht jetzt nicht mehr bekannten Methode, um Pfropfreiser, die weit versendet wurden, gut zu erhalten. Es wurde nemlich eine Rübe genommen, und in diese wurden die abgebrochenen Theile des Pfropfreises gesteckt. Darauf that man sie zwischen zwei Hohlziegel an dem Rande eines Bachs oder eines Fischweihers. Die Edelreiser der Weinstöcke that man in trockne Gruben, bedeckte sie mit Stroh, und häufte so viele Erde darauf, daß nur die Spitzen derselben heraus sahen. *) Plinius erzählt dieses. — Diese Nachricht ist für uns in der Geschichte der Versendung der Obstsorten wichtig; in ihr erhalten wir die erste Spur von der Verbreitung der Obstfruchtarten durch die Versendung von Pfropfreisern. Man veredelte die Birnen in wilde Stämme, in Aepfel, in Mandel, in Weißdorn, in Eschen, in Hagbuchen, in Quitten, und in Punische Aepfelstämme.

Die Aepfel veredelte man im Monat Februar und März. Die Stämme, auf welche man sie veredelte, waren: Aepfel- Birn- Weißdorn- Pflaumen- Speierling- Pfirschen- Platanen- Pappel- und Weidenstämme. Auf Quittenstämmen gediehen sie nach Palladius am besten.

Die Quitten wurden in eben diesen Monaten veredelt. Auch die Pfirschen, die Punischen Aepfel, die Pflaumen, u. s. w.

Die Weinstöcke wurden von der Zeit des Herbstäquinoktiums bis zum Frühjahre nach Plinius veredelt. **)

Die Kirschen veredelte man nach eben diesem Schriftsteller und nach Palladius im Oktober und November. Bey ihrer Veredlung löste man aber die Rinde um den Spalt herum ab; weil man glaubte, daß das Wolliche an ihr dem Anwachsen des jungen Pfropfreises hinderlich sey. ***)

*) Plinius N. G. B. 17. Absch. 14.

**) Plin. B. 17. Absch. 14.

***) Ebd. Pallad. 9. Absch. 12.

Pflege und Wartung des Obstbaums.

Auch hierin ist im Allgemeinen während dieses Zeitraums keine wesentliche Entdeckung gemacht worden. Der Boden ward eben so bearbeitet, wie es schon Kato vorgeschrieben hatte; man warf die Gruben vorher auf, ehe man die Bäume setzte; man umgrub ihre Wurzeln, u. s. w. Des Düngers bediente man sich nach denselben Vorschriften, die in dem vorhergehenden Zeitraume schon bekannt gewesen waren: und nur der Gebrauch der Asche, der jetzt aufkam, war etwas Neues.

Was die Zeitpunkte anbetrifft, in denen man den Obstbäumen vorzüglich Wartung und Pflege schenkte, so waren diese Folgende: Die jungen Pflanzen der Birnbäume setzte man in kalten Gegenden im Februar, in wärmern hingegen im November. In dem letztern Falle hielt man es für gut, wenn der Boden, in dem sie sich befanden, mit Bächen durchzogen war. Uebrigens aber erklärte man fast im Allgemeinen für den besten Boden für das Gedeihen der Birnbäume den, in welchem Weinberge angelegt wurden. Um die Natur der Früchte, wenn sie viele Steine enthielten, zu verändern, hielt man es für das beste, eine Birnart mit harten Steinen in weiche Erde zu pflanzen.

In diese Zeit fällt schon der häufige Gebrauch wilder Birnstämme in den Baumschulen und Obstplantagen, um gute Arten darauf zu bringen. Nach dem Bericht des Palladius *) dauerte es nemlich auch den damaligen Obstpflegern schon viel zu lange, den Birnbaum von irgend einer guten Sorte aus dem Saamen oder von der kleinsten Pflanze aus zu erziehen; dazu kam ferner noch, daß die Sorte sich allemal verschlechterte, und daß sie, wenn sie auch einige Zeitlang, während daß der Baum jung war, süße und noch etwas edle Früchte trug, doch nie lange damit anhielt. Man nahm in diesem Falle die Birnpflanzen edler Sor-

*) Pall. Febr. K. 25.

ten, und setzte sie in Gruben, aus welchen ihre abgeschnittenen und mit Moos und Thon übergezogenen Spitzen drei bis vier Fuß hoch herausgaben. Allein alle Wartung und Pflege konnte, nach dem eben angeführten Schriftsteller nicht bewirken, daß das Reis nicht ausartete. Um also am schnellsten wegzukommen, und am sichersten zu gehen, so nahm man wilde Birnstämme, brachte diese in Gruben guter Erde, und veredelte sie dann.

Man setzte die Birnstämme gegen dreißig Fuß von einander entfernt, und glaubte der Fruchtbarkeit dieses Baumes dadurch zu Hilfe zu kommen, wenn man die Stämme fleißig begoß, und den Boden um sie herum, besonders gegen das Ende ihrer Blühzeit, fleißig umgrub, damit sie von den Blüthen nichts verlihren möchten. Ein Jahr um das andere brachte man Dünger an den Baum. Kothmist sollte, nach der Meinung einiger Alten, Einfluß auf die Dichtigkeit und Schwere der Früchte haben. Der Gebrauch der Asche sollte ihnen einen scharfen pikanten Geschmack verschaffen. Wenn der Baum nicht mit Kraft zu erwachsen schien, so durchbohrte man seine Wurzeln, oder schlug einen Pflöck in sie. Hatte er Würmer, so wurde Ochsen-galle oder Weinhefe drei Tage lang an die Wurzeln gegossen.

Ebenfalls im Februar in kalten und im Oktober und November in wärmeren Gegenden wurden die jungen Aepfelstämme gesetzt. Man nahm dazu, fetten, und von der Natur hinreichend mit Wasser versehenen Boden. In bergigen Gegenden setzte man sie gegen Mittag. Asche und Mist vertrugen sie sehr um ihre Wurzeln. Man wendete sehr viele Sorgfalt auf den Schnitt derselben, und suchte ihnen nur alles Ueberflüssige und Trockne zu nehmen. Der Baum wurde bald alt, und im Alter trug er, nach damaligen Erfahrungen, schlechtere Früchte. *)

*) Pallad. Febr. K. 25.

Gegen das Ende des Februars mit dem März wurden die jungen Quittenstämme gesetzt. Sie liebten einen feuchten kühlen Standpunkt, und eine Lage an Hügeln hin. *)

Im November wurden in warmen und in kalten Gegenden im Januar die Pfirschensteine in gehackten Boden gelegt. **) Man brachte sie zwei Fuß von einander, damit die Pflanze, wenn sie zwei Jahre alt war, gut ausgehoben werden konnte. Die Steine steckte man Reihenweise mit ihrer Spitze nach unten zu; und einige hatten die Gewohnheit, sie einige Tage vorher in Erde, die mit Asche vermischt war, zu legen, um ihren Keimtrieb zu reizen. Palladius wendete aber gar keine weitere Pflege an sie, ehe er sie legte. Hatte man ihnen einen sandigen feuchten Boden, und einen warmen Himmel verschafft; so gediehen sie herrlich. In kalten und windigen Orten aber, wo sie ohne Schutz waren, kamen sie nicht fort. Man machte die Zwischenräume unter ihnen nicht groß, damit sie sich wechselseitig gegen die Sonnenhitze schützen könnten. Im Herbste umgrub man den Baum, und düngte den Boden um ihn mit seinen eignen Blättern. In eben dieser Jahreszeit beschnitt man ihn auch. Hier mußte man aber sehr vorsichtig verfahren, und nur das, was dürr und fauligt war, wegnehmen; kam man mit dem Messer an grünes gutes Holz, so verdorrte der Stamm. Wenn er durch Sonnenhitze dürr werden wollte, so führte man viele Erde um ihn, begoß ihn, und schützte ihn mit Decken. Wenn der Baum runzeliche oder fauliche Früchte trug; so löste man ein Stück Rinde um den Stamm ab, damit die Feuchtigkeit abfließen konnte, und bedeckte dann die Wunde mit Thon.

Mit dem Ende des Herbstes, in den Monaten November, December, Januar und Februar wurden die

*) Ebd.

**) Ebd.

Steine der Pflaumen gelegt; ehe dieses aber geschah, liefs man sie drei Tage lang in Lauge mazeriren, damit die Kerne desto besser ausschlagen konnten. Man nahm mehrentheils aber Wurzeläusläufer zu ihrer Fortpflanzung. Sie erwuchsen in feuchtem kraftvollen Boden sehr gut, und konnten die Kälte gut vertragen. Die mässige Temperatur des Himmels bekam ihnen am besten. Auch ihnen war ein öfteres Umgraben der Wurzeln sehr dienlich. *)

In eben diesem Monate pflanzte man auch die jungen Feigenstämme. **)

Im November, Dezember, und Januar pflanzte man die Kastanien und die Nüsse überhaupt. ***) Die erstern erzog man mehrentheils aus dem Saamen, weil man die Erfahrung gemacht hatte, dafs die jungen Ansläufer nicht über zwei Jahre dauerten. Die Verfahrungsart, die Kastanien aus ihren Früchten zu erziehen, war aber folgende. Man nahm eine Menge Kastanien, breitete sie im Schatten aus, und trocknete sie, und brachte sie hernach in Häufen an einen trocknen Ort; wo man sie mit Flusssand hoch bedeckte. Nach dreissig Tagen nahm man sie aus dem Sande, und that sie in kaltes Wasser. Die Guten giengen denn zu Boden, und die Schlechten schwammen. Hatte man diese Probe zum drittenmale wiederholt, so säete man sie. Zum Boden für sie nahm man aber denn weichen, lockern, etwas kiesigen, schwarzen und Tuffstein enthaltenden Boden. Der Baum erwuchs gerne auf Hügeln und gegen Norden hin. Der Boden muste fleissig behackt seyn, und die Kastanien, die zwei Zoll tief in die Erde gelegt waren, vier Fufs von einander sich befinden. Die junge Kastanienpflanzung wurde häufig behackt.

Die Mandeln säete man mit der Spitze nach unten zu, und liefs sie vorher einige Tage in Mist oder Salz-

*) Pall. am ang. O.

**) Ebend.

***) Ebend.

wasser einweichen. Die Wallnüsse aber steckte man mit den Spitzen nach oben zu.

Anlage eines Römischen Gartens in dieser Periode.

So reich auch Italien in diesem Zeitraume an Obstbäumen war, die im Freien erwachsen, so gab es doch eine unendliche Menge von Gärten in ihm, in denen sie nach einer bestimmten Anlage unter andern Bäumen vertheilt erwachsen. Es ist aber wohl ohnstreitig gewiss, daß eben jetzt diese Gärten nebst der dieselbe also einrichtenden Gartenkunst auf dem höchsten Grade ihrer Vollkommenheit sich befanden; und deshalb dürfte eine Beschreibung eines solchen Gartens, nebst der an demselben sich befindenden Villa, hier an ihrem rechten Orte stehen. Wir finden sie bei dem jüngern Plinius. (Briefe. B. 5. B. 6.)

Dieser Römer schrieb nemlich an seinen Freund: „Deine Sorgfalt und Bekümmerniß hat mich in der That sehr gefreut, da du mir auf die Nachricht, daß ich diesen Sommer über nach Thuszien gehen würde, von diesem Vorhaben abzurathen suchtest, weil du den Aufenthalt daselbst für ungesund hältst. — Es ist wahr! die Ufergegend in Thuszien hat eine schwere und ungesunde Luft. Allein mein Landguth liegt weit vom Meere entfernt, am Fusse der Apenninen, die ein sehr gesundes Klima haben. — Damit aber alle Besorgniß um mich verschwinde, so erlaubst du wohl, daß ich dich über das Klima, die Lage, und die Annehmlichkeit dieser meiner Villa unterrichten darf: vielleicht möchte dir das Hören und mir das Erzählen einiges Vergnügen verschaffen?“

„Die Temperatur der Luft ist im Winter kalt und zum Eis geneigt; so daß Myrrthen, Olivenbäume, und alle andere Gewächse, die ein beständig mildes Klima verlangen, hier durchaus nicht fortkommen. Indessen gedeiht doch noch der Lorbeerbaum, und grünt

sehr schön, ob er gleich bisweilen, so wie um unsere Hauptstadt herum, plötzlich ausgeht. Im Sommer ist es hier ausserordentlich mild und schön. Laue Lüftchen erhalten die Luft in beständiger Bewegung, und nur diese wehen hier, höchst selten aber heftige Winde. Daher sieht man auch viele Greise, Großväter, und Urgroßväter von schon erwachsenen jungen Menschen. Hier vernimmt man dann uralte Erzählungen und Sagen von unsern Vorfahren; so daß man, ist man hieher gekommen, in einem der vorigen Jahrhunderte zu leben meynt. — Die Lage der Gegend ist ganz vortrefflich! Denke dir ein ungeheures Amphitheater, wie nur die Natur eines hervorbringen vermag. Eine breite und weit in die Ferne hin sich ergießende Ebene wird von Gebürge umgeben. Die Gebürge sind bis auf ihre höchsten Gipfel hinauf mit hohen und alten Wäldern bekleidet. In ihnen giebt es viele und mancherley Thiere zur Jagd. Bis an den Fuß der Gebürge laufen Gehölze zum Bau- und Schlagholz herab; und zwischen ihnen gut angebaute Erdhügel; denn sehr selten dürfte man, auch bey vieler Nachforschung, einen Felsen finden. Sie sind eben so fruchtreich als die Gefilde der Ebene, und geben eine zwar etwas spät aber doch reichlich ausfallende Erndte. Unter ihnen gehen längst ihrer ganzen Seite Weinberge hin, und gewähren weit und breit nur eine und dieselbe Aussicht. Da wo sie sich enden, an ihrer äußersten Gränze, wächst Gesträuch, und giebt es Wiesen und Felder. Felder, die nur die grüßte stärkste Ochsen mit starken Pflugschaaren zu durchbrechen vermögen: denn der Boden in ihnen ist so zäh, daß er neunmal geackert werden muß, um ihn ganz locker zu machen. Blühende immergrünende Wiesen, welche Klee und andere zarte weiche Gewächse enthalten. So viel als es hier auch Wasser giebt, so trifft man doch auf keinen Sumpf; denn der abflüßige Boden schickt alles Wasser, was er nicht ansaugt, in die Tiber. Mitten durch die Gegend

eströmt diese hindurch, ist schiffbar, und bringt alle Früchte in die Stadt; aber dieses nur im Winter und im Frühjahr: denn im Sommer senkt sich der Fluß, und der große Strom sinkt dann zu einem ausgetrockneten Bach herab. Im Herbste füllt sich sein Bett wieder an. Die Aussicht auf diese herrliche Gegend von den Bergen herab gewährt eine ganz vorzügliche Wohlust: denn man meynt dann nicht auf Erde und Gefilde, sondern in ein Landschaftsgemälde von vorzüglicher Schönheit hinzublicken; so abwechselnd, so bestimmt wird das Auge ergötzt. —

„Die Villa, welche an dem Fusse des Hügels liegt, hat eine Aussicht, als stehe sie auf seinem Gipfel: denn die Anhöhe steigt so gemach und so lähne auf, daß man sich schon ziemlich erhoben findet, wenn man noch gar nicht meynt, aufwärts gestiegen zu seyn. Im Rücken hat sie die Apenninen, obschon etwas im Hintergrunde. Von diesem Gebürge erhält sie, und wenn der Tag auch noch so ruhig und heiter ist, immer einigen Luftzug, der aber ganz und gar nicht scharf und anziehend ist, sondern in der weiten Strecke, die er durchwandert hat, eine laue und sanfte Temperatur angenommen hat. Ihre Fronte ist größtentheils gegen Mittag zu gerichtet; und lockt die Sonne, so zu sagen, im Sommer gegen sechs Uhr, im Winter etwas früher, in einen breiten und erstaunend langen Säulengang. *) In dem Gebäude selbst befinden sich viele Abtheilungen, und vor ihm ist ein Vorhof, **) nach Art der Alten. Vor dem Säulengange liegt ein Gartenaltan, ***) der in viele Felder, die von Buxbaum umgeben sind, abgetheilt ist; dann kommt eine mit Buxbaum besetzte schief ablaufende Terrasse, auf welcher der Buxbaum in verschiedenen Formen von Thieren ge-

*) Porticus.

**) Atrium.

***) Xystus.

pflanzt ist. In der Fläche des Gartens steht ein weiches und sehr sanftes Dorngesträuch. Um ihn herum führt ein Gang *), der von niedrigen und verschiedentlich beschnittenen Hecken umgeben wird. Von ihnen aus läuft ein breiter Weg **), fast wie ein Cirkus, um Buxbäume von verschiedenen Figuren, und um kleine durch Kunst verschnittene Bäume herum. Dieses alles wird von einer Gartenmauer umgeben, welche hoch aufgezogener Buxbaum verdeckt und versteckt. Hierauf fällt der Blick zunächst auf eine Wiese, die eben so durch die Natur, wie die so eben angegebene Parteen durch Kunst, gebildet ist: dann wieder auf Felder, andere Wiesen und Gehölze. *

„An der Spitze des Säulenganges springt das große Refektorium ***) vor; aus dessen Thüren man das Ende des Gartenaltars, und aus dessen Fenstern man die Wiese und vieles Feld erblicken kann. Von hier aus sieht man auch die Seite des Gartenaltars, alles das, was von der Villa vorragt, und den Wald, nebst dem Gebüsch der anstossenden Reitbahn. ****) Gegen die Mitte des Säulenganges geht ein Gartensaal †) ein wenig zurück, der einen kleinen Hof ††) bildet, welcher von vier Platanen beschattet wird. Zwischen diesen strömt Wasser aus einem Bassin von Marmor, und tränkt die nahestehenden Platanen, und den sie umgebenden Rasen. In diesem Gartensaal befindet sich eine Schlafstube, †††) in die weder Licht noch irgend ein Laut zu dringen vermag, und an ihn stößt ein

*) Ambulatio.

**) Gestatio.

***) Triclinium.

****) Hippodromus.

†) Diaeta.

††) Arcola.

†††) Dormitorium cubiculum.

Speisesaal *) zum täglichen Gebrauche mit meinen Freunden. Jenen kleinen Hof hat wieder ein anderer Säulengang in der Fronte, der auf alles das wieder die Aussicht hat, was gegen den andern (größern) zu liegt. Nah an der einen Platane steht wieder ein anderes Ruhzimmer, das grün, und schattigt, und aus Marmor gearbeitet ist, bis auf die Bühne herab. In ihm giebt die herrliche Malerey, welche in ganz täuschenden Darstellungen von Gesträuchen mit Vögeln, die auf denselben sitzen, besteht, der Schönheit des Marmors nichts nach. Gleich daneben ist eine kleine Quelle, und in ihr ist ein Becken, **) um das herum mehrere Fontainen ein höchst angenehmes Gemüth erregen. An dem Horte des Säulenganges läuft ein sehr großes Ruhzimmer vor, welches dem Gartensale am andern Ende gerade entgegengesetzt ist; einige von seinen Fenstern gehen auf den Gartenaltan, andere auf die Wiese; aber gerade vor liegt der Weiher; ***) gerade unter den Fenstern, angenehm durch seinen Anblick, und durch sein Geräusch: denn das von einem erhabenen Orte herabstürzende Wasser wird, von einem Marmorbecken aufgefangen, zu Schaum. Dieses Ruhzimmer ist im Winter sehr warm, weil es viele Sonne hat. Mit ihm hängt das Warmzimmer zusammen, und dieses ersetzt, wenn der Tag neblig und unfreundlich ist, die Stelle der Sonne; nachdem man Hitze in dasselbe eingelassen hat. Darauf folgt wieder ein breites und sumuthiges Auskleidezimmer oder Bad ****) mit der kalten Höhle, †) in der ein sehr schatticher und geräumiger Badeplatz, ††) sich befindet. Will man sich

*) Coenatio.

**) Crater.

***) Piscina.

****) Apodyterium.

†) Cella frigidaria.

††) Baptisterium.

geräumiger und in lauem Wasser baden, so hat man auf dem Hofe den Weiher, und nicht weit davon den Brunnen; aus dem man kaltes Wasser einlassen kann; wenn man es nicht gar zu lauwarm haben will. Air die kalte Höle stößt die mittlere (gemäßigtere, *) welche von der Sonne reichlich genug beschienen wird. Doch mehr bescheint die Sonne die heiße Höle: **) denn diese läuft weit vor. Zu ihr führen drei abwärts führende Eingänge: zwei davon sind gerade der Mittags-sonne entgegen; die dritte ist halb im Schatten angebracht. Ueber dem Auskleiderzimmer befindet sich das Badzimmer, in dem mehrere Gymnastische Übungen und Spiele vorgenommen werden. Nicht weit von dem Bade finden sich Treppen, welche zum verdeckten Säulengange (***) führen; zuerst aber kommt man an drei Gartenwohnungen. Die eine von diesen steht gerade über dem kleinern Hofe; in dem sich die vier Platanen befinden; die zweite über der Wiese; die dritte gegen die Weinberge hin; und jede hat die verschiedensten Horizonte und die verschiedensten Aussichten. An der Spitze des verdeckten Säulenganges ist ein Ruhgemach angebracht; welches in den verdeckten Gang eingearbeitet ist, und seine Richtung nach den Weinbergen, nach der Reitbahn, und den Bergen hin hat. An ihm stößt ein anderes ähnliches Gemach, das vorzüglich gegen die Winterseite zu liegt. Darauf folgt eine Gartenwohnung, welche die Reitbahn (Park) mit der Villa verbindet. So ist die Ansicht und Lage der Villa von der Fronte her. «

« Auf der Seite liegt die verdeckte Sommerhalle, ****) auf einer erhabenen Gegend; die nicht bloß die Aussicht nach den Weinbergen zu hat, sondern sogar mit ihnen

*) Media.

**) Calidaria.

***) Cryptoporticus.

****) Cryptoporticus aestiva.

verbunden zu seyn scheint. In ihrer Mitte nimmt ein grosser Gartensaal die reinste Luft aus den Apenninischen Thälern auf: dann gewährt sie aus ihren ungeheuren Fenstern, so wie aus ihren Thüren die Aussicht auf die Weinberge; freilich nur so, wie es durch einen verdeckten Gang hindurch möglich seyn kann. Auf der Seite des grossen Gartensaals, wo keine Fenster sind, kann man auf einer Schneckenartigen Treppe alles, was zu einem Gastmahl nöthig ist, einbringen. Am Ende liegt das Ruhgemach, das eine nicht minder angenehme Aussicht auf die Hille, als auf die Weinberge hat. Unter ihr liegt eine andere Halle, fast unterirdisch. Im Sommer ist sie vollkommen kalt, wechselt ihre Luft nicht, und läßt auch keine ein. Hinter diesen beyden verdeckten Hallen, da, wo der grosse Gartensaal sich endiget, fängt der offene Säulengang an, der Vormittag schaurig, Nachmittag warm ist. Von hier aus kommt man in zwei Gartenwohnungen, von denen die eine vier, die andere drei Zimmer in sich faßt, die, so wie die Sonne um sie herumgeht, entweder Licht oder Schatten haben.

„Ungleich mehr übertrifft aber diese Einrichtung und Anmuth der Gartenhäuser die Reitbahn, (Park) welche von ihrem Mittelpunkte aus vollkommen übersehen werden kann, und mit Platanen umgeben ist. Diese werden ganz von Epheu bekleidet, und grünen unten von einem fremden Laube, so wie sie oben mit ihrem eignen prangen. Der Epheuschränkt und schlängelt sich um Stamm und Aeste herum, und verbindet die nahstehenden Platanen. Zwischen ihnen steht Buxbaum. Ueber die Spitzen des Buxbaums erhebt sich der Lorbeerbaum; und giebt seinen Schatten zu dem Schatten der Platanen. Hier bricht sich die gerade Strasse der Reitbahn an der äussersten Gränze in einen halben Zirkel, und verändert den Prospekt: sie wird durch Cypressen umgeben und veredelt, und durch ihre dichtern Schatten immer dunkler und schwärzer. In

In ihren innern runden Plätzen (denn sie hat deren mehrere) erhält sie den hellsten Tag. Hier stößt sie denn auf Rosenhecken, und entfernt die Kälte des Schattens durch die Wärme der Sonne. Hat man sich durch diese Krümmungen alle hindurch gewunden, so stößt man wieder auf einen geraden Weg, und zwar nicht bloß auf einen, sondern auf mehrere, welche alle von Buxbaum eingefasst sind. Hier kommt nun (in den von den Wegen eingeschlossenen Plätzen) bald eine kleine Wiese, bald eine Parthie Buxbaum, die in tausenderley verschiedenen Formen beschnitten ist, die bald den Namen des Herrn, bald den des Künstlers sagen, bald wieder ein Platz der mit Weinstöcken, und dann wieder ein anderer der mit Obatbäumen besetzt ist: man trifft in dieser mit so vieler Kunst gedachten Anlage immer ganz überraschend allerwärts auf eine Nachahmung der freien Natur. Der Mittelpunkt ist rund herum mit kleinern Platanen besetzt. Hinter ihnen stehen Dornesträucher, die erstlich wild und unordentlich stehn, dann aber in Figuren und Namen verschnitten sind. In der Mitte dieses Platzes befindet sich ein aus weißem Marmor gearbeiteter runder Gartensopha, *) über dem ein Weinstock sich herzieht, den vier Säulen von Karystischem Marmor stützen. Aus dem runden Sessel sprudelt Wasser, als würde es durch das Gewicht der Sitzenden geprefst, aus kleinen Fontainen hervor, wird in einem hohlen Steine aufgefangen, in einem niedlichen Marmorbeken aufgefaßt, und hier nach und wieder so abgeführt, so, daß es weder ganz gefüllt werden, noch überfließen kann. Ein aus Muschelschalen verfertigter und schwerer Tisch, auf den man Speisen setzen kann, ruht auf dem Rande des Beckens, ein leichter, der auf Figuren von Schiffchen und Vögeln steht, schwimmt auf dem Becken. Eine Quelle führt das Wasser ab und zu: denn so wie es, wenn es abströmt;

*) Stibadium.

tief zusammensinkt,) eben so hebt es sich wieder durch Kanäle, die mit einander in Verbindung stehen. — Dem Gartensopha gegen über ist ein Gartenzimmer, das sich der Nachbarschaft der eben erwähnten Grotte so wenig, wie diese sich seiner, zu schämen hat. Es besteht aus schön polirtem Marmor, und geht mit seinen Thüren auf grüne Gebüsch. Auf die andern Hecken gewährt es eine Aussicht von seinen obern und untern Fenstern. Ein kleines Gartenhäuschen stößt daran an. In diesem steht ein Bette, und allenthalben sind Fenster angebracht, und doch ist das Licht sehr dunkel, da der Baumschatten sehr stark ist: denn ein schöner Weinstock erhebt sich bis in die Spitze des Daches. Hier befindet man sich nicht anders, als in in einem Walde, nur dem Regen ist man hier nicht so wie im Walde ausgesetzt. Auch hier erscheint und verschwindet eine kleine Quelle. An mehrern Orten findet man Ruhebänke von Marmor angebracht, welche, so wie das Gartenzimmer, die müden Wanderer zu ihrem großen Vergnügen aufnehmen. Kleine Quellen strömen an diesen Sitzen vorbey, und durch die ganze Reitbahn hindurch rauscht das Wasser in Röhren, das der leitenden Hand gerne folgte; von ihm werden alle Wiesen, alle Gebüsch getränkt. „

Diese ansehnliche Beschreibung des Thuszischen Landguths in Thuszien, von seinem Besitzer, der mit den kleinsten Gegenständen seines Gartens oder Parks ganz genau vertraut war, selbst ertheilt, wird hoffentlich Jedermann in den Stand gesetzt haben, das, was oben schon über die Römer, als Land und Gartenbauer, erinnert worden ist, nunmehr richtig beurtheilen zu können. — Es sey aber erlaubt, einige Bemerkungen, welche dort nicht ertheilt werden konnten, hier noch beybringen zu dürfen.

Zu einer solchen Anlage der Gärten, wie wir sie in dem Plinischen Thuszium finden; ward der Römer nicht bloß durch seine Liebhaberey für das Landleben

überhaupt bestimmt, sondern ihr wurde er vielmehr durch die reizenden Gegenden seines nunmehr mit Bäumen aller Art so reichlich besetzten Bodens, durch die anmuthige kühle Lage von Präneste, die romantischen Höhen von Tibur, das heitere liebliche Kaprea, wo die herrliche Aussicht auf den Neapolitanischen Meerbusen so sehr entzückte, die anmuthigen Bajä in Kampanien, durch die wilden Parthieen in der Gegend der Apenninischen Gebürge geleitet. Dem Geräusche des Stadtlebens entflohen, suchte er seine Villa; und in dem diese umziehenden Garten wünschte er alle Schönheiten Italiens vereint zu treffen. — An großen weiten Plätzen, die mit nichts als einem dürrn Rasen bedeckt waren, an breiten langen Sandgängen zwischen hohen und niedrigen Hecken konnte es ihm daher auch nicht genügen; sondern er mußte dichtbelaubte Parthieen haben, in welche sich hie und da eine Laube, ein Gartensaal oder sonst ein Häuschen versteckte. Hier mußte eine kleine Wiese dem Blicke die Aussicht eröffnen; dort ein kleiner Hain sie wieder beschränken. Da mußte ein Hügel aufwärts führen, und dort wieder eine Ebene einen schicklichen Platz zu einer Rennbahn darbieten. Obstbäume mußten mit andern Bäumen abwechseln, um die Früchte der erstern in dem Schatten der letztern, geschützt vor der Gnuß des Sirocco, und an einer sprudelnden Quelle genießen zu können. —

Zu den Zeiten des Kato waren die Gärten fast ganz allein für den ökonomischen Gebrauch bestimmt. Der Gartengeschmack war rau und unkultivirt. Zur Zeit des August und des Virgil wurde der Gartengeschmack zu gekünstelt, wozu der Ritter Matius Veranlassung gegeben hatte. Nur zur Zeit des Plinius, und einige Jahrzehnde vor ihm, erhob sich der bessere Gartengeschmack; da man, wie Plinius in der von uns unterstrichenen Stelle seines Briefes sagt: in der Nachahmung der Natur das Geschäfte der Kunst setzte. Da-

her kömmt es auch, daß der von Plinius beschriebene Garten, in dem der Buxbaum in verschiedenen Figuren geschnitten war, einer richtigen Projection des Plinischen gesammten Landguths zu Folge, in einem eignen Bezirk eingeschlossen war, und daß in dem größern Garten nur hie und da etwas vorkam.

Würdigt man die hier ertheilte Beschreibung des Plinischen Parks oder Gartens einer genauern Untersuchung; so kann man sich wirklich kaum des Gedankens enthalten, daß wohl die sogenannten Englischen Parks dieser hier ertheilten Nachricht von einem Römischen ihren Ursprung zu danken haben möchten? Die Norm, nach welchen beyde angelegt wurden, nemlich: Nachahmung der Natur durch die Kunst; war ja eine und dieselbe; und so viele einzelne Parthieen in beyden waren, so ganz übereinstimmend mit einander! — Dieser Gedanke erhält besonders dadurch ein großes Gewicht, wenn man bedenkt: daß eigentlich zwei Gelehrten von Profession, Bako und Addison, es waren, welche zuerst, und vor Kent, den bessern Geschmack in der Gartenkunst dadurch einzuführen, und an die Stelle des alten Französischen den nachmaligen Englischen zu setzen gesucht hatten; indem vorzüglich der erste dieser beyden Gelehrten ganz bestimmt auf das Muster der Römer hinwies. — Eine weitere Auseinandersetzung dieses Gedankens wird jedoch an einem andern Orte erscheinen. *)

Der Weinbau,

Da der Anbau des Weins in diesem Zeitraume mit mehr Sorgfalt noch als der Anbau der übrigen Obstfrüchte betrieben worden war; so hatte man auch während desselben mehrere neue Entdeckungen und Fortschritte in seiner Kultur gemacht, und war hierinnen beträchtlich weiter gekommen, als zu des Kato und

*) In dem T. O. G.

des Varro Zeiten. In einzelnen Rubriken wird sich dieses am besten zeigen lassen.

Pflanzschulen für junge Weinstöcke.

Diese werden von allen Alten dieses Zeitraumes, als dem Kolumella, Plinius, Palladius u. s. w., durchgängig als nothwendig anempfohlen. Als einen Grund ihrer Nothwendigkeit giebt der erstere von ihnen die Zuversicht an, mit der man denn bey der Anlegung eines Weinbergs zu Werke gehen könne; weil man doch erstlich nie gewiß seyn könne: ob der von einem andern erkaufte Fäbser von einer guten Art sey? und zweitens; weil es ungewiß sey: ob ein weit her verschriebener junger Weinstock auch in dem zu errichtenden Weinberge gedeihen werde? — Um nun beydes zu vermeiden, so legte man Pflanzschulen erstlich in demselben Lande an, in dem der Weinberg angelegt werden sollte, oder doch wenigstens nicht weit davon entfernt. War also der Boden des Weinbergs dürr oder feucht, oder steinig, so mußte dieses auch der Boden der Pflanzschule seyn. Denn dann war die Veränderung, die der Weinstock bey der Versetzung erlitt, nicht merklich. Zweitens sorgte man sehr für die gute Auswahl junger Setzreben.

Was nun den Boden der Pflanzschule anbelangt; so erwählte man zur Anlegung desselben in ihm vorzüglich die Lage gegen Morgen, die vor Winden gesichert war, und ließ die Erde mit dem Grabscheit gegen zwei Fuß tief aufarbeiten. In Hinsicht auf den zweiten Punkt verfuhr man folgendermaassen.

Zwei bis drei Weinlesen hindurch beobachtete man in einem schon angelegten alten Weinberge diejenigen Stöcke, welche am meisten trugen. Diese bezeichnete man mit Röthel, um von ihnen die Setzreben zu nehmen. War nun die Bearbeitung des Bodens in der Pflanzschule vollendet, so fieng man in dem Monat Februar und März an, die Setzreben für die Baumschule

auszulesen; welche man aber mehrentheils von solchen Stöcken nahm, welche Trauben mit grossen Beeren, dünnen Häuten, und wenigen oder doch kleinen Weinkernen trugen. — Man konnte die Setzrebe von drei verschiedenen Theilen des Stockes erwählen. Entweder man nahm sie von den sogenannten Schenkeln des Weinstocks; oder von den Schultern; oder man nahm sie auch von der höchsten Spitze. In dem letztern Falle wurzelten die Setzreben schnell an, und waren sehr tragbar; allein die Stöcke, die aus ihnen erwachsen waren, wurden bald alt, und giengen aus. Nach zwei oder drittehalb Jahren hob man den jungen Weinstock in der Pflanzschule aus, und brachte ihn entweder in den jungen erstlich einzurichtenden oder in den alten auszubessernden Weinberg.

Einrichtung eines jungen Weinbergs.

Ehe man einen Weinberg in einem Acker anlegte, probirte man den herrschenden Geschmack des Bodens. Um diesen erfahren zu können löste man die Erde in Wasser auf, und versuchte das Wasser, nachdem die Erdtheilchen sich gesetzt hatten; denn nach der Vorstellung der Alten theilte sich der herrschende Geschmack des Bodens auch dem Wein mit, oder hatte doch auf die Bildung des Geschmacks desselben einen entschiedenen Einfluß. Ward dieses geschehen; so sah man ferner auf die Eigenheiten des Bodens selbst.

Für den besten Boden erklärte man den, der klaren Sand enthielt, und von süßem Wasser durchzogen war. Nach diesem kam Tufsteinboden; darauf Schlammerde; und endlich Kießsand mit süßem Thon. Für gänzlich untauglich zu Weinbergsboden erklärten sie den Boden, der im Sommer von der Hitze aufsprang: denn nach ihrer Vorstellung mußte die obere Fläche des Bodens die Wurzeln eben so gut bedecken, als der Grund desselben ihnen Nahrungstoff gewährte. Aus eben dem Grunde sahen sie es auch nicht gerne,

wenn die Oberfläche des Bodens mit Steinen bedeckt war. Sie sahen diese lieber in der Tiefe. Je lockerer überhaupt die Erde auf der Oberfläche und je dichter sie um die unteren Enden der Wurzeln herum war, für desto besser erklärten sie den Boden für den Weinstock.

Die dritte Rücksicht, die man bey Anlegung eines Weinstocks beobachtete, war ferner die Wahl der Gegend. Der Meynung der Alten zu Folge gaben alle die Weinberge, welche auf Hügeln und an Bergen hin angelegt wurden, den besten Wein; allein sie hatten viel zu thun, ehe sie hier gedeihen konnten. In den Weinbergen der Ebenen hingegen wurde ein Wein von weit geringerem Feuer erzeugt; obgleich die Stöcke hier leichter anwuchsen. Für die beste Lage derselben hielt man Südosten.

Waren nun alle Rücksichten in Betreff des Bodens und der Lage desselben vor der Anlegung eines jungen Weinbergs genommen worden; so schritt man zu folgenden Arbeiten.

Erstlich: Man nahm die jungen Setzreben aus der Pflanzschule, und trug sie in die für sie aufgeworfenen Gruben. Die Zeitpunkte, die zu diesem Geschäfte bestimmt waren, fielen entweder in das Frühjahr oder in den Herbst. War der Boden fett, und in einer Ebene, und war die Witterung in seiner Gegend etwas kalt oder regnerisch; so geschah dieses am schicklichsten im Frühjahr. War aber das Klima austrocknend und warm, und der Boden in ihm leicht und dürr; so wurde die Anpflanzung im Herbst vorgenommen.

Diese jungen Setzreben bestanden aber entweder aus Hammerreben*) oder aus Fächsern. Die letzteren waren bey allen verständigen Weinbauern in Italien selbst am mehresten im Gebrauche, da man mit ihnen am sichersten fuhr. Die ersteren pflanzten nur die Winzer

*) Malleoli, von ihrer Aehnlichkeit mit einem Hammer.

in den Provinzen, die mit der Erziehung der Fächer nicht umzugehen wußten. *)

Der Boden, in den sie gebracht wurden, mußte vorher gereinigt, behackt, geeggt, und vollkommen eben gemacht worden seyn. War dieses geschehen, so verfuhr man bey dem Setzen der jungen Stöcke nach folgenden Grundsätzen.

In dürrern Boden brachte man die Stöcke fünf, in mittelmäßigem sechs, und in fettem sieben Fuß auseinander. Der Grund dieses Verfahrens war der: damit in gutem Boden der Stock genug Platz seine Ranken auszubreiten habe, dessen er in schlechtem nicht bedurfte. Die Pflægung der Stöcke geschah nun im Quinkunx; und diesen machte man also. Man nahm eine Leine, und färbte sie so viele Fuß lang roth, als man zu den Räumen der Zwischenreihen bestimmte. Darauf zog man sie auf der Erde hin, und schlug da, wo der rothe Strich aufhörte, einen Pflöck ein. Auf diese Weise erhielt man gleiche Zwischenräume. Nach dieser Vermessung kam der Gräber, der bey jedem Pflöck eine Grube, gegen zwei Fuß und einen halben tief, auswarf; wenn nemlich der Weinberg in der Ebene angelegt wurde: an Hügeln durfte die Grube nicht tiefer als zwei Fuß und ein Viertel, und in jähem Gegenden mußte sie drittehalb Fuß tief seyn. War der Gräber fertig; so kam der Setzer; dessen angelegentlichstes Geschäft es war, die aus der Pflanzschule genommenen Fächer so schnell als möglich einzusetzen. **) Er setze in jede Grube, nach Kolumella, zwei Fächer, gerade gegen einander über, und ohne daß deren Wurzeln sich berührten; weshalb er einige Steine zwischen sie brachte. Das Geschäft des Ausputzens und Beschneidens derselben verrichtete er vor dem Einsetzen. Nach Virgil nahm man auch Muschel-

*) Colum. B. 3. K. 14.

**) Colum. B. 3. K. 15.

schaalen dazu, um die Weinfächer in der Grube zu separiren. Uebrigens schlägt aber Kolumella, nach der Vorschrift Magos des Karthagers, noch vor, Weinbeerkerne mit Mist vermischt in die Grube zu bringen, weil diese den Anwurzeltrieb befördern, im Winter wärmen und im Sommer kühlen sollten.

Die im Quinkunx gesetzte junge Stöcke theilte man in dem Weinberg wieder in kleine Gärten oder Inseln ein; so daß allemal hundert Stöcke auf jedes Quartier^{*)} oder Garten kamen. Ausserdem theilte man sie auch in halbe Morgen ein. Um jedes Quartier liefen Fußsteige herum. Diese Eintheilung hatte den Vortheil, daß sie ohne dem, daß sie viele Luft und Sonne zu liefs, auch noch dem Auge des Herrn eine freie Aussicht gewährte; welches allerdings sowohl für die bessere Pflege des Weinbergs als auch für den Ueberschlag des aus dem Weinberge zu ziehenden Vortheils, nach Kolumella, von großem Nutzen war. Je kleiner diese Quartiere waren, für desto besser hielt es der eben angeführte Schriftsteller.

Das Anpfählen und Anjochen der jungen Weinstöcke.

Nach den bisher angeführten vorgängigen Arbeiten bey der Anlegung eines jungen Weinbergs kam nun zuerst das Anpfählen der Stöcke. Hier war man noch zu des Kolumella Zeiten getheilte Meynung. Einige nemlich wollten, daß man die aus Rohr oder aus anderm Holz bestehenden Pfähle so viel als möglich sparen, und in jede Grube nur einen Pfahl bringen sollte, an dem der junge Weinstock befestigt werden könnte. Andere aber riethen an, allemal zwei Pfähle zu nehmen. Kolumella ist von der letztern Parthey. An die Pfähle wurden sie mit Weidenruthen angebunden.

War aber ein Jahr schon verflossen, und die Stöcke hatten angefangen, lange Ranken zu treiben; so fieng man an, sie in Jocke zu ziehen. Dieses konnte auf eine

^{*)} Hortulus.

dreifache Weise geschehen. Entweder man zog sie von ihren Pfählen aus auf Pfähle von gleicher Höhe, die ihnen gerade gegenüber standen, an welche lange Stangen befestigt waren. Oder man zog sie abwärts nach kleinern Pfählen zu von größern Pfählen, nur nach der einen Seite hin. Oder man zog sie auf die kleinern Pfähle nach beyden Seiten hin. Uebrigens zog man sie, wie schon bekannt ist, auch an Bäumen in die Höhe. Als eine Vorsichtsregel wurde es bey dem Anbinden der Stöcke an die Pfähle anempfohlen, daß man nie dieselben genau nach dem Pfähle ziehen sollte; weil dadurch sonst ein fehlerhafter Wuchs des Stockes bewürkt werden könnte.

Das Ablauben und der Schnitt.

Um dem jungen Weinstock eine gute Bildung sogleich von allem Anfang an zu ertheilen; so hielten die Alten es für nöthig, bey ihm zuerst mit dem Ablauben anzufangen. Durch dieses glaubte man, die Kräfte desselben sparen, und nur auf das dauerhafte Wachsthum eines Hauptstammes anlegen zu können. Es wurde dieses so verrichtet, daß man die jungen erst aufgeschossnen Reben, wenn man sie für überflüssig hielt, abstiefs. Auf jeden Fall mußten aber an jedem Ranken zwei stehen bleiben; damit, wenn der eine beschädigt war, der andere ihn ersetzte. Die jungen Reben rieth Kolumella an, mit Weidenruthen festzubinden, damit Windstürme sie nicht vernichten möchten. Das Abstoßen der jungen Reben geschah, wenn die Reben noch ganz jung waren; so daß nur ein leichter Druck des Fingers es verrichten konnte. Zu alt durften sie nicht seyn; weil sie sonst zu hart wurden, und dann, wann man sie abrifs, die Mutterranke zu sehr verletzt, und, wenn man sie abschnitt, eine so beträchtliche Wunde gemacht wurde; so daß die Sonnenhitze in sie einwirken, und das Verdorren der Ranke bewürken konnte.

Nach dem Ableben folgte der Schnitt, den man, nach Kolumella's und einiger andern Schriftsteller Vorschlag, nur erst mit dem fünften Jahre des jungen Weinbergs mit Sicherheit unternehmen konnte. Eben diese Schriftsteller riethen nun an, bey diesem Geschäfte folgende drei Hauptrücksichten zu nehmen. Erstlich habe der Winzer darauf zu sehen, sagten sie, daß man durch denselben die Tragbarkeit des Stockes bewürke; zweitens: daß für das folgende Jahr gute und tragbare Ranken gelassen würden; und drittens: daß eben durch den Schnitt der Stock eine lange Dauer erhalte. — Da aber jeder Stock nothwendig nach vier Himmelsgegenden hin gerichtet war; so richtete man sich auch mit dem Schnitt nach denselben. Die Ranken also, die gegen Norden hin gerichtet waren, erfuhren den Schnitt sehr sparsam; besonders wenn der Schnitt nicht lange vor dem Eintritt der Kälte geschah; wodurch die Wunde vergrößert wurde. Gegen Mittag hin war es umgekehrt: da konnte man den Schnitt häufig anbringen; weil die Wunden so wie die Früchte durch das Weinlaub gegen die Sonnenhitze gedeckt wurden. Der Schnitt der Ranken gegen Osten und gegen Westen blieb sich gleich. In Betreff der Menge der dem Stocke überhaupt zu lassenden Aehren richtete man sich nach der Güte des Bodens.

Der Winzer mit dem Messer in der Hand zum Schnitt gerüstet heftete seinen Blick zuerst auf den untern Stamm des Stockes. Hiernahm er vor allen Dingen von der Wurzelgegend alles weg, was einem Ausläufer ähnlich sah. Darauf gieng es zu dem eigentlichen Stamm, von dem jeder Ausschößling und jede Fruchtwarze weggenommen werden mußte; den Fall ausgenommen, wenn der Stock schon alt war, und von unten aus wieder erneuert werden sollte. Nach diesem reinigte man jede Höhlung, jeden fauligen Ort, jede durch die Sonnenhitze verursachte Ritze mit einem guten Winzermesser bis auf das lebende Holz, und beschmierete dann den Fleck mit Oelhefe. Nun gieng es höher an dem Stamme hinauf. Jeder

Schnitt, der oben an der Krone desselben gemacht ward, mußte schief und in die Runde gemacht werden; weil die Wunde dann am ehesten wieder zusammenwuchs, auch wenn man sie nicht mit einem Pflaster überzogen hatte. Die Querschnitte suchte man sorgfältig zu vermeiden. Man hielt sie für höchst schädlich. Alle breite, alte, übel gewachsene, verkrümmte, und nach unten zu laufende Ranken schnitt man ab, und nur das, was jung und kraftvoll war, ließ man stehen.

Die Krone des Weinstocks mußte einen Fuß tief unter dem Joche sich befinden, und von ihr mußten die vier Hauptranken auslaufen, durch welche der Stock jährlich erneuert wurde; indem man die alten unnützen Reben von ihnen wegnahm und die bessern stehen ließ. Kolumella thut einige Vorschläge in Betreff der wegzunehmenden und stehen zu lassenden Reben, die, weil sie nicht unrichtig scheinen, doch angeführt zu werden verdienen. — Er sagt nemlich: Wo ein Stock sehr viele Reben angesetzt hat, da hat der Winzer darauf zu sehen, daß er die Trag- und Fruchtreben weder zu nahe an dem Stamme und an der Krone, noch an den äußersten Enden der Ranken stehen lasse. In dem erstern Falle, meinte er, würde die Rebe zu wenig Früchte tragen, und in dem zweiten zu viele. Es würde also entweder die Weinlese oder der Stock selbst dadurch gefährdet seyn. Er schlägt also vor: die Reben nur in der Mitte stehen zu lassen. — Ueberhaupt enthält das vier und dreißigste Kap. im vierten Buche des Kolumella mehrere recht gute Vorschriften über den Weinschnitt. Sie aber hier anführen zu wollen, würde zu weit abführen; besonders, da sie im Ganzen doch nur dasjenige, obschon genauer und bestimmter darstellen, was auch in dem vorhergehenden Zeitraume und zu Theophrasts Zeit schon bekannt war. Das Merkwürdigste über diesen Gegenstand ist wenigstens in den vorhergehenden Grundzügen schon geliefert worden.

Nach dem Ablauben folgte das Umgraben der Wur-

zeln; und dieses geschah in den älteren Weinbergen sogar noch vor dem Schnitt. Man nahm dieses mit dem Anfang des Oktobers vor. Durch das Umgraben der Wurzeln kamen alle die kleinern Wurzeln zum Vorschein, welche im Sommer über gewachsen waren, und die nun nach der allgemeinen Meynung weggenommen werden mußten; weil die unteren Wurzeln sonst durch sie litten, und der Stock alsdann seinen Wurzeltrieb an der Oberfläche der Erde hin nahm, der dann von Wärme und Kälte gleichermaassen beschädigt werden konnte. Also alle Wurzeln, die zunächst von dem Stamme aus innerhalb eines halben Fusses erwachsen waren, wurden weggeschnitten. Jedoch verfuhr man hierbey nicht so, als wie bey dem Schnitt an den obern Theilen des Weinstockes; die Wunde durfte nemlich durchaus nicht knapp an dem Stamme gemacht werden, sondern man mußte sich mit dem Messer wenigstens in der Entfernung eines Zolls von dem Wurzelkopfe halten. Denn geschah der Schnitt ganz nahe an dem Stamme; so glaubte man, die Erfahrung gemacht zu haben, daß aus der Wunde entweder mehrere Wurzeln hervorbrachen; oder daß durch Wasser und Kälte während des Winters die Wunde angegriffen, und bis auf das Mark faulend werde. — Nach vollbrachtem Wurzelschnitt liefs man die Wurzeln bloß liegen, wenn der Winter in der Gegend, in der dieses geschah, milde war: allein wo der Winter heftiger wüthete, da deckte man die Wurzeln schon vor dem Dezember zu. Oefters wurde Mist oder einige Kannen alter Urin an die Wurzeln gebracht, wenn man besorgte, daß der Winter gar zu streng werden möchte. Den Taubenmist hielt man für den besten zu diesem Behuf. In jedem Herbst der ersten fünf Jahre des angelegten Weinbergs mußte dieses Umgraben der Wurzeln, nach der einstimmigen Meynung aller Schriftsteller dieses Zeitraums, vorgenommen werden. Nachher unterzog man sich diesem Geschäfte nur alle drei Jahre.

*Benutzung der Obstfrüchte, besonders
in ärztlicher Hinsicht.*

Plinius sagt gleich zu Anfang des drei- und zwanzigsten Buches seiner Naturgeschichte, in dem er von den medizinischen Kräften der Obstfrüchte handelt: „Hiermit (nemlich im vorhergehenden Buche) wäre denn die Abhandlung über die medizinischen Eigenschaften der Gewächse der Ceres, und aller der Gewächse, die entweder zur Speise, oder zur Blüthe, oder zum Genüsse nah über der Oberfläche der Erde erwachsen, beendigt. — Hinter diesen Geschenken der Ceres blieb die Pomona nicht zurück; auch sie verlieh den von den Bäumen herab hängenden Früchten medizinische Eigenheiten, und war nicht damit zufrieden, bloß mit ihrer Bäume Schatten den Menschen zu bedecken und die niederen Saaten zu schützen. Sie schien, es fast mit Unwillen zu ertragen, daß die vom Himmel entfernten und späteren Früchte, ihrer Entstehung nach, mehr offizinelle Kräfte besitzen sollten. Denn sie war es ja, die das Obst dem Menschen zuerst zur Speise gab, die seinen Blick auf zum Himmel hob, und die es noch jetzt bewirkt, daß er seines Lebens Unterhalt von ihnen, ohne Hülfe der Getraide-Früchte, zu erhalten vermag.“

Diese Stelle belehrt uns, daß die Alten in diesem Zeitraume den Obstfrüchten keinen geringen Grad von Heilkräften zugeschrieben haben. Die Schriften eines Celsus, Marcellus Empirikus, eines Galen und Dioskorides, welche als wirkliche Aerzte, den Obstfrüchten eine vorzügliche Aufmerksamkeit in ihren Büchern über die *Materia Medica* schenkten, geben dieser Belehrung ein noch größeres Gewicht. Was diese Männer, aus denen Plinius sein Buch über diesen Gegenstand größtentheils zusammen schrieb, darüber gesagt haben, dieß soll nun jetzt Rubrikenweise angeführt werden.

*Officinelle Kräfte des Weins.***I. Genuß der Trauben.**

Nach Dioskorides und Plinius war der Genuß der Trauben mit weissen Beeren, dem der Trauben, welche dunkelgefärbte Beere hatten, vorzuziehen. Auch durften sie nicht ganz frisch, oder so, wie sie eben in der Reife standen, genossen werden; sondern sie mußten vor einiger Zeit schon abgenommen worden seyn und an der freien Luft gehangen haben. Genoss man sie zu frisch, so sollten sie den Leib zu sehr aufreiben und das Blut in Wallung setzen; weshalb sich auch Fieberkranke vor ihnen hüten mußten. *) Sie bewürkten nemlich alsdann Schwere im Kopfe, und einen lethargischen Schlaf. Waren sie aber in freier Luft einige Zeit hindurch aufgehangen worden; so empfahl man sie den Kranken: denn sie erfrischten ganz gelinde, und nahmen den Kranken den Eckel.

Zum medicinischen Gebrauch schlugen die angeführten Schriftsteller drei verschiedene Methoden vor, wie man die Trauben einmachen und erhalten kann. Die erste war: daß man die Trauben in Spreu, und die zweite: daß man sie in Weinbeerhülsen legte: **) in welchem Falle sie den Durchfall aufhielten und das Blutspeien hemmten. Die dritte Methode bestand endlich darinnen: daß man sie in Regenwasser einmachte. Plinius sagt, daß von den Aerzten alle diese letzte Methode für die beste gehalten worden wäre. ***) Durch sie hätten sie zwar etwas von ihrem angenehmen Geschmack verlohren; allein bey dem Magenbrennen, bey Ueberfüllung der Leber mit Galle, bey galligen Krankheiten und Erbrechungen der Galle, in der Wassersucht, und in hitzigen Krankheiten, wären sie von dem größten Nutzen gewesen. ****)

*) Dioskorides B. 5. K. 3.

**) Diosk. B. 3. K. 3.

***) Diosk. am ang. O.

****) Ebd.

Ausser diesen drei Methoden machte man die Trauben auch noch in Most und tähen Weineaft, und dies zwar in irdenen Gefäßen ein. Dann aber war ihr Gebrauch nicht medizinell; ja in mehrern Fällen sogar schädlich.

An den Trauben waren aber nicht bloß die Beeren selbst, sondern auch der Stil mit seinen Ramifikationen nebst den Kernen in ihnen in ärztlicher Hinsicht sehr nützlich. Erstlich der Stil: dieser besaß eine adstringirende Kraft. Zweitens die Kerne. Diese sollten dieselbe Kraft besitzen, und besonders bey dem Genusse der Trauben die Ursache des Kopfschmerzes seyn. Geröstet und zerrieben waren sie ein gutes Mittel für einen bösen Magen. Das Mehl von ihnen, in die Getränke gerührt, war bey der Dysenterie, bey Verstopfungen des Unterleibs und geschwächten Magen sehr dienlich. *)

Die Weinbeerhülsen zu Brei gerieben und mit Salz vermischt hemmten und heilten die Brustentzündungen. Auch aus ihnen bereitete man ein gutes Dekokt gegen die in dem vorhergehenden Perioden angeführten Uebel.

II. Spezielle therapeutische Kräfte besonderer Traubenarten.

1. Auf der Insel Thasos erwuchs eine Weinsorte, die man Theriake **) nannte. Die Trauben derselben halfen gegen den Biss giftiger Schlangen, und das Laub derselben legte man auf die Wunde.
2. Die gedörrte Traube, oder unsere heutige Rosine, (die Griechen nannten sie Astaphis,) wurde für offizinel gehalten. Zuerst sollte sie, wenn man die Kerne aus den Beeren nahm, der Blase sehr zuträglich seyn, und gegen den Husten helfen. Bey Entzündungen an den Testikeln wurden sie mit

*) Diosk. B. 5. K. 3.

**) Plinius B. 14. Absch. 22.

mit Kümmel oder Koriandermehl aufgelegt. Auch bey Karbunkeln und Gliederkrankheiten mit Raute gerieben, wurden sie mit vielem Nutzen gebraucht, nachdem man die Gichtknoten vorher mit Wein erweicht hatte. In Oel abgekocht gaben sie mit der Rinde vom Rettig und mit Honig ein gutes Mittel gegen den Krebs. Auch Podagristen befreite sie von ihren Beschwerden: *)

Die gedörrten Trauben des wilden Weinstocks dienten als ein gutes Mittel gegen die Krätze und das Jucken. Gegen Zahnschmerzen, und gegen Gehörfehler wurden sie in Essig abgesotten genossen. Auch ihrer bediente man sich gegen den Schlangenbiß.

3. Eben so bediente man sich auch der Trauben, des Laubs und der Wurzeln einer gewisäen Weinsorte, die von den Griechen Ampeloleuke genannt ward. Gegen Krebs und Beinschäden wurden sie besonders gebraucht. Die zerstossene Wurzel sollte die Sommerflecken wegbringen können. **)

Heilkräfte des Mosts.

Die natürliche Verschiedenheit der Mostarten besteht darinnen, sagt Plinius, daß einige ganz hell, andere dunkel, und wieder andere von gemischter Farbe sind. Ueberhaupt giebt es durch angewandte Pflege, unzählbare Verschiedenheiten desselben. Schädlich ward, nach den Grundsätzen der Alten, der Most, wenn man ihn sogleich auf das Bad, das Ringen, oder sonst eine andere starke Körperanstrengung genoß. Nützlich aber war er gegen den Blasenstein, und gegen das Gerinnen der Milch, so wie gegen eingenom-

*) Diosk. P. 5. K. 4.

**) Diosk. B. 4. K. 184.

mene Gifte und Opiate. Den Most, der vom Ausbruch bereitet ward, hielt man für den besten. *)

Heilkräfte des gekelterten und gegohrnen Weins selbst.

Asklepiades, der griechische Arzt, schrieb über die officinelle Kräfte des Weins ein eigenes Werk. Dieses ist zwar für uns verloren gegangen: allein die meisten Behauptungen, die dasselbe enthielt, finden wir in den Schriften des Dioskorides, des Galen, u. des Celsus wieder. Und so können wir uns den über den Verlust desselben einigermaßen trösten. Selbst Plinius ertheilt uns vieles aus demselben; ** nur mit den zu seiner Zeit herrschenden Grundsätzen der Aerzte über diesen Gegenstand noch verwebt. Aus ihm und den oben angeführten Aerzten erfahren wir also, was die Alten darüber dachten.

Nutzen des Weins im Allgemeinen.

Nach der Vorstellung der Alten erhöht der Wein die Kräfte und die Farbe der Menschen, und ertheilt dem Blute Nahrungstoff. Mäßig genossen stärkt er die Nerven, die Augen und den Magen; erhöht er den Appetit; treibt er den Urin; hemmt er das Erbrechen; bewirkt er den Schlaf; hemmt er die Traurigkeit; und vermindert er in Ausschlägen die Geschwulst. — So wie Brown in den neuern Zeiten dem Wein wieder einen hohen Rang unter den Arzneimitteln zuzusichern versuchte, eben so war dieses mehrere tausend Jahre vor ihm schon von dem obengenannten Asklepiades geschehen, welcher nach des Plinius Bericht, gesagt haben soll: „dass dem Nutzen des Weins in dieser Hinsicht kaum die Macht der Götter gleich komme.“ *** — Im Asklepiades, dessen Buch über die Medizinalkräfte

*) Diosk. B. 1. K. 34.

**) Plin. B. 23. Abschn. 19.

*** Pl. B. 23. Abschn. 22. Asklepiades utilitatem vini aequari vi deorum potentia pronuntiavit.

des Weins nach ihm auch Asklepiades genannt ward, haben wir also schon einen Brown vor Brown:

Alten Wein trank man mehrentheils mit Wasser vermischt. Er trieb den Urin, widerstand aber dem Durst nicht. Der süsse Wein berauschte nicht so leicht, aber er bewürkte Blähungen. Der herbe Wein war leichter zu digeriren. Der leichteste Wein war der, welcher schnell alt wurde, weil er dann süß ward. Zäher und dunkler Wein war dem Magen nicht zuträglich, aber er nährte gut. Dünner und herber Wein nährte nicht so gut, aber er bekam dem Magen besser. Er trieb schnell auf den Urin, und stieg mehr zu Kopf. Geräucherten Wein, der in Italien häufig Mode war, erklärte man für höchst ungesund. Plinius erklärt dieses Räuchern für eine Erfindung der Weinmischer und Weinhändler in den Apotheken. *) — Je edler der Wein war, desto mehr mußte er im Alter zusammen laufen, wodurch er aber einige Bitterkeit annahm. Man hielt es für ungeeignet, mit ihm einen jungen Wein anzumachen; weil, nach des Plinius Ausspruch, jeder Wein nur seinen eignen unschädlichen Saft enthält, und sein eigenthümliches Alter beybehalten muß. **)

Wer gerne für die Wohlbeleibtheit seines Körpers sorgen wollte, dem rathen die Aerzte an, während des Essens Wein zu trinken. Es sollte dieses auch den Stuhlgang befördern. Wem aber an der Verringerung desselben und an der Zurückhaltung des Stuhlgangs gelegen war, der mußte, nach dem Rath der Aerzte, während des Essens dursten, und nach dem Essen nur wenig Wein trinken. Für sehr schädlich erklärten sie es, den Wein früh nüchtern zu trinken, welche Sitte Plinius für neu erklärt. ***)

*) Plin. *ebendas*. Vinum, si sit fumo inveteratum insaluberrimum est. Mangones ista excogitavere in apothecis.

**) Plin. *ani* ang. O.

***) Galen Band 9. Comm. 4. Aphor. 83.

Die vorzüglichsten Weinarten im täglichen Genuß zur Erhaltung der Gesundheit waren :

1. **Der Falerner Wein.** Am gesundensten war der Genuß desselben in seinem mittlern Alter ; d. h. vom fünfzehnden Jahre an. *) Er stillte den Husten, wenn er nüchtern genossen ward. Er setzte das Blut sehr in Thätigkeit ; bewürkte Wohlbeleichtheit, und hemmte den Durchfall. Man hielt ihn für schädlich für die Augen.
2. **Der Albaner Wein.** Dieser stärkte die Nerven.
3. **Der Surrentinische Wein.** Dieser hemmte die Rheumatismen.
4. **Der leichte Kampaner Wein.** Wenn man diesen in Säcken faßte, so hielt man ihn für den gesundensten unter allen Weinen.

Diese von den Heilkräften des Weins ; worüber man jedoch bey den angeführten Schriftstellern noch das Umständlichere erfahren kann. Allein auch die heilenden Kräfte des Weinessigs und der Weinhefe waren den Alten nicht unbekannt.

Des ersteren bedienten sie sich unter andern gegen den tollen Hunds- und Schlangenbiss, gegen die Geschwulst, die Blutflüsse, gegen jeden Stich giftiger Thiere, gegen den Vorfall des Mastdarms und des Uterus, u. s. w. Die Weinhefe wurde mit zu den Medikamenten bey Augenkrankheiten angewendet, und half gegen die Strangurie.

Offizinelle Kräfte der Olive.

Nach dem Wein folgte im Rang zunächst die Olive, wie Plinius sagt.

1. Heilende Kraft der Witter: **)

Sie adstringirten, reinigten und stillten. Man legte sie also gekaut auf Geschwüre, und band sie mit Oel bestrichen, bey Kopfweg, um den

*) Plin. B. 23. Abschn. 20.

**) Diosk. B. 1. K. 157. Marz. Empir. K. 4. p. 42.

Kopf. Das Dekokt von ihnen mit Honig vermischt, half gegen Entzündung des Zahnfleisches, gegen faulende Geschwüre, u. s. w. Der Saft derselben diente besonders als ein gutes Augemittel gegen Karbunkeln, und den Vorfall der Pupille.

2. Heilende Kraft der Blüthe. *) Diese besaß eben dieselben Kräfte als die Blätter, nur noch in einem höhern Grade. Man brannte sie zu Pulver, und gebrauchte sie dann.

3. Heilende Kraft der Früchte selbst. **) Die weissen Oliven waren dem Magen zuträglicher als den Gedärmen. Umgekehrt aber war es der Fall mit den schwarzen. Sie waren beyde ein gutes Mittel gegen den Sand-Uriu, und gegen stumpfe Zähne.

4. Heilende Kräfte der Oelhefe. ***) Diese heilte alle Wunden und Beulen.

*Offizinelle Kräfte der Aepfel. ****)*

Den Aepfeln überhaupt wurde vom Dioskorides sowohl als vom Plinius eine adstringirende Kraft beygelegt; im Allgemeinen aber glaubte man, daß die Frühläpfel am wenigsten der Gesundheit zuträglich wären, und überhaupt eine schädliche Einwirkung auf den Magen, die Blase und die Nerven äusserten. Man hielt sie nur gekocht für gesund, und von einem medizinischen Nutzen. Die Quittenäpfel hatten in ärztlicher Hinsicht vor allen übrigen den Rang.

Reif und roh thaten diese dem Blutspeien, der Dysenterie und den gallichten Erbrechungen Einhalt. †)

*) Diosk. B. 1. K. 138.

**) Diosk. B. 1. K. 39.

***) Diosk. B. 1. K. 134. Uebrigens sehe man noch Plin. Valerianus, Marcellus Empir. u. s. w.

****) Diosk. B. 1. K. 159.

†) Marz. Emp. K. 16. p. 120.

nitzigen Fiebern legte man sie auf die Brust; und bey Magenweh abgekocht auf den Magen. Der aus ihnen gepresste Saft half dem Husten; und ihre Blüthe gegen entzündete Augen. Die sogenannten eigentlichen Goldäpfel, die aus Sizilien gebracht wurden, waren unter den verschiedenen Quittenarten die besten.

*Offizinelle Kräfte der Citronen. **)*

Die Aerzte in diesem Zeitraume sowohl als in den vorhergehenden, alle gebrauchten sie als ein Gegengift. Der Genuß des Dekokts aus ihnen ertheilte einen wohlriechenden Athem. Schwängern empfahl man das Kauen ihrer Saamenkörner bey Anfällen von Eckel.

*Offizinelle Kräfte der Granatäpfel. ***)*

Unter die neuen Sorten derselben wurden diejenigen, welche man die süßen und die Apyrina, oder Kernlose nannte, für die ungesundesten erklärt. Sie schwächten den Magen, erzeugten Blähungen und verletzten das Zahnfleisch. Ueberhaupt hütete man sich irgend eine Art derselben den Kranken zu essen zu geben. Die sauern allein hatten den mehrsten Nutzen. Man gab diese den Schwängern beym Eckel, und wendete sie bey der Verdunklung der Hornhaut an. Ein Dekokt aus ihnen mit Honig bereitet half gegen leberhaften Stuhlgang u. s. w.

*Offizinelle Kräfte der Birnen. ****)*

Roh und ungekocht erklärten sie die Aerzte für ein selbst für Gesunde schwere Speise, und den Kranken für schädlich; Gekocht aber für ganz besonders heilsam und dienlich. Die Krustumischen wurden in dieser Hinsicht für die vorzüglichsten erklärt. Von Honig abgekocht sollten sie ein besonderes Stärkung-

*) Plin. B. 23. Absch. 54.

**) Diosk. B. 1. K. 166. Athenäus B. 5. p. 84.

****) Plin. N. G. B. 23. Absch. 57. u. Plin. Valer. B. 2. L. 4.

*****) Diosk. B. 1. K. 154.

Mittel für den Magen abgeben. Dioskorides schrieb ihnen eine besonders adstringirende Kraft zu. Man machte auch Kataplasmen aus ihnen, und glaubte damit harte Knoten erweichen zu können.

*Offizinelle Kräfte der Feigen. *)*

Diese Obstfrucht, vor der Zeit ihrer völligen Reife abgenommen, und im Schatten getrocknet, sollte zur Eröffnung von Geschwüren und zur Beförderung der Menstruation bey Frauenzimmern dienen. Den Podagristen mit griechischem Fenchelmehl um die Füße geschlagen sollten sie helfen. Man empfahl sie auch als ein gutes Mittel gegen die Flechten, die Krätze, die Warzen, gegen den Hundsbiss u. s. w. Ihre Blätter sollten gegen den Krebs gute Dienste leisten.

Waren die Feigen an dem Baume reif geworden; so sollten sie dazu dienen, den Urin zu treiben, den Stuhlgang zu befördern, und den Schweiß hervorzubringen. Man erklärte deshalb ihren Genuß im Herbst für nicht ganz zuträglich; weil hier die durch sie in den Schweiß gesetzten Körper sich leicht erkälten konnten. Ganz frisch fand man sie für besser, als wenn sie schon etwas lange von dem Baume abgenommen waren. Jungen Personen sollten sie Kräfte ertheilen, und ältern die Gesundheit erhöhen.

Wenn sie nach vollkommener vorgängiger Reife getrocknet worden waren, sollten sie dem Schlund besonders wohl bekommen; Durst erregen; den Stuhlgang bewirken, und besonders bey kurzem Athem große Dienste leisten u. s. w. Mit Ysop abgesotten schrieb man ihnen die Kraft zu, ein die Brust reinigendes Mittel zu seyn, und den Husten niederzuschlagen. Mit Wein, Wermuth und Gerstenmehl, auch etwas Salpeter abgekocht, bediente man sich ihrer als ein Mittel gegen die Wassersucht.

*) Diosk. B. 1. K. 183.

Die Asche des Baums gab den alten Aerzten ein gutes Mittel gegen den Tetanus und alle Arten von Krämpfen. Man hielt sie für sehr adstringirend.

*Offizinelle Kräfte der Kirschen. *)*

Diese erweichten frisch genossen den Stuhlgang, und hémmten ihn wieder, wenn sie getrocknet waren. Man erklärte sie nicht für zuträglich für den Magen. Sie trieben den Urin. Ihr Gummi in Wein aufgelöst stillte den Husten. Das Dekokt von ihnen in Wein war ein Mittel gegen den Blasenstein.

*Offizinelle Kräfte der Mispeln. **)*

Die frischen erst vom Baume abgenommenen Früchte beförderten den Stuhlgang, die getrockneten aber hémmten ihn. Sie besaßen eine adstringirende Kraft.

*Offizinelle Kräfte der Pflaumen. ***)*

Nach Dioskorides besaßen die Damaszener gedörrte Pflaumen die Kraft den Stuhlgang fest zu machen. Auch ihr Gummi in Wein aufgelöst sollte gegen den Blasenstein helfen.

*Offizinelle Kräfte der Maulbeeren. ****)*

Diese sollten noch unreif von dem Baume abgenommen und getrocknet ein gutes Mittel gegen alle zu starken Ausleerungen des Körpers und entzündete Drüsen seyn. Waren sie reif, und wurden sie in einem Gefäße gekocht; so erhielten sie eine adstringirende Kraft.

Offizinelle Kräfte der Mandeln. †)

Die Wurzeln der bittern Mandeln gaben ein Dekokt, welches die Flecken aus dem Gesicht bringen, und

*) Diosk. B. 1. K. 157.

**) Diosk. B. 1. K. 170.

***) Galen de fac. simp. med. B. 7. p. 192. Marcial B. 18. Epig. 29.

****) Diosk. B. 1. K. 181. und Celsus B. 3. K. 18.

†) Diosk. B. 1. K. 176.

überhaupt eine gute Haut hervorbringen sollte. Die Nüsse erweckten Schlaf und Appetit. Sie waren gut gegen Kopfschmerz. Sie trieben den Urin und die Menstruation. In gekochtem Wein genossen, sollten sie gegen den Blasenstein dienen.

*Offizinelle Kräfte der wälschen Nüsse. *)*

Diese legte man in etwas Honig auf entzündete Ohren als ein sehr gutes Mittel. Mit ihrer harten Schale brennte man hohle Zähne aus. Waren sie recht alt, so sollten sie ein gutes Mittel gegen den Krebs abgeben.

Gegen ähnliche Uebel wurden auch die Haselnüsse und Kastanien gebraucht.

Dieser Auszug enthält nur das Allgemeinste und Wichtigste von dem was die oben schon angeführten Schriftsteller über die medizinischen Kräfte der Obstfrüchte vorgetragen haben. Wer das Besondere zu wissen wünscht, den verweisen wir auf sie.

*Nachbildungen der Obstfrüchte in Wachs. **)*

Ogleich das griechische Alterthum an kleinen niedlichen Kunstwerken in Wachs sehr reich war, und ob es schon die enkaustische Mahlerey, durch die künstlichsten Mischungen der Farben mit Wachsstiften, in einer Vollkommenheit besaß, zu der diese in den

*) Diosk. B. 1, K. 178. u. 179.

**) M. s. Journal des Luxus und der Moden von Bernach und Kraus, Januar 1796. S. 75 - 86, wo sich unter dem Artikel Kunst vom Herrn Konsistorialrath Böttiger in Weimar ein trefflicher Aufsatz findet, betitelt: Die Wachsfrüchte des Alterthums. Ein archäologischer Versuch, in einer literarischen Gesellschaft vorgelesen im Januar 1796. Da Herr K. R. Böttiger in seinem geschmackvollen Aufsätze alles dargelegt hat, was seine große umfassende Belesenheit ihm darbietet, so daß nicht einmal eine kleine Nachlese über ihn zu halten noch übrig ist; so werden wir hier lediglich seinen Angaben folgen.

spätern Zeiten der Blüthe der bildenden Künste bey den Römern nicht gelangen konnte; so läßt sich doch keine bestimmte Nachricht darüber auffinden: ob denn wohl auch zu den Zeiten des Perikles und Alexanders des Großen, in denen doch die bildenden Künste ihre höchsten Meisterwerke lieferten, Gegenstände des vegetabilischen Naturreichs, als Obstfrüchte und dergleichen, von diesen zu einem Vorwurf ihrer Kunstbemühungen gemacht worden sind? — Sollte man freilich der Analogie nach schliessen; so würde es auf jeden Fall sehr wahrscheinlich seyn, daß von den griechischen zu dieser Zeit schon lebenden Künstlern Versuche zu Nachbildungen der Obstfrüchte in Wachs gemacht worden wären: da es überhaupt weit natürlicher ist, daß man bey den kleinen Arbeiten in Wachs, wo man sich noch dazu der Farbmischung bedienen konnte, eher Gegenstände der ruhigen Natur, die durch ihr Farbenspiel einluden, als Menschen- oder Thierfiguren gebildet haben wird. Und doch hatte man schon zu Anakreons Zeiten kleine Menschen- und Götterfiguren in Wachs: wie dieses z. B. aus dem von ihm angeführten wächsernen Amor deutlich genug erhellt; Indessen ist doch eine deutliche ganz bestimmte Nachricht über die Obstbildnerey in Wachs in dieser Zeit, welche in die von uns gesetzte erste Periode der alten Geschichte des Obstbaues fällt, in den Schriften der Klassiker nicht vorhanden. Nur in die zweite Periode erst lassen sich die ersten Versuche der Nachbildungen der Obstfrüchte in Wachs mit Gewißheit setzen.

Die zwei Hauptstellen, welche diese Nachbildung der Obstfrüchte in Wachs in die zweite Periode der alten Geschichte setzen, finden sich bey dem Plinius N. S. B. 55. Ab. 45, und bey dem Diogenes von Laerte, in seinen Lebensbeschreibungen griechischer Philosophen, B. 7. 177.

In der erstern Stelle heist es von dem berühmten Polyhistor, Pomologen, und Landmann Varro:

„M. Varro erzählt, er habe einen Bildner, Posis, zu Rom gekannt, der Aepfel und Weintrauben so täuschend nachzumachen gewußt hätte, daß sie durch die bloße Ansicht nicht von natürlichen haben unterschieden werden können.“

Zu dieser Stelle sagt Herr Böttiger: „Zwar könnte gegen diese Nachricht erinnert werden, daß Plinius hier nicht von Wachsbildnerey, sondern von der Torrentika, oder den Arbeiten in Thonerde, auf welche allerdings der Zusammenhang der ganzen Stelle, wo nur von Thonbildern gesprochen wird, hinzudeuten scheint, gesprochen habe. Allein man kennt die Manier des eilfertigen Kompilators, und da es aus vielen Gründen unwahrscheinlich ist, daß aus bloßer Thonerde Früchte so täuschend nachgebildet werden können, als hier erzählt wird: so darf ich wohl gegen den Plinius selbst die Muthmaßung wagen, daß Varro unter dem Worte Plastes, das hier im Original steht, keine Bilder in Thon sondern in Wachs verstanden habe.“

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Böttigersche Vermuthung ganz gegründet sey: denn was besonders das Täuschende in der Aehnlichkeit der nachgemachten Früchte mit den natürlichen anbetrifft, wie doch in dieser Stelle erzählt wird; so ist es ganz unmöglich, daß dasselbe habe erreicht werden können, wenn Thonerde zum Stoffe derselben genommen worden wäre. Und warum sollte wohl der Bildner Posis ein so unvollkommenes Material zu seinen Arbeiten erwählt haben, da doch die Arbeiten in Wachs damals schon so sehr bekannt waren, daß man sogar Blumen und Laubwerk daraus verfertigte?

Indessen noch deutlicher spricht doch die zweite Stelle, die wir in der geschmackvollen Böttigerschen Behandlung hier geben wollen. Dieser Schriftsteller spricht nemlich am angezeigten Orte von der Nachbildung der Obstfrüchte in Wachs unter den Griechen in Aegypten. „Wir fanden hier in Aegypten, sagt er,

im Mittelpunkte des alten Kunst- und Welthandels, in Alexandria, schön gemahlte, und bis zur höchsten Täuschung nachgemachte Wachsfrüchte. Und an eben diesem Orte trug sich, am Hofe eines spätern Ptolomäers, des Ptolomäus Philopator, mit einer solchen Wachsfrucht eine kleine Geschichte zu, die von mehreren alten Schriftstellern als eine Denkwürdigkeit philosophischer Rechthaberey aufgezeichnet, uns aber ein Beweis für ein Artefact geworden ist, das ein witziger Kopf wohl in mehr als einer Beziehung mit den Hypothesen und Lehrgebäuden älterer und neuerer Philosophen in Vergleichung bringen könnte. Sphärus, ein am Dnieper oder Borysthènes gebohrner, und in Kleantes, des Stoikers, Schule zu Athen gebildeter Philosoph, wurde vom Ptolomäus nach Alexandrien verschrieben, und nicht selten der Ehre gewürdigt, an der königlichen Tafel als Hofphilosoph mit seiner Katheder-Weisheit und seinen stoischen Paradoxen Ihrer ägyptischen Majestät, und den übrigen Höflingen allerley Kurzweil und Unterhaltung zu verschaffen.“

„Besonders muß der König und sein Hofstaat die Dissertationen des Stoikers über die Kennzeichen reiner Vernunftbegriffe, aus welchen die Urtheile oder Axiome abgezogen würden, manchmal sehr wunderbar, und trotz der hochgepriesenen stoischen Begreiflichkeit, unbegreiflich gefunden haben. Nun behauptete die stoische Schule gegen die akademische die volle Wahrheit der aller durch die Eindrücke der Sinnen aufgenommenen Bilder und Erfahrungsbegriffe, und unterstützte dadurch ihre Versicherungen, daß sie jede aus der Sinnenwelt empfangene Kenntniß keinesweges, wie die alles bezweifelnden Akademiker, für bloße Täuschung, sondern für volle, im Kreise der Begreiflichkeit liegende Wahrheit anzunehmen bereit wären. Diese Vorstellungen unterschied sie sorgfältig von bloßer Meynung, und sagte mit der den Philosophen von jeher ganz eigenthümlichen Bescheidenheit, daß der

ächte Stoiker nie meyne, sondern stets erkenne. Eines Tages, als unser Hofphilosoph dies Privilegium de non opinando mit großem Eifer für seine Zunft- und Glaubensgenossen in der Philosophie an der Tafel des Königs geltend zu machen suchte, winkte dieser einem Bedienten, und ließ eine Schlüssel mit Granatäpfeln serviren, die der erhitze Stoiker zu seiner Abkühlung sehr nöthig zu haben schien. Sphärus griff hastig zu; wurde aber vom Könige selbst, der ihm am Arme festhielt, auf der Stelle eines bessern belehrt. Die Granatäpfel waren von Wachs. Siehst du, sagte der König, daß ihr Philosophen auch durch Sinnentzug getäuscht einer falschen Meynung beypflichten könnt! Um Vergebung, erwiderte Sphärus, der in diesem kritischen Augenblicke nichts von seiner Besonnenheit verlor: es war hier nicht die Rede vom wahren Granatäpfeln, sondern nur von der Wahrscheinlichkeit, daß diese künstlichen mit natürlichen sehr leicht verwechselt werden könnten. Wie sich nun das, was ist, zu dem verhält, was seyn könnte, so verhält sich wahre Erkenntniß zur Wahrscheinlichkeit. Du siehst also, daß es hier nur um eine Instanz zur Versinnlichung meines Satzes zu thun war. — So weit die Anekdote, wie sie Diogenes von Laerte in seinen Lebensbeschreibungen griechischer Philosophen erzählt. Auch Athenäus führt sie in seinen Tischgesprächen an; nur mit der Veränderung, daß er statt der aus Wachs nachgemachten Granatäpfel ein Wachsgebilde von Vögeln auftragen läßt, welches aber schon dadurch unwahrscheinlich wird, daß der Irrthum, wo man Wachsäpfel für natürliche ansieht, auch bey einem spätern Kirchenvarer, der von den Wundern Gottes in der Natur ein theologisches Werkchen geschrieben hat, dem Nemesius, ausdrücklich angeführt, und als ein Beyspiel eines optischen Betrugs, den nicht das Auge, sondern das innere Vorstellungsvermögen zu verantworten habe, genannt wird.

Die Veranlassung zur Fruchtbildnerey sucht Herr Böttiger mit vieler Wahrscheinlichkeit in dem Adonisfeste, welches zu Ende des Winters gerade zu einer Zeit gefeiert wurde, wo die erstorbene und erstarrte Erde die ersten Strahlen der wiederkehrenden Sonne empfängt, und in allen ihren plastischen Kräften und Lebenskeimen den ersten leisen Puleschlag des Wiedererwachens fühlte. Es stammte dieses Fest aus Syrien oder Phönizien, und bestand in der Verehrung des Thammuz, oder Adonis, der ein Sinnbild der sterbenden und wiederbelebten Natur war. Dieses Fest wurde mehrere Tage nach einander gefeiert, und wurde vorzüglich von den Frauen mit abwechselndem Wehklagen und Freudenjubil, in aller Ausgelassenheit des Orients, auch in den griechischen Städten begangen. An ihm gebot eine alte heilige Sitte, dem Adonis, der frühgepflückten schnellverwelkten Blume im Garten der Venus, fast eben so in jedem Hause einen kleinen Garten von Blumentöpfen, in die man schnellaufschossende Pflanzen und Gewächse gesäet hatte, und Fruchtkörbchen aufzustellen, als noch in Italien und andern mitäglichen Ländern Europas noch jetzt fast um eben diese Jahrszeit dem Christuskinde und seiner heiligen Mutter auf Dächern und in Zimmern allerley Bild- und Blumenwerk aufgestellt und den neugierigen Beschauern Preis gegeben wird. In dieser Jahrszeit finden sich nun gewöhnlich nur wenige reife Früchte, und so mußte denn die Kunst jenen Mangel ersetzen, und die bis zur größten Täuschung nachgeahmten Wachsfrüchte vertraten hier die Stelle der natürlichen. Im Theokrit findet sich noch eine dramatische Schilderung des Adonisfestes, wie es die Königin Arsinoe, die Gemahlin des Ptolemäus Philadelphus, zu Alexandria feierte. Hier wird auch das kostbar aufgeschmückte Gerüste beschrieben, auf welchem das Bild des beweinten Adonis ruhte, und eine merkwürdige Nachricht von den bey diesem Prachtgerüste angebrachten

Verzierungen und Aufsätzen gegeben, mit denen das Bild des Adonis von allen Seiten umringt war.

Früchte liegen bey ihm, so viel die Wipfel nur tragen,

Liebliche Gärten bey ihm, bewahrt in silbergeflochtenen

Körbchen und goldenen Flaschen, mit syrischer Narde gefüllet;

Alles ist hier, das Geflügel der Luft und die kriechenden Thiere,

Grünende Lauben sind hier, mit weichem Dille behänget. *)

*) M. s. Theokrits Idyllen 15. v. 112. Nach Bindemann Uebers. S. 169.



Darmstadt,
gedruckt bei L. C. Wittich.

Pomologisches Hodegetikon

zur Erklärung der genetischen Obstcharte.

Die genetische Obstcharte soll dazu dienen, die Geschichte der Wanderungen des Obstbaums sowohl, als des Weinstocks, aus der einen Gegend in andere dieser zunächst liegende Provinzen, so viel als dieses möglich ist, im Allgemeinen anschaulich zu machen; und dem zu Folge hat sie den Zweck, die bestimmteste Darstellung der allmählichen Verbreitung der Obstkultur von den ältesten Zeiten an, bis zu der Zeit Konstantins des Großen, oder noch weiter hinaus bis zu Honorius und Arkadius, von denen die Periode der Neugriechen beginnt, in Kleinasien, Syrien, Palästina, Aegypten, den Inseln des mittelländischen Meeres, Griechenland, Afrika, Italien, und in dem übrigen Europa zu liefern. Zur Erreichung dieses Zweckes war es nöthig, daß gewisse einfache Zeichen erfunden wurden, durch welche theils die verschiedenen Wege, welche die besonderen Arten der Obstfrüchte machten, theils die Mutterländer, und theils die Kultur derselben auf ihr deutlich vorgestellt werden konnten. Ist diese, vielleicht neue Chartenzeichnung, zur Zufriedenheit der Leser dieser Schrift ausgefallen, und bedürfen diese Zeichen keiner weitem Verdeutlichung; so bleibt es mir nur noch übrig, theils einige allgemeine Bemerkungen über den Charakter und den Gehalt der Charte beyzufügen, theils endlich einige besondere Hinweisungen auf den geschichtlichen Vortrag selbst aus dem, was in der Charte enthalten ist, zu ertheilen.

I. Charakter und Gehalt der Charte.

Ich würde auf jeden Fall zu viel versprochen und zugesagt haben, was ich unmöglich hätte leisten kön-

nen, wenn von mir behauptet worden wäre, daß die entschiedenste Zuverlässigkeit der Charakter dieser Charte sey. Bey einem ersten Versuche von dieser Art läßt sich eine solche Zuverlässigkeit für das erste nicht erwarten, und zweitens steht es sehr dahin, ob sie auch einer Charte von dieser Art je einmal zu ertheilen sey? Der Schwierigkeiten, welche der Erreichung dieses Charakters in dem Wege stehen, giebt es hier zu viele, als daß man sie alle zu überwinden sich schmeicheln könnte. Es ist genug, wenn ihr Charakter nur zum Theil Zuverlässigkeit, übrigens aber bloß höchste Wahrscheinlichkeit ist. Um also den Leser über den wahren Gehalt derselben zu unterrichten, so sey es erlaubt, mein ganzes Verfahren bey dem Entwerfen derselben ihm hier vor die Augen zu legen.

Als ich die Charte entwarf, war es meine erste und vorzüglichste Sorge, jede Stammsorte einer Obstfrucht, in ihr ursprüngliches Mutterland zu setzen; und hierauf erstlich wurden die besonderen Abarten von jeder einzelnen Stammsorte in jedem Lande, in dem sie als solche Abarten entstanden waren, verzeichnet. Bey diesem Geschäfte folgte ich lediglich den taktischen Angaben der Geschichte, welche aus den ältesten und bewährtesten Classikern, die wir gegenwärtig noch besitzen, ausgezogen und gesammelt waren. Für das Mutterland einer Stammsorte und einer Abart von ihr wurde aber in der Geschichte, dasjenige Land angenommen, von dem entweder alle alten Schriftsteller, oder die mehrsten von ihnen, oder doch die vorzüglichsten ausdrücklich versicherten, daß dieselbe in ihm zuerst entstanden wären, oder von dem in ihnen bloß angegeben worden war, daß sich dieselbe in ihm zuerst vorgefunden hätten, ohne daß sie es bestimmten, ob sie auch daselbst entstanden wären; in welchem letztern Falle ich mich vorzüglich an die ältesten und glaubwürdigsten hielt. Wenn nun irgend einige historische

Zuverlässigkeit möglich ist, so ist sie in diesem Punkte der Charakter dieser Charte.

Allein bey dem Entwerfen der Charte war es mir doch nicht allein bloß darum zu thun, daß jede Stammsorte und Abart in ihr ursprüngliches Mutterland gesetzt würde: nein! sondern auch der Weg oder die Wege sollten auf ihr angegeben werden, welche jede Stammsorte aus ihrem ursprünglichen Mutterlande in andere Länder genommen hatte, wo sie sich zur Abart gebildet, und von wo aus sie als Abart weiter verbreitet worden war. In diesem Punkte ist nun ihr Charakter bloß zum Theil Zuverlässigkeit, zum Theil aber auch nur höchste Wahrscheinlichkeit. In der Geschichte selbst finden sich nemlich nur dann und wann die Wege angegeben, welche die Stammsorten und Abarten derselben von dem ursprünglichen Mutterlande auch in andere Länder genommen hatten. Und diese Wege sind nun auch nach diesen historisch zuverlässigen Angaben auf der Charte verzeichnet worden. Wo aber solche Angaben fehlen, da habe ich sie bloß nach den wahrscheinlichsten Vermuthungen, die sich über sie machen ließen, zu entwerfen gesucht. Zu jenen zuverlässigen Wegen nehme ich aber z. B. den Weg der Oliven und Feigen aus Kleinasien nach dem südlichen Frankreich in die Gegend um Marseille durch die Phoeceer, nach Strabo; den Weg der Kirsche aus dem Pontus nach Italien, Gallien und England durch Lukullus, und durch die Römischen Armeen, nach Plinius und Athenäus; den Weg des Weinstocks, der Feige, und Aepfel und Birnen durch Heliko den Schweizer in die Schweiz; den Weg der Quittenäpfel aus Creta nach Italien; der Feigen aus Karthago nach Rom durch Römische Ritter und Krieger; den Weg der Pflaumen und Pfirsichmandeln aus Afrika nach Italien durch Papinius u. s. w. Alle diese Wege sind durch die Glaubwürdigkeit der Geschichte begründet, und die Beurtheiler dieser Charté verweise ich deshalb zur

gehörigen Würdigung derselben, auf die in der Schrift selbst darüber ertheilten Nachrichten, deren Sicherheit durch die beygesetzten Allegate jedesmal beurkundet worden ist. In Rücksicht auf die verzeichneten wahrscheinlichen in der Charte angegebenen Wege verfuhr ich nach folgenden Regeln.

Vor allen Dingen faßte ich erstlich das Land fest, in welchem eine Obstart, als in ihrem von der Geschichte wenigstens zuerst genannten ursprünglichen Mutterlande, sich vorfand. Hierauf blickte ich zweitens auf diejenigen Länder, welche sich zunächst um dasselbe herum befanden. Hier untersuchte ich nun, durch glaubwürdige historische Quellen unterstützt, vorerst die geographische und physische Lage dieser Länder. Ich frug: wie sind sie mit dem Mutterlande der Obstsorte, deren Weg angegeben werden sollte, verbunden? Sind sie durch Meere, Flüsse, oder durch Gebürsketten von demselben getrennt, oder befinden sie sich mit ihm in einem den natürlichen Uebergang der Obstsorte begünstigenden Zusammenhang? Ich untersuchte ferner den allgemeinen Zustand der Fruchtbarkeit oder der Unfruchtbarkeit, und sodann den besondern Zustand der Obstkultur in ihnen. War dieses geschehen, so zog ich drittens alle Schriftsteller zu Rathe, und forschte: zu welcher Zeit die aus ihrem Mutterlande in ihm zunächst gelegene Länder übergegangene Stammsorte sich vorfand? Ich forschte in ihnen viertens nach dem Charakter der Völker, um das ursprüngliche Mutterland, oder des Volkes in dem Mutterlande selbst, und frug: ob dieser Charakter kriegerisch, oder kaufmännisch, oder Ackerbau treibend war; und ob das Volk des Mutterlandes mit den Völkern der angränzenden Länder in einem wechselseitigen Verkehr sich befand? Ich forschte endlich in der Geschichte der andern Länder, welche das ursprüngliche Mutterland einer Obstsorte in größerer Entfernung umzogen, nach einer Spur des gleichzeitigen Anbaues derselben in ihr.

Wenn nun die Geschichte eine Obstsorte angiebt, welche nach ihrer Zeitrechnung in einem von ihr genannten Lande zuerst erwächst; wenn sie ausser diesem Lande kein anderes nennt, in dem eben diese Obstsorte zu einer und derselben Zeit sich vorfindet, wenn sie aber mehrere Zeit darauf uns eben dieselbe in einem andern angränzenden Lande, und zwar auch hier wieder allein, erblicken läßt; wenn sie uns belehrt, daß das ursprüngliche Mutterland einer Obstfrucht mit diesem Lande durch Krieg oder Handel seit in wechselseitigen Verkehr befindet; wenn sie uns zeigt, daß nur erst nach der Zeit, in welchem dieser Verkehr begann, jene Obstfrucht in dem Nebenlande sich befindet: — Was läßt sich dann anders denken, als daß diese Obstfrucht unmittelbar aus dem Mutterlande in das andere übergegangen sey; und läßt sich dann nicht, nach dieser Annahme, der Weg dieser Obstfrucht verzeichnen?

Zur Erhärtung dieser Vorstellungsart mögen nun folgende Bemerkungen noch hier stehen. In der Geschichte finden wir als das ursprüngliche Mutterland der Feigen Palästina und Syrien angegeben; es findet sich in ihr auch nicht ein einziges Wort, daß sie zugleich in Afrika angetroffen worden wären. Nun spricht Kato von Feigen, die zu seiner Zeit um Karthago erwachsen. Wie konnten diese Früchte in dieses Land gekommen seyn? — Auf keine andere Weise, als durch die Sidonier oder Tyrrier, deren Städte in Syrien, in der Nachbarschaft von Palästina lagen. Karthago war ja eine Pflanzstadt von Tyrus. Folglich hatten diese Afrikanischen Feigen ihren Weg von Tyrus nach Karthago, und dieß zwar zur See und nicht zu Lande über Aegypten und über die Wüste, genommen; da die Tyrrier Seefahrer waren. — Die Geschichte erzählt ferner, daß sowohl zu den Zeiten des Kato als des Varro noch keine Pirschen sich in Italien befanden; lange vor den Zeiten dieser Männer wurde aber von ihr

bemerkt, daß Aegypten das ursprüngliche Mutterland derselben sey. Nun würde dieses Land lange nach Kato's Tod, und in der letzten Lebenszeit von den Römern erobert und gänzlich unterjocht, und darauf erst erzog man, zu des Plinius Zeit, verschiedene Geschlechter der Pirschen in Italien. Es konnten also die Pirschen aus keinem andern Lande nach Italien gebracht worden seyn, als aus Aegypten. — Wenn, und unter welchen Umständen diese beyden angegebenen Obstarten in die so weit von ihren Mutterländern entfernte Länder verpflanzt worden sind, darüber ertheilt zwar die Geschichte nicht die mindeste Auskunft: indessen wer alles, was hierbey zu erwägen ist; in Betrachtung zieht, wer sollte dann noch zweifeln wollen, daß auf der Charte der Weg der erstern von mit hier angegebenen Obsterucht von Tyrus und Sidon aus nach Karthago, und der Weg der zweiten von Aegypten nach Italien angegeben werden müste?

II. Hinweisungen aus dem, was in der Charte selbst enthalten ist, auf den geschichtlichen Vortrag.

A. *Ursprüngliches Mutterland der Stammsorten der vorzüglichsten Obstarten um das Kaspische Meer.*

Darüber sehe man nach:

- a. S. 4 — 21. über Gan Eden und dessen Lage, welche besonders durch die kleine Welttafel, die nach der Vorstellung des Verf. der Urkunde Jehovah Elphim entworfen worden ist, bestimmt wird.
- b. S. 21 — 26, über den Weinbau Noahs auf dem Gebürge Ararat.
- c. S. 50 — 69. über den Zug des Herkules nach dem Garten der Hesperiden.

Bey der nähern Ansicht der Charte ergiebt es sich, daß das ehemalige auf der Charte bestimmte Mutter-

land der vorzüglichsten Obstarten mit denjenigen Ländern Europa's, deren Klima die Obstkultur besonders begünstigt, in einem und demselben Parallelkreise liegt, oder vielmehr sich mit ihnen in denselben Graden der Polhöhe befindet. Diese Grade beginnen vom sechs und dreißigsten N. Breite, und gehen bis zum drei und fünfzigsten. Siebzehn Breitengrade sind es also auf unsrer Hemisphäre, unter welchen der Obstbaum am besten gedeiht. Weiter südlich und weiter nördlich wird sein Fortkommen gehindert. Vorzüglich bemerkenswerth ist es aber, daß vom sechs und dreißigsten bis zum sechs und vierzigsten Grade nur das eigentliche wahrhaft vortheilhafte Klima für den Obstbaum sich findet. Innerhalb dieser Grade liegen die Obstfruchtländer um das Kaspische Landmeer, als: das Land der Karakalpacken, Aralzen, Turkomanen, Dahistan, Chorasán, Ghilan, Irack, Aderbitschan, Schirvan, Dagestan, Kleinasien, Syrien, Griechenland, die Inseln des Archipelagus, Italien, Cis- und Transalpinien, Ungarn, Böhmen, Deutschlands und Frankreichs südliche Provinzen, Spanien und Portugall. Diese Länder sind gleichsam von der Natur zur vorzüglichen Kultur des Obstbaums in ihnen bestimmt; daß in dem südlichern England, dem nördlichern Aegypten, oder in dem Delta, und hie und da an Afrika's Küsten unsere Obstfrüchte gezogen werden können, dieß ist bloß der Milde der Seeluft zuzuschreiben.

B. Mutterländer einzelner Obstarten, von denen die Geschichte deutlich und bestimmt spricht.

1. Aepfel. Die Provinz Pontus in Kleinasien. S. 205. Uebrigens sehe man noch S. 59.
2. Birnen. Die Provinz Pontus in Kleinasien. S. 205. und S. 59.
3. Kirschen. Die Provinz Pontus in Kleinasien. S. 320. Verbreitung derselben, ebendasselbst.

4. **Pflaumen.** Syrien. S. 421 — 24.
5. **Der Wein.** Albanien. S. 23 — 25; verglichen mit S. 21 und 22. Verbreitung desselben S. 31 — 33. Kultur desselben in den frühern Zeiten S. 35 — 39.
6. **Quitten.** Creta. S. 280 und 313 — 14.
7. **Pfirschen.** Persischer Apfel in Persien. S. 196. Eigentliche Pfirsche in Aegypten. S. 197. 152. 124. 125. 415.
8. **Aprikosen.** Armenien. S. 416.
9. **Feigen.** Palästina oder Canaan. S. 35. Ferner Syrien, die Gegend um Tyrus und Sidon; von woher sie nach Afrika, nach Karthago kamen. Ihr wahrscheinlicher Uebergang nach Griechenland war von den so eben genannten Ländern aus über die Inseln Cyprien, Creta und Rhodus, von da aus hatten sie sich an der Küste von Kleinasien hinauf verbreitet, bis zu den Phocæern, welche sie, wie aus Strabo erhellt, mit nach Gallien nahmen.
10. **Citronen.** Medien. S. 419 — 20.
11. **Oliven.** Gegend um das Kaspische Meer. S. 23. Verbreitung: in Canaan S. 38: in Griechenland S. 100: in Italien S. 290 — 92.
12. **Korneliuskirschen.** Küste von Kleinasien in der Gegend des Bergs Ida. S. 203.
13. **Mispeln.** Küste von Kleinasien in der Gegend des Bergs Ida. S. 199.
14. **Speierlinge.** Küste von Kleinasien in der Gegend des Bergs Ida nach Theophrasts N. G. d. G. B. III. K. XII. S. 204.
15. **Mandeln.** Idumaea. S. 119.
16. **Wälsche Nüsse.** Um das Kaspische Meer. S. 68 u. 69. Und von S. 57 — 63. Ferner. S. 438.
17. **Haselnüsse.** Die Provinz Pontus. S. 212.
18. **Kastanien.** Die Gegend um Sardes in Kleinasien. S. 441. u. 42.

19. Granatäpfel. Palästina um Jerusalem. S. 35.
20. Maulbeeren. Palästina um Jerusalem. S. 117.
u. 434.

21. Brom- und Himbeere. Gegend um den Berg
Ida in Kleinasien. S. 424 u. 35.

C. *Vorzügliche Obstgärten in der alten Welt.*

1. Garten des Alzinous. S. 92 — 99.
2. Garten des Kato. S. 273.
3. Garten des Kolumella. S. 361.
4. Garten des Lukullus. S. 397.
5. Garten des Laertes. S. 99.
6. Garten des Gordischen Midas. S. 129.
7. Garten des jüngern Plinius. S. 458 — 66.
8. Garten des Paladius. S. 384.
9. Garten des Seneka. S. 397.
10. Garten der Semiramis. S. 26.
11. Garten des Varro. S. 311 — 38.
12. Garten des Virgil. S. 346 — 47.

Erklärung der Figuren.

Da der Weinbau von den Römern mit besonderm Eifer betrieben worden war: und da sie vorzüglich auf das Erziehen und Aufjochen des Weinstocks viele Mühe wendeten, wie aus der Geschichte hinlänglich bekannt ist; so haben wir es für zweckmäßig gehalten, einige Zeichnungen hierüber, und über einige andere Gegenstände, dem Werke beizufügen, die das, was die Beschreibungen in der Geschichte selbst nicht vollkommen deutlich machen konnten, zur vollkommenen Einsicht unmittelbar vor die Augen bringen sollten. Diese Zeichnungen sind theils nach den Kupfern an der Schneiderischen Ausgabe des Kolumella, die aus der Gesnerschen Ausgabe der Römischen Schriftsteller über die Landwirtschaft genommen sind, theils nach der Titel vignette der Meisterschen bekannten Abhandlung, nur mit einigen Veränderungen, kopirt. Und die genauere Erklärung derselben, die von Pontedera herrührt, ist folgende:

Fig. I.

Ein junger Weinstock im Knospen und Rebenansetzen.

a. a. a. a. Die Pfähle, oder die Träger. Pedamenta duo.

- a. b. Die Weidenbänder, *Vimina*.
- c. Der Stamm, oder das alte Holz. *Vetus sarmentum, sive vitis caudex*.
- d. Der erwachsene Schnittknoten. *Horrotina materia*.
- e. Die verschnittene Gabel. *Unguis*.
- f. f. f. Das Weinlaub. *Folia*.
- g. g. g. Die Ranke, wie sie in die Rebe treibt. *Pampinus, qui flagellum emittit*.
- o. o. o. Die Ansätze. *Nepotes*.
- i. i. i. Die kleinen Gabeln. *Capreoli*.

Fig. II.

Eine Art von Weinberg, der im Joche und im Viereck aufgezogen wurde. Man erklärte diese Art für die beste in kalten und mit Nebeln angefüllten Gegenden; weil durch sie die Ranken der Stöcke sehr hoch hinauf gezogen, und also der Sonne und der Luft hierdurch Platz zum Eindringen zu den Trauben verschafft ward.

- A. A. A. Die drei Weinstöcke.
- B. B. B. Die drei Baumpfähle. *Pedamenta*.
- a. a. Die eine Querstange an der Seite der Stöcke. *Canterium*.
- b. b. Die andere Querstange.
- c. c. c. Die hohen Stützen. *Pali, oder peticac*.
- d. d. d. d. Die Weinreben, die von der einen Seite nach der andern gezogen wurden. *Palmites*.

Fig. III.

Eine Art von Weinberg mit einer Querstange nur versehen, und deshalb *Vinea canterata* genannt.

- A. A. A. Die drei Weinstöcke.
- B. B. B. Die drei Baumpfähle.
- C. C. Die Querstange.
- a. a. a. a. Die Pfähle, zu denen die Ranken der Weinstöcke von dem höhern Joche abwärts gezogen werden. Man nannte dieses: *complanium*.
- b. b. b. b. Die abwärts gezogenen Ranken und Reben.
- c. c. c. c. Das Weidenband, mit dem die Reben befestigt werden. *Torus*.
- d. d. Das Joch. *Jugum*.

Fig. IV.

Eine Art Weinberg, in dem man die Weinstöcke von den Pfählen nach niedrigen Bäumen zu zog. Man nannte sie: *arbutivam vineam*, oder auch *rampotinum*, und *arbustum Gallicum*.

Diese letztere Benennung hatte sie daher erhalten, weil sie in Gallien gewöhnlich war. — Trifft man sie wohl jetzt an dort an? —

a. a. Die Weinstöcke.

b. b. Die Baumstämme.

c. c. c. Das Stockwerk. Die Aeste nemlich an denen der Wein in die Höhe gezogen wird. Tabulata.

a. a. a. Die Banden oder Seile.

d. d. d. Die Arme oder Ranken des Stockes.

e. Das niederwärts gebundene Geschloß.

f. Das alte Holz. Vetus sarmentum.

g. g. Die Weingesenke. Traduces,

Fig. V.

Ein Römisches Winzermesser, das nach unsrer Vorstellung die Gestalt hatte. Kolumella hat im vierten B. K. 25 folgende Beschreibung desselben hinterlassen.

„Die Gestalt eines Winzermessers ist so eingerichtet, daß es zunächst von dem Stiel a. anslaufende Klinge b., welche eine gerade Richtung hat, das Messer genannt wird; da, wo sie sich bezieht die Kehle c; im Fortlauf der Kehle die Kehlspitze c; da, wo sie die äussere Biegung hat, der Schnabel dd; und an dem über der Kehle befindlichen halbmondförmig nach aussen zu geschweiften Theile das Beil e. heisst. Das von demselben anslaufende Ende heisst die Spitze. Wenn der Winzer sein Handwerk versteht, weifs er, wozu jeder von allen diesen Theilen an der Hippe zu gebrauchen ist. Will er etwas von sich abwärts schneiden; so dient er sich des Messers; herwärts aber, der Kehle: will er etwas glatt schneiden; so nimmt er die Kehlspitze: will er etwas ausheilen; so nimmt er den Kehlschnabel: will er etwas abhauen; so dient er sich des Beils: hat er hingegen an einer engen Stelle etwas zu reinigen; so gebraucht er die Spitze.“ — Die von mir auf der Platte angegebene Gestalt des Winzermessers ist die wahre: so wie sie von Gesner und Schneider angegeben worden ist, trifft sie, besonders was das halbmondförmige Beil anbelangt, nicht mit der Beschreibung zusammen.

Fig. VI.

Die Methode, wie man in Italien die Weinstöcke an Umläufen und andern Bäumen in die Höhe zog.

a. a. a. a. Der Baum selbst.

b. b. b. b. b. Die Stockwerke. Tabulata.

c. c. c. c. Die Weinstöcke.

d. d. d. Die Banden.

e. e. e. Das alte harte Holz. Duramenta.

f. f. f. Die Ranken oder die Arme. Brachia.

g. g. g. Die Reben, die zum Fruchtragen bestimmt sind.

Fig. VII.

Ein Weinstock, so wie er frei und ungestützt steht.

- a. Der Stamm.
- b. c. b. c. Ein zu einem Fächer gekrümmter Ranke. *Mergus*.
- f. Der Kustos.
- g. g. g. Die Ranken des Weinstocks.
- h. Ein Nebengeschoss. *Focaneus palmer*.
- i. i. i. Die Reben. *Flagella*.

Fig. VIII.

Ein Hammersetzling, von den Römern wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Hammer *malleolus* genannt. M, s. *Kolumella*. B. 3. K. 6. 3.

- a. Die neue, ein Jahr alte Ranke.
- b. b. Die alte Ranke.
- c. Die Spitze. *Sagitta*.
- d. Der Schnitt.
- e. e. e. Die Augen. *Gemmae*.

Fig. IX.

Die älteste Römische Presse, von der diese Zeichnung im *Herkulano* gefunden worden ist. Man sehe hierüber S. 304 — 06:

- A. Die Presse. *Prelum*.
- B. B. Die zwei Presser, von denen der eine von vorn, der andere von hinten zu schlägt. In der veredelten poetisch mahlenden Vorstellung hier als Genien dargestellt. *Genii pulsanter vectes*.
- C. Der Mischer, welcher gekochten Wein bereitet. *Genius mango vinum passum faciens*.
- a. a. a. Die cylinderförmige Keile. *Vectes cylindriciformes prementes*.
- b. b. Die Weinbeeren. *Baccae uvarum*.
- c. c. Der Most. *Mustum defluens*.
- d. Das den Most auffangende Gefäß. *Vas torculum*, oder vielleicht auch: *urceus mustarius*. Kato K. 11.
- e. Der Kessel. *Ahenum coculum*. Kato K. 11.
- f. Der Kochofen. *Fornax*.
- g. Das Kohlenfeuer. *Ignis e carbonibus*.
- h. Die Rühr- und Schöpfstange. *Trulla*. Kato K. 11.
- i. i. Der Hammer oder Schlägel. *Malleus*.
- k. Der kochende Most oder Wein. *Vinum passum*. Besser vielleicht: *mustum coquens oder patiens*.

Berichtigungen und Verbesserungen.

Seite	1	Zeile	11	Mosés: lies Mosis.
-	4	-	7	Hinter dem Punkt nach Eden einen —
-	4	-	36	Am Ende der Anmerkung zwei Häckgen.
-	5	-	7	Hinter dem Punkt nach ist einen —
-	6	-	8	Jerhovah; lies Jelrovah.
-	6	-	35	Seinen Vasengemälden: lies seiner Erklärung griechischer Vasengemälde.
-	9	-	28	statt, muß ein; seyn.
-	9	-	32	Euphrath: lies Huphrath.
-	10	-	18	Nach Ufern ein Komma.
-	11	-	15	Kennsnisse: lies Kenntnisse.
-	14	-	12	wollte: lies wolle.
-	19	-	2	Nach also fällt das Komma weg.
-	19	-	11	Nach Erörterung fällt das Komma weg.
-	19	-	11	Nach Erörterung, fällt das Komma weg.
-	19	-	25	Nach Urkunde fällt das Komma weg.
-	19	-	30	umströmt: lies umströmte.
-	19	-	35	Hinter gekannt zwei Häckgen.
-	25	-	17	Hinter haben zwei Häckgen.
-	25	-	21	del. die zwei Häckgen hinter dem Punkte.
-	35	-	33	Vor ziemlichem setze man in.
-	39	-	12	Bozne: lies Bozer.
-	40	-	18	Hinter und: lies wovon er
-	50	-	20	Lybien: lies Libyen.
-	50	-	33	εσπεριδων: lies εσπεριδων.
-	54	-	37	welchen: lies welchem.
-	55	-	10	Hinter Tochter, ein Komma.
-	60	-	32	automatische: lies automatische.
-	67	-	-	Angla: lies Aegla.
-	67	-	33	Erythra: lies man Erytheia.
-	81	-	14	Ferdinands: lies Franz.
-	83	-	37	statt §. 1. muß es §. 2. seyn.
-	85	-	20	dadurch: lies sie durch.
-	99	-	1	denn; lies dann.
-	104	-	13	Wein: lies Weine.
-	106	-	27	siebenden: lies siebenten.
-	112	-	12	Es: lies Er.
-	114	-	14	Hephaistes: lies Hephaistos.
-	115	-	34	καλαζεσθαι: lies καλαζεσθαι.
-	120	-	5	, muß ein Punkt seyn.
-	124	-	8	Palästinienser: lies Palästinenser.
-	132	-	4	schönen: lies schöne.
-	133	-	25	Plutarch: lies Xenophon.
-	135	-	22	; muß ein, seyn.
-	135	-	33	Asgenen: lies Aigänen.
-	135	-	35	fande: lies fand.
-	139	-	12	Von: lies Vor.
-	139	-	32	αισθεν: lies αισθεν.
-	140	-	27	Nach Buches, fällt das Komma weg.
-	141	-	31	Nach Individuen, fällt das Komma weg.
-	145	-	17	Hinter Bildung ein Komma.

Seite	Zelle	
157	10	verpichten: lies verpflichtet.
160	28	welche: lies welches.
168	11	erwachsenden: lies erwachsende.
168	11	gepflegten: lies gepflegte.
183	55	εκατω: lies εκατο.
101	51	ευσομαχα: lies ευσομαχα.
237	35	σκαρα: lies σπορα.
143	34	παιδεια: lies παιδεια.
144	17	empfohlen: lies empfahlen.
148	21	denn: lies dann.
148	25	richten: lies richteten.
249	12	rechte: lies sehr.
255	7	wahrscheinlich: lies wie wir wissen.
268	-	Setze man als Motto: Et virum bonum cum laudabant, ita laudabant: Bonum agricolam bonumque colonum. Amplissime. Laudari existimabatur, qui ita laudabatur.

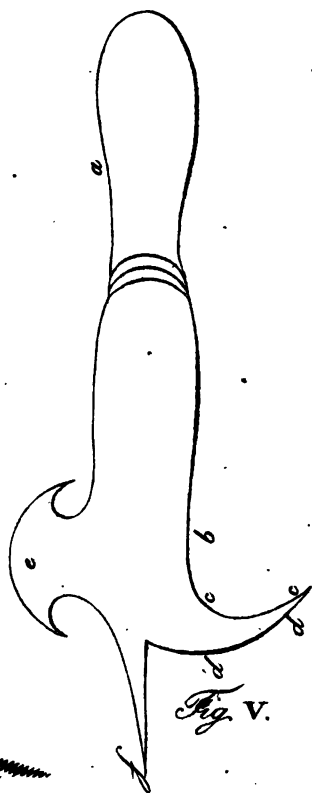
M. Kato.

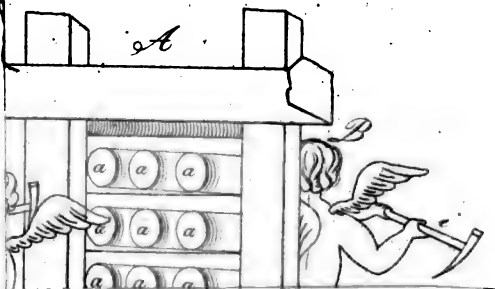
271	3	Noetia: lies Nortia.
273	32	Darf sectus nicht eingetrückt seyn.
280	17	lybische: lies libysche.
284	8	Weltkämpfe: lies Wettkämpfe.
286	27	Aufgaben: lies Ausgaben.
288	21	Amminarischen. — lies Amminatischen. —
292	26	Venafranischen: lies Venafrausischen.
300	34	verpichte: lies verpflichtet.
327	1	mann: lies man.
308	3	Menakrates: lies Menekrates.
342	22	den: lies dem.
344	13	Gänge: lies Gängen.
348	21	dieser: lies diesen.
353	19	Stunden: lies standen.
371	24	Chalciditidsche: lies Chalcidicidsche.
373	11	und an: lies der an.
387	8	hinter hatten setze man ein Komma.
389	9	Insel: lies Inseln.
390	29	nämlich: lies nemlich.
393	22	nöthig: lies möglich.
394	17	Vor Karthago setze man ein Punktum, und nach um zogen ein Semikolon.
395	1	Nach Rücksichten fällt das Komma weg.
396	20	wahr: lies war.
396	26	die: lies diese.
404	10	Prancianischen: lies Präcianischen.
404	11	Prancius: lies Präcius.
406	13	Hinter Bouteillen setze man ein Komma.
407	5	Mackenbirnen: lies Mückenbirnen.
407	30	Bergamas: lies Bergamo.
408	5	Narvianischen: lies Nävianischen.
409	33	Hinter wurde setze man ein Komma.
414	34	αληνα: lies αληθινα.

Seite 431	Zeile 14	Porthyrites: lies Porphyrites.
- 432	- 10	Nach noch schalte man ein: nicht.
- 432	- 26	Nach Anthedon ein Komma.
- 138	- 15	Setze man anstatt: Uebrigens theilt er sie — Er theilt sie etc.
- 441	- 31	Mann: lies Man.
- 450	- 30	Amiolanischen: lies Amiklischen.
- 459	- 29	gröste: lies größten.
- 459	- 29	stärkste: lies stärksten.
- 460	- 14	lahne: lies lehne.
- 465	- 3	denn; lies dann.
- 466	- 14	Nach als nehme man in weg.
- 467	- 36	der: lies die.
- 468	- 16	Nach waren nehme man das Komma weg.
- 468	- 22	der: lies dir.
- 472	- 8	dürrem: lies dürrer.
- 478	- 16	Nach schien nehme man das Komma weg.
- 479	- 26	alle: lies allen.
- 480	- 3	Nach Gefässen setze man ein Komma.
- 482	- 11	Nach verwebt setze man ein Komma.
- 489	- 9	brennte: lies brannte.
- 494	- 8	fühlte: lies fühl.


Vorrede, Idylle, Verzeichnifs, Einleitung.

Seite	XV	Zeile 29	wie als: lies als wie.
-	XVI	- 21	Inkorrektheiten: lies Inkorrrektheiten.
-	XVII	- 28	Nach Tiefe ein Punktum.
-	XX	- 19	würzige: lies würzigen.
-	XXV	- 37	nich: lies nicht.
-	XXX	- 17	wär's: lies war's.
-	XXX	- 17	Thophrastus: lies Theophrastus.
-	XXX	- 33	die: lies den.
-	XXXIII	- 33	Schoose: lies Schoofs.
-	XXXIX	- 17	Alexander; lies Alexanders.
-	XXXX	- 6.9.	Karl: lies Karls.
-	XLV	- 26	Phocaeer: lies Phoeceer.
-	XLVIII	- 8	Stoppen: lies Steppen.
-	LIV	- 1	auffinden: lies auffinde.
-	LIV	- 15	erstlich: lies erstlich.
-	LV	- 18	denn; lies dann.
-	LV	- 33	griechischen: lies griechischer.
-	LIX	- 8	Nach Wissenschaften schalte ein: also.
-	LX	- 22	Nach zum wenigsten schalte man ein: ihrer.









JAN 7 1890

FEB 20 1893

R 27 1893

